Ad
Bibl. reg. pal.

Sd (b) 223-7

~~II 42 b 32~~

Geſchichte
der
merkwürdigſten
Reiſen
welche
ſeit dem zwölften Jahrhunderte zu Waſſer
und zu Land unternommen worden ſind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

VII. 3. Seite 112.

Siebenter Band.
Mit einer Karte von Guinea.

Frankfurt am Main, 1793
in der Hermanniſchen Buchhandlung.

Geſchichte
der
merkwürdigſten Reiſen.

Siebenter Band.

Vorrede.

Dieſem ſiebenten Bande meiner Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, fehlt es weder an abwechſelnder Mannigfaltigkeit, noch an unterhaltenden Schilderungen und Anekdoten, und ich glaube mir daher ſchmeicheln zu dürfen, (wenn ich den Geſchmak des Publikums kenne) daß er vor allen ſeinen älteren Brüdern meinen Leſern gefallen werde.

Ich geſtehe aber gerne, daß ich mir dabei nur ein ganz kleines Verdienſt zueigne — das Verdienſt, die reichhaltigen Materialien, die ich

vorfand, ausgehoben, geordnet, und ſo aufgepuzt zu haben, daß ſie vor dem Publikum erſcheinen durften. Alle übrigen erſt erwähnten Vorzüge dieſes Bandes liegen in dem guten Stoffe, und in den brauchbaren Hülfsmitteln zur Bearbeitung deſſelben.

Der flüchtigſte Ueberblik des InnhaltsVerzeichniſſes wird meine Leſer überzeugen, daß ich hier nicht zuviel verſpreche, wenn ich Ihnen dieſen Band, als unterhaltend ankündige.

Mit demſelben fängt der dritte Abſchnitt der Reiſen nach und in Afrika an, welcher Abſchnitt die ganze, weite, merkwürdige Küſte von Guinea umfaßt. Um mehrerer Bequemlichkeit willen zerſchnitt ich denſelben, nach den einzelnen Küſten dieſer weiten Landſtrekke, in drei Unterabtheilungen, von welchen dieſer Band

— nach vorangeſchikter planmäſſiger Einleitung — nicht nur die ganze erſte — die Beſchreibung und Reiſen von der Sierraleonaküſte — ſondern auch einen Theil der zweiten Unterabtheilung, nämlich die erſten Reiſen der Engländer nach der Küſte von Guinea im engern Verſtande, in kurzen Auszügen enthält.

Das Werk ſchreitet nun raſcher vorwärts; die Bände werden jezt ſchneller auf einander folgen, die Länder- und Reiſebeſchreibungen werden jezt immer intereſſanter — auch an meiner Bemühung für zwekmäſſige Unterhaltung ſoll es nicht fehlen — und ich glaube nun, daß ſelbſt bei der gröſſeren Zahl von Bänden, als ich Anfangs berechnet habe, doch mein Werk den Vorwurf unnöthiger Weitſchweifigkeit nicht verdienen wird.

Eine vollſtändige Geſchichte der merkwürdigſten Reiſen, nach meinem Plane, mit ausführlichen Beſchreibungen der Länder und Völker verbunden, darf wol nicht in wenig Bände gepreßt werden? —

Der nächſtfolgende achte Band, welcher ſchon ganz zum Drukke ausgearbeitet iſt, enthält alle in die zweite Unterabtheilung des dritten Abſchnitts gehörigen merkwürdigen Reiſen nach Guinea, und der bald auch vollendete neunte Band wird die vollſtändige, und, wie ich mir ſchmeichle, unterhaltende Beſchreibung aller Länder und Völker von Guinea liefern.

Stuttgart, am 15 März. 1793.

Der Verfaſſer.

Innhalts=

Innhalts-Verzeichniß
des ſiebenten Bandes.

Erſte Abtheilung.
Reiſen nach und in Afrika.

Dritter Abſchnitt. Reiſen nach Guinea.

Einleitung. S. 5.

Allgemeine Länderkunde von Guinea. S. 7.

Litteratur.

a) Quellen-Verzeichniſſe. S. 7.

b) Allgemeine Beſchreibungen von Afrika. Ebend.

c) Schriften, welche Guinea inſonderheit betreffen. S. 10.

(a) Allgemeine Beſchreibungen von Guinea. Ebend.

(b) Abhandlungen über einzelne Gegenſtände. S. 17.

(c) Reiſebeſchreibungen. S. 19.

α) Nach Guinea überhaupt. Ebend.

β) Nach einzelnen Theilen dieſer Küſte. S. 24.

(d) Schriften, welche den Sklavenhandel betreffen. S. 25.

d) Karten von Guinea. S. 26.

Ueberſicht der ganzen Küſte von Guinea. S. 29.

I. Küſte von Sierra-Leona. S. 32.

II. Küſte von Guinea, im engern Verſtande. S. 35.

1. Die Pfeffer- oder Körnerküſte. S. 36.

2. Die Zahn- oder Elfenbeinküſte. Ebend.

3. Die Goldküſte. S. 37.

4. Die Sklavenküſte. S. 39.

Reiſen nach Guinea.

Erſte Unterabtheilung. Reiſen nach Sierraleona, und Beſchreibung dieſer Küſte. S. 45.

Einleitung. S. 46.

I. Allgemeine Beſchreibung der Küſte von Sierraleona. S. 53.

II. Natürliche Beſchaffenheit und Produkte des Landes. S. 66.

Klima, Witterung, Boden. S. 66.

Produkte. S. 69.

III. Einwohner von Sierraleona. S. 89.

Schilderung der Negern von Sierraleona, ihrer Sitten, Gebräuche und Meinungen. S. 91.

Leibesgeſtalt. S. 91.

Sprachen. S. 94.

Sitten. S. 95.

Weiber-Kleidung. S. 96.

Häusliche Geſchäfte. Tanz. S. 97.

Begräbniß-Feierlichkeiten. S. 99.

Trauer. S. 100.

Koſt. S. 103.

Handwerke. S. 103.

Kleidung. S. 104.

Bezeichnung der Haut. S. 107.

Häuſer und Dörfer. S. 108.

Eheſtand-Heurathsgebräuche. S. 111.
(Hiezu die Titelvignette)

Beſondere Zeremonien bei Leichenbegängniſſen. S. 115.

Zauberei. Giftprobe. S. 123.

Grisgris-Männer. S. 125.
Krankheiten. Arzneikunde. S. 127.
Religion. Fetiſche. Aberglaube. S. 128.
Regierungsform. S. 136.
Geſezze. Juſtiz. S. 141.
Die Purrah. Geheimer Orden. S. 145.
Kriegsweſen. Waffen. S. 147.

VI. Kurze Nachricht von dem Handel auf der Küſte von Sierraleona. S. 153.

Merkwürdige Reiſen nach der Küſte von Sierraleona. Kurze Geſchichte der neuen brittiſchen Niederlaſſung daſelbſt. S. 159.

Vorerinnerung. S. 161.

I. Wilhelm Snelgrave's, brittiſchen Schiffshauptmanns, Reiſe nach Sierraleona, und Abentheuer unter den Seeräubern daſelbſt. Im J. 1719. S. 163.

Gräuliche Schilderung des Seeräuberlebens. S. 165. u. ff.

II. Wilhelm Smith's, brittiſchen Ingenieurs, Reiſe nach Sierraleona. Im J. 1726. S. 170.

Komiſcher Vorfall. S. 171.
Schlägerei mit einem Negerkönig am Scherfluſſe. S. 177.

III. Kurze Geſchichte der neuen engliſchen Niederlaſſung zu Sierraleona. S. 183.

Zweite Unterabtheilung. — Reiſen nach der Küſte von Guinea im engern Verſtande. S. 195.

Einleitung, S. 197.

I. Erſte Reiſen der Engländer nach Guinea. S. 199.

Vorerinnerung. S. 201.

I. Thomas Windham's Reiſe nach Guinea und Benin. Im J. 1553. S. 203.

II. Johann Lok's Reiſe nach Guinea. Im J. 1554. S. 212.

III. William Towrſon's erſte Reiſe nach Guinea. Im J. 1555. S. 220.

IV. William Towrſon's zweite Reiſe. Im J. 1556. S. 259.

V. William Towrſon's dritte Reiſe. Im J. 1558. S. 288.

VI. Willhelm Rutters Reiſe. Im J. 1562. S. 321.

VII. Robert Baker's zweite Reiſe. Im J. 1563. S. 328.

Erzählung ſeiner merkwürdigen Unglüksfälle.

VIII. David Carlet's Reiſe. Im J. 1564. S. 344.

Anhang. — Nachtrag zu der Beſchreibung des gegenwärtigen Zuſtands der franzöſiſchen Beſizzungen in Senegambien. S. 349.

I. Kurze Nachricht von ihrer gegenwärtigen Verfaſſung. S. 353.

II. Von dem franzöſiſchen Handel in Senegambien, und von den Verſuchen, ſich der Goldminen in Bambuk zu verſichern. S. 364.

Erſte

Erſte Abtheilung.

Reiſen nach und in Afrika.

Dritter Abſchnitt.

Reiſen nach Guinea.

Erſte Abtheilung.

Reiſen nach und in Afrika.

Zweiter Abſchnitt.

Reiſen nach Guinea.

Einleitung.

Nach der veſtgeſezten Ordnung muß nun dieſer dritte Abſchnitt der erſten Abtheilung die Reiſe- und Länderbeſchreibungen von **Guinea** in ſich begreifen, da wir in dem vorigen Abſchnitte von **Senegambien** gehandelt haben.

Wir verſtehen hier nämlich unter **Guinea**, den ganzen Küſtenſtrich von Weſtafrika, den man ſonſt auch **Oberguinea** nennt — die **Küſte von Sierraleona** mit einbegriffen.

Ehe wir aber zu den Reiſe- und Länderbeſchreibungen dieſes Küſtenſtrichs ſelbſt kommen, müſſen wir vorher, wie bei Senegambien, ein kurzes räſonnirendes Verzeichniß der hiehergehörigen Schriften und Hülfsquellen und eine kurze allgemeine Ueberſicht des in dieſem Abſchnitte abzuhandelnden Theils von Afrika geben.

Auf dieſe vorbereitende Einleitung folgen dann die Reiſe= und Länderbeſchreibungen ſelbſt, um der Gröſſe des hier zu betrachtenden Landes willen in mehrere Unterabtheilungen zertheilt.

Wie wichtig — in jedem Betracht — die Küſte von Guinea iſt, wie viel Intereſſe die Betrachtung ihrer Bewohner für den aufmerkſamen Menſchenforſcher hat, und wie viel Nüzliches und Lehrreiches die Nachrichten von dieſem Lande enthalten, werden wir erſt dann beurtheilen können, wann wir das Beßte aus dem groſſen Vorrathe von Reiſen, Beſchreibungen, einzelnen Nachrichten und Bemerkungen, welche dieſen Erdſtrich betreffen, ausgehoben haben.

Dies iſt der Gegenſtand dieſes Abſchnitts.

Allgemeine Länderkunde von Guinea.

Litteratur.

A) Quellen = Verzeichniſſe.

Dieſelben die bei Senegambien (im III. B. d. W. S. 5.) angeführt worden ſind — auſſer Demanet.

B) Allgemeine Beſchreibungen von Afrika.

Zu den bei Senegambien genannten können noch geſezt werden:

1) Hiſtoire générale, civile, naturelle, politique et réligieuſe de tous les peuples du monde etc. etc. par l'Abbé *Lambert*, 12 Paris, 1750. ſv. XV. Voll.

Eine höchſt elende Kompilazion. (Meuſel Bibl. hiſt. Vol. I. P. I. p. 131.)

2) Mélanges intéreſſans et curieux, ou Abrégé d'hiſtoire naturelle, morale, civile et politique etc. à Paris, 1763 ſv. X. Voll. in 12.

Der Verfaſſer dieſer minder ſchlechten, doch unkritiſchen Kompilazion iſt der Marquis de Surgy, der nach Prévôt's Tode die Fortſezzung der Hiſt. générale des Voyages beſorgte.

3) Hiſtoire générale de l'Aſie, de l'Afrique

et de l'Amérique, etc. par Abbé *Roubaud* à Paris, 1770—72. XII. Vol. in 12.

Auch eine ſehr unkritiſche, unbrauchbare Kompilazion.

4) Dorville's Geſchichte der verſchiedenen Völker des Erdbodens u. ſ. w. Aus dem Franz. 8 Leipzig und Hof, 1773—78. VI. Bde.

Von gleichem Werthe.

5) Baumann's (L. A.) Abriß der Staatsverfaſſung der vornehmſten Länder in Afrika ꝛc. 8 Brandenburg, 1778.

Etwas nachläſſig gearbeitet und nicht aus den beßten Quellen geſchöpft. (Meuſel, Bibl. hiſt. Vol. II. P. II. p. 332.)

6) Choix de lectures géographiques &c. par *Mentelle*, à Paris, 1784. VI. Voll. avec Cartes.

Auch eine Kompilazion, zwar aus meiſt guten und neueren Schriftſtellern, doch ohne gehörige Auswahl und Ordnung zuſammengetragen.

7) Almanach américain, aſiatique et africain. 12. Paris, 1785.

Der Verfaſſer, Poncelin de la Roche-Tilhac, gab zuerſt 1783. und 84. einen Almanach Américain heraus — dieſem folgte dann 1785. der hier angezeigte, der auch noch einige Jahre nachher als Almanach erſchien. Er enthält brauchbare geographiſch-ſtatiſtiſche Zuſätze zu eben dieſes Ver-

faſſers (im III. B. d. W. S. 8. angeführtem) Tableau du Commerce & des Poſſeſſions des Européans &c.

8) Afrika, ein geographiſch = hiſtoriſches Leſebuch. Von R. Hammerdörfer und M. Roſche. gr. 8 Leipz. 1787.

(Man ſehe V. B. d. W. S. 352.) — Auch die Beſchreibung von Guinea iſt ſehr dürftig. Man ſehe nur, was S. 422. u. ff. von der Sierraleonaküſte geſagt wird! — Dies Alles iſt aus DelaPorte's Briefen getreulich abgeſchrieben. — Das Ganze iſt ein elendes Machwerk, und doch (ſo höre ich) erlebt es jezt eine zweite Auflage!!! — Ein Beweis für den Flor des Studiums der Erdkunde in Deutſchland!

9) *Abulfedae* Africa, curavit *Eichhorn.* gr. 8. Gotting. 1791.

Ein erwünſchter Abdruk des arabiſchen Originals der kurzen Erdbeſchreibung von Afrika jenes illuſtren Hiſtorikers. Von Guinea — das den Arabern unbekannt blieb — enthält ſie nichts.

10) *Hartmanni* (J. M.) Commentatio de Geographia Africae Edriſiana gr. 4 Gotting. 1791.

Von dieſer trefflichen Preißſchrift iſt ſchon im V. B. d. W. das Nöthigſte geſagt worden.

C) Schriften, welche Guinea insbeſondere betreffen.

(a) Allgemeine Beſchreibungen von Guinea:

1) Vera et hiſtorica deſcriptio auriferi regni Guineae ad Africam pertinentis etc. latinitate ex germanico donata, ſtudio et opera M. Gotardi *Arthus*, Dantiscani. fol. Francof. ad M. 1605. c. fig.

Dieſe, wie der Titel ſagt, aus dem Deutſchen überſezte Beſchreibung von Guinea macht den 6ten Theil der bekannten Reiſeſammlung der Brüder de Bry aus, welche unter dem Titel: India orientalis, von 1598. bis 1628. in lateiniſcher Sprache zu Frankfurt a. M. in XII. Theilen in Folio mit vielen Kupfern herausgekommen iſt. Deutſch erſchien dies ſeltene Werk ebendaſelbſt, unter dem Titel: Orientaliſches Indien, auch in Folio. — Holländiſch und franzöſiſch, jedes in 30. Oktavbänden, gab der Buchhändler van der Aa zu Leiden, in den Jahren 1707. bis 1710. dieſe und die amerikaniſche Reiſeſammlung von de Bry unter dem Namen Gottfried, mit Verſchweigung des Namens der Gebrüder de Bry, welche die eigentlichen Herausgeber des Originals ſind, heraus. *)

*) Eben dieſe Reiſen findet man auch in Levini Hulſii Sammlung von Schiffahrten — welche von 1598. bis 1650. in vielen Bänden in 4. herausgekommen iſt. (Meuſel, Bibl. hiſt. Vol. II. P. I. p. 336.)

Was die hier erwähnte Beſchreibung von Guinea betrifft, ſo kenne ich ſie zwar nicht, wobei ich auch nichts zu verlieren glaube, vermuthe aber, daß ſie mit der hier nach genannten einerlei iſt, weil auch Linſchoten's Reiſen in derſelben Sammlung ſtehen.

2) Beſchryvinghe van de gantſche Cuſte van Guinea, Manicongo, Angola, Manomotapa ꝛc. van Jan Huyghen van Linſchoten ꝛc. 't Amſtelredam, Anno 1605. Folio (mit 2 Karten.)

Dies iſt ein mit beſonderm Titelblatt gedruckter Anhang zu Linſchoten's bekannter und ſeltengewordener Reiſebeſchreibung. Das beſonders ſeltene Original (ich beſizze es) führt den Titel:

Itinerario, Voyage ofte Schipvaert, van Jan Huygen van Linſchoten naer Ooſt ofte Portugaels Indien. &c. &c. 't Amſtelredam. (Ohne Jahrzahl) mit vielen Kupfern und Karten. In Folio. 160 Seiten.

Dann folgt mit beſondern Seitenzahlen und Titel: Reys-Gheſchrift van de Navigatien der Portugaloyſers in Orienten. &c. &c. Door Jan Huyghen van Linſchoten. 't Amſtelredam. Anno 1604. — 147 Folioſeiten.

Auf dieſes kömmt dann oben angeführte Beſchreibung von Guinea ꝛc. ꝛc. welche gar keine Seitenzahlen hat, und den Beſchluß macht das Regiſter über das Itinerario und über die Reysgeſchrift. — Folglich bildet dies zuſammen Ein Werk, deſſen drei einzelne Theile wahrſcheinlich aber einzeln ausgege-

ben worden ſind. *) Dies merkwürdige Werk iſt in mehrere Sprachen überſezt worden und ſteht auch in de Bry's genannter Sammlung im IIten Theile.

(Stuck's Verzeichniß, Nro. 2705. — Meuſel, Bibl. hiſt. Vol. II. P. I. p. 341.)

Was in dieſem Linſchotiſchen Werke von dem eigentlichen Guinea geſagt wird, iſt ſehr wenig und ſehr unbedeutend.

Ich vermuthe, daß die im 2ten Theil des Stuck'ſchen Verzeichniſſes Nro. 2647. angeführte:

Hughen (Jon.) Beſchryvinge van de Cuſte van Guinea, Manicongo, Angola, Monomotapa. Amſt. 1644. fol. —

nichts als eine neuere Auflage der hier angezeigten Linſchotenſchen Beſchreibung iſt. — Vielleicht verhält es ſich eben ſo mit der Beſchreibung von Guinea, welche der im J. 1665. erſchienenen holländiſchen Ueberſezzung der Geographie des Leo, des Afrikaners angehängt iſt? **)

3) Barbot's Beſchreibung von Guinea.

So wird im II. III. und IV. Bde der allg. Hiſtorie der Reiſen ein Werk angeführt, das mir ſonſt ganz

---

*) Ich habe mich bei dieſer Anzeige etwas lange aufgehalten, weil das Werk ſo ſelten geworden iſt, daß Stuck und Meuſel keine ächte Notiz von dem Originale deſſelben geben konnten.

**) Meuſel, Biblioth. hiſtor. Vol. II. P. II. p. 319. & Vol. III. P. I. p. 162.

unbekannt iſt. *) Stuck ſagt in ſeinem Verzeichniſſe nichts weiter davon, und Meuſel (Bibl. hiſt. Vol. III. P. I. p. 184.) gibt bloß folgende Nachricht von den geographiſchen Schriften der Barbot:

„In der Churchillſchen Reiſeſammlung finden ſich:

(1) Joh. Barbot's Beſchreibung von Nord- und Süd-Guinea, und Nieder-Ethiopien, in ſechs Büchern.

(2) Deſſelben Supplement zu der neuen Beſchreibung von Guinea, in zwei Büchern.

(3) Jakob Barbot's des ältern, Bruders des erſtern, Reiſe nach Neu-Kalabar.

(4) Joh. Barbot's Beſchreibung von Nieder-Ethiopien, aus den beßten Schriftſtellern geſammelt.

(5) Jakob Barbot's, des Jüngern, Sohns des ältern Jak. Barbot's, Reiſe nach Kongo.“ — Alle dieſe Schriften findet man in den angezeigten Bänden der allgem. Hiſt. der R. abgekürzt. Daſelbſt wird geſagt, daß Johann Barbot im J. 1678. General-Agent der franzöſiſch-afrikaniſchen Kompagnie in dieſen Gegenden war, und ſeine Beſchreibung theils aus eigener Erfahrung aufgeſezt, theils aus Andern, die er nicht nannte, zuſammengetra-

*) Es iſt doch ſonderbar, daß man nirgends eine nähere Nachricht finden kann! Die Barbots waren doch Franzoſen, folglich ſollten die Originale ihrer Schriften franzöſiſch ſeyn. Ich habe vergebens alle mir bekannten Werke hierüber nachgeſchlagen, und wünſchte ſehr, darüber belehrt zu werden.

gen hat. Jakob Barbot, der ältere war Theilhaber mit Londonſchen Kaufleuten an Schiffen, die nach Guinea handelten, und reiste als Schiffsſchreiber mit dahin. Der jüngere Jakob Barbot machte im J. 1700. eine Reiſe nach Kongo, und ſtarb auf der Rükkehr zu Barbados. Seine Reiſegeſchichte iſt aus dem Tagebuche des Oberſteuermanns Joh. Caſſeneuve genommen und den Schriften der ältern Barbots beigefügt. — Mehr konnte ich von dieſen Leuten und ihren geographiſchen Arbeiten nirgends vorfinden.

4) Erich Tillemand's Liden enfoldig beretning om det Landskap Guinea. 8 Kiobenhavn, 1697.

Iſt mir nur dem Titel nach bekannt. (Meuſel, Bibl. hiſt. Vol. III. P. I. p. 164.)

5) Wilhelm Bosman's Nawkeurige Beſchryving van de Guineſe Goud = Tand = en Slaven = Kuſt. 4 Utrecht — 1704. 4 Amſterd. 1719. m. K.

Franzöſiſch: 12. Utrecht, 1705. m. K.
Engliſch: 8. London, 1705. auch 1721. m. K.
Deutſch: aus dem Franzöſiſchen: 8. Hamburg, 1708.
Italieniſch: auch aus dem Franz. 8. Venedig, 1752—54. III. Bde m. K.
Auszug: Im III. und IV. Bd. der allg. Hiſt. d. R.

Bosmann war holländiſcher Unterſtatthalter in Guinea und Kommandant von El Mina; er lebte 13. Jahre in dieſem Theile von Afrika, und lieferte uns eine Beſchreibung deſſelben, die noch immer eine der beßten iſt.

6) *James Houſtoun*, M. D., ſome new and accurate obſervations geographical, natural et hiſtorical, containing a true et impartial Account of the ſituation, products et natural Hiſtory of the Coaſt of Guinea etc. 12. London, 1725.

Ein unbedeutendes Werkchen, in welchem das Wichtigſte das iſt, was von dem engliſchen Handel und der ſchlechten Verwaltung deſſelben auf der Küſte von Guinea geſagt wird. (Meuſel, Bibl. hiſt. Vol. III. P. I. p. 168.)

7) *William Snelgrave's* New Account of ſome parts of Guinea aud the ſlave-trade. 8 London, 1727., und 8 1734.

Franzöſiſch von Mr. de Coulange, 12. Amſterd. 1735. mit einer Karte von D'Anville.

Auszug: in der allg. Hiſt. d. Reiſen. IV. B.

Snellgrave beſchreibt eigentlich nur die Sklavenküſte und zwar vorzüglich das Königreich Fidah. Uebrigens handelt er ſehr weitläufig von dem Sklavenhandel und erzählt ſeine merkwürdigen Schikſale.

8) L. F. Römer's Nachrichten von der Küſte Guinea, mit einer Vorrede des D. Erich Pontoppidan. Aus dem Däniſchen. 8 Kopenhagen und Leipz. 1769. m. K.

Römer war bis zum J. 1744. däniſcher Oberkaufmann in Guinea, und theilte uns nach ſeiner Rükkunſt ſchäzbare Nachrichten über dieſes Land mit. Er gab zuerſt ohne ſeinen Namen heraus: Die

Handlung verſchiedener Völker auf der Küſte von Guinea und in Weſtindien, wovon das Original im J. 1756. in 4. erſchien. Endlich lieferte er im J. 1760. das hier genannte gröſſere Werk, welches folgende Kapitel enthält: I. Von der Küſte Guinea überhaupt. II. Von der guineiſchen Handlung. III. Von der Religion der Negern. IV. Geſchichte, Sitten und Lebensart der Negern. V. Von der Handlung der Dänen und ihren Niederlaſſungen in Guinea. — Das Ganze macht ein ſehr ſchäzbares Werk aus. *)

Auch findet ſich im III. und IV. Bande der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen eine ſehr gute aus den beßten Schriftſtellern geſammelte **Beſchreibung von Guinea.**

In der Deſcription de la Nigritie, par Mr. de P. **) findet ſich ebenfalls eine brauchbare Beſchreibung dieſes Theils von Afrika.

Fran-

*) Es iſt keine neue Auflage des ältern kleinern Werks von Römer, wie Hr. Hofr. Meuſel (Bibl. hiſt. Vol. III. P. I. p. 174.) glaubt, ſondern ein ganz eigenes, neues Werk, wie ſchon die Vergleichung des Innhalts zeigt. Den Innhalt des ältern und weit kleinern Werkchens — es hat nur 156. Seiten, und das hier genannte hat deren 304. — zeige ich weiter unten an.

**) Aus der im Hülfsmittelverzeichniß des vorigen Bandes angeführten Abhandlung des de la Lande erſehe

Franciſci's (Erasmus) guineiſcher und amerikaniſcher Blumenbuſch, 8 Nürnberg, 1669.

Iſt eine eben ſo unbrauchbare, geſchmakloſe Kompilazien, als die übrigen Schriften dieſes Verfaſſers alle ſind.

(b) Abhandlungen über einzelne Gegenſtände, und Nachrichten von einzelnen Theilen von Guinea.

1) Finch's Betrachtungen über die Küſte von Sierra Leona — (vom J. 1607.)

In Purchas Pilgrims, T. I. und im III. Bd. der allg. Hiſt. d. R. (Wovon weiter unten).

2) Peter de Marees Beſchryvinge van de Goud-Kuſt van Guinea ꝛc. 4 Amſterd. 1650.

Iſt mir nur dem Titel nach bekannt. (Meuſel, Bibl. hiſt. Vol. III. P. I. p. 162.)

3) W. J. Müller's — die Afrikaniſche, auf der Guineiſchen Gold-Cuſt gelegene Landſchaft *Fetu*, wahrhaftig und fleiſſig, aus achtjähriger Erfahrung ꝛc. beſchrieben. 8 Hamburg. 1673. — 8 Nürnberg, 1675. — 8 Hamb. 1676. m. K.

Vor dieſem brauchbaren, ſorgfältig ausgearbeiteten Werkchen beſizze ich die Nürnberger Ausgabe, welcher auch die Vorrede des D. u. P. R. Capel

ich, daß der Verfaſſer ſich Pruneau de Pommegorge nennt.

vorgeſezt iſt, die nach Meuſel (Bibl. hiſt. Vol. III. p. 163.) nur bei der lezten Hamburger Ausgabe ſich befinden ſoll.

4) The engliſh acquiſitions in Guinea and Eaſt — India. 8 London, 1708.

Ein Werkchen, das ich nur dem Titel nach kenne, und das nicht von groſſer Bedeutung zu ſeyn ſcheint. (Stuck's Verzeichniß, 2ter Thl. Nro. 3136.)

5) G. *Loyer* (Réligieux) Relation du Royaume d'Iſſyny, Côte d'or, Pays de Guinée en Afrique. 12. Paris. 1714. avec. fig.

Auszug. In der allg. Hiſt. d. R. IV. B.

Ein getreuer, ſehr brauchbarer Beitrag zur Kenntniß dieſes Theils von Afrika.

6) Die Handlung verſchiedener Völker auf der Küſte von Guinea und in Weſtindien. Aus dem Däniſchen. 8 Kopenhagen, 1758.

Der Verf. iſt, wie oben geſagt, Römer. — Der Innhalt des Werkchens: 1. Von der Handlung der Holländer in Guinea. 2. Von der Handlung der Engländer — 3. Von der Handl. der Franzoſen — 4. Von der Handl. der Dänen daſelbſt. 5. Von den Franzoſen in Weſtindien. 6. Von den Engländern — 7. Von den Holländern daſelbſt. 8. Ueber die Verbeſſerung der däniſchen Handlung. Anhang: Von den Produkten der däniſch-weſtindiſchen Inſeln. (Ein brauchbares Werkchen!)

7) Rob. Norris, Beiträge zu einer genauern

Kenntniß des afrikaniſchen Königreichs Dahomy, in Guinea. Aus dem Engl. mit einer Karte. 8 Leipzig (Nürnberg) 1790.

Auch in den Sprengelſchen Beiträgen und in Forſters Magazin.

Ein wichtiger Beitrag zur Erd- und Völkerkunde.

8) Schreiben eines holländiſchen Officiers aus dem Fort El Mina in Guinea —

In Cuhn's Sammlung merkw. Reiſen in Afrika, I. Bd. — Iſt ſehr brauchbar.

(c) Reiſebeſchreibungen.

α) Nach Guinea überhaupt.

1) **Thomas Windham's** und **Antonio's Anes Pinteado** Reiſe nach Guinea und Benin, im Jahr 1553.

2) **Joh. Lok's** Reiſe nach Guinea, im J. 1554.

3) **Willh. Towrſon's** drei Reiſen nach Guinea, in den J. 1555. 1556 und 1557.

4) **Willh. Rutter's** Reiſe nach Guinea, im J. 1562.

5) **Rob. Baker's** Reiſe nach Guinea, im J. 1563.

6) **David Carlet's** Reiſe nach Guinea, im J. 1564.

Die engliſchen Originale aller dieſer kurzen Tagebücher der erſten brittiſchen Seefahrten nach Guinea ſtehen im 2ten Theil des II. Bands von Rich. Hak-

luyt's wichtiger Sammlung von Reiſebeſchreibungen. (Principal Navigations, Voyages, traffiques and diſcoveries of the english Nation &c. Folio, London 1598—1600. III. Voll.) Etwas abgekürzt findet man ſie alle der Reihe nach in dem erſten Bd. der allg. Hiſtorie der Reiſen.

7) Joh. Hawkin's Reiſen nach Guinea, in den J. 1564 und 1567.

Im III. Band der Hakluytſchen Sammlung; ſind bloſſe Handelsreiſen von geringerer Bedeutung.

8) Mich. Hemmerſam's guineiſche und weſtindianiſche Reiſebeſchreibung, von 1639. bis 1645. vermehrt durch C. L. Dietherrn. 8 Nürnberg, m. K.

Die erſte Reiſe eines Deutſchen nach Guinea; iſt aber nicht von Bedeutung.

9) Relation et Voyages des côtes d'Afrique appellées Guinée, en 1666 et 1667. Avec la Deſcription du Pays. Par Mr. *Nicolas Villault de Bellefond.* 12 Paris, 1669.

Engliſch: 12. London 1670.
Auszug: Allg. Hiſt. der Reiſen, III. Bd.
Eine der guten älteren Reiſebeſchreibungen, deren Verfaſſer ſich als guten Beobachter und treuen Erzähler bewieſen hat. (Meuſel, Bibl. hiſt. Vol. III. P. I. p. 162.)

10) Nouveau Voyage en Guinée, en 1669 et 1670. pour l'Établiſſement du Commerce, par Mr. d'*Elbée.*

Steht in Relation de ce qui s'eſt paſſé dans les Isles de l'Amérique. Paris 1671. II. Voll. in 12. und im IV. Bd. der allgem. Hiſt. d. R. — D'Elbee gieng als Geſandter zu dem König von Ardrah, von deſſen Land hier brauchbare Nachrichten gegeben werden.

11) Reiſe eines Ungenannten nach Guinea, in den J. 1670 und 1671. — Unter dem Titel: Nachricht von einer Reiſe an den afrikaniſchen Küſten —

Im Februarheft 1786. von Archenholz Litteratur- und Völkerkunde, und im XIV. Thl. der Auswahl kleiner Reiſebeſchreibungen. — Die Reiſebeſchreibung ſelbſt iſt kurz und von geringer Bedeutung.

12) **Otto Friedr. von der Gröben**, guineiſche Reiſe-Beſchreibung. 4. Marienwerder, 1694. (Mit erbärmlichen Kupfern.)

Dieſe merkwürdige Reiſe iſt der erſten Ausgabe der orientaliſchen Reiſebeſchreibung deſſelben Verfaſſers, mit beſonderm Titel angehängt. Bei der abgekürzten neuen Ausgabe jener oriental. Reiſeb. (8. Danzig, 1779.) ließ der Herausgeber dieſe intereſſante guineiſche Reiſe weg! — Gröben wurde im J. 1682. mit zwei brandenburgiſchen Schiffen von dem groſſen Kurfürſten Friedrich Wilhelm nach Guinea geſchikt, um daſelbſt eine brandenburgiſche Niederlaſſung zu gründen. (Man ſehe auch: Des Grafen von Herzberg Abhandl. am 24. Jan. 1781. in der Akademie zu Berlin vorgeleſen. Seite 19. der deutſchen Ueberſ.)

13) **Thomas Phillips** Reiſe nach Guinea, in den J. 1693 und 1674.

Das engliſche Original ſteht in der Churchillſchen Reiſeſammlung, im VI. B. Abgekürzt im IV. Bd. der Allgem. Hiſt. d. R. — Manch Gutes findet ſich in dieſer Reiſebeſchreibung, aber auch manch Schlechtes. (Meuſel, l. c. p. 162.)

14) Voyage du Sieur *Montauban* en Guinée — hinten an: Relation des Voyages et des Découvertes que les Eſpagnols ont faits dans les Indes occidentales. 8 Amſt. 1698. avec fig.

Iſt mir nur dem Titel nach bekannt; ſcheint auch nicht von groſſem Werthe zu ſeyn.

15) Voyage aux Côtes de Guinée et eu Amérique, par M. N*** 12. Amſt. 1719. avec fig.

Iſt für die Geographie von geringem Werthe. (Meuſel, l. c. p. 167.)

16) *John Atkins* Voyage to Guinea, Braſil and the Weſt-Indies. 8 London, 1723. — it. 8 London, 1735.

Auszug: Im III. Bd. der allgem. Hiſt. d. R. Der Verfaſſer machte dieſe Reiſe als Schiffswundarzt, und gab nachher dieſe Beſchreibung davon heraus, die in ſeinem Vaterlande groſſen Beifall fand; doch iſt ſie keine der vorzüglichſten. (Meuſel, l. c.)

17) Voyage du Chevalier *des Marchais* en Guinée, isles voiſines & à Cayenne, fait en 1725. 1726 et 1727. — 12. Paris, 1730. — 12 Amſt. 1731. IV. Vol. avec Cartes et fig.

Auszug: Im IV. Bd. der allg. Hiſt. d. R.
Labat, der ſich ſoviel Verdienſt um die Geographie von Afrika erworben hat, iſt auch Herausgeber von dieſem Werke, deſſen beide erſten Theile ſehr ſchätzbare Nachrichten von Guinea enthalten.

18) *William Smith*, New Voyage to Guinea. 8 London, 1744. — 8 London, 1750. with Cuts.

Franzöſiſch: 12. Paris, 1751. II. Voll. avec fig.
Auszug: Im III. Bd. der allg. Hiſt. d. R.
Eine gute, brauchbare Reiſebeſchreibung, die aber wahrſcheinlich noch weit beſſer ausgefallen wäre, wenn Smith ſie ſelbſt herausgegeben hätte. Sein Herausgeber miſchte allerlei Fremdes hinein und ließ manch Gutes weg. (Meuſel, l. c.)

19) *Joh. Rask*, En kort of handfaerdig Reiſebeſchrivelſe til og fra Guinea. 8 Drantheim, 1754.

Scheint nicht von Bedeutung zu ſeyn. *)

20) P. E. Iſert's Reiſe nach Guinea und den Caribäiſchen Inſeln. In Briefen. 8 Koppenhagen, 1788. m. K. (Ein Nachdruk iſt zu Nürnberg erſchienen.)

Iſert war drei Jahre von 1783. bis 1787. als däniſcher Arzt in Guinea, und liefert uns in ſeiner Reiſebeſchreibung treffliche Nachrichten von einem Theil dieſer Küſte, die er bereiſet hat.

*) Ich beſizze dieſe Reiſebeſchreibung noch nicht; ich hoffe ſie aber noch zu rechter Zeit zu erhalten.

β) Reiſen in einzelne Theile der Küſte von Guinea.

(α) Nach Sierra Leona.

1) Petro de Cintra, portug. Schifkapitän's Entdekkungsreiſe von Kadamoſto beſchrieben.

Es war die erſte Reiſe nach Sierra-Leona. Im II. B. d. W. S. 255. u. ff.

2) Joh. Matthews's Reiſe nach Sierra Leona, ꝛc. ꝛc. ꝛc. in Briefen geſchrieben in den J. 1785. 1786 und 1787. Aus dem Engl. (Mit guten Anmerkungen des Ueberſezzers) 8 Leipzig, 1789.

Auszug: In den Sprengelſchen Beiträgen. Ein treffliches, ſehr brauchbares Werkchen.

(β) Nach Fetu.

3) Joh. Jac. Zureichs Reiſe nach Fetu — in der kleinen Sammlung: Vier löblicher Stadt Zürich verbürgerter Reiſebeſchreibung. 8 Zürich, 1678.

Iſt ziemlich unbedeutend.

(γ) Nach Benin.

4) *James Welsh*'s two Voyages to Benin, 1588. et 1590.

5) *Ant. Ingram*'s Relation concerning a Voyage to Benin, 1588.

Beide ſtehen im 2ten Theil des II. Bands der Hakluytſchen Sammlung, und im I. Bd. der allgem. Hiſt. d. R.

(δ) Nach Kalabar.

6) **Barbot's** und **Grazilhier's** Reiſe nach Neukalabar ꝛc. 1699.

Wovon oben. — Im IV. Bd. der allg. Hiſt. d. R.

(d) **Schriften über Guinea, welche den Sklavenhandel betreffen, oder mit beſonderer Rükſicht auf dieſen geſchrieben ſind:**

1) *A ſhort Account of that Part of Africa inhabited by the Negroes.* gr. 8 Philadelphia et London, 1768.

Eine treffliche Schrift gegen den Negerhandel, zur reifen Unterſuchung dieſes wichtigen Gegenſtandes ſehr brauchbar.

2) *Anton Benezet, Some hiſtorical Account of Guinea, its ſituation produce and the general diſpoſition of its inhabitants etc. Alſo a recapitulation of the ſentiments of ſeveral Authors, particularly of a Treatiſe written by Granville Sharpe.* 8 Philadelphia, 1771. — 8. London, 1772.

Zu gleichem Zwek geſchrieben, wie vorgenannte, und eben ſo leſenswerth.

3) **S. Hollingworth's** Abhandlung von den Sitten, der Regierungsart und dem Geiſt der Völker von Afrika, nebſt deſſen Anmerkungen über die Abſchaffung des Sklavenhandels. (Aus dem Engl. v. **Walterſtern**) 8 Halle, 1789.

Die Abhandlung über die Negern iſt ſehr oberflächlich.

4) Mehrere kleine Schriften über den Negerhandel in den Sprengel- und Forſterſchen Beiträgen zur Völker- und Länderkunde — als:

(1) Ramſay über die Behandlung der Negerſklaven in Weſtindien. (Im V. Thl.)

(2) Nickols und Newton über die Behandlung der Negerſklaven und über den Negerhandel. (Im IX. Thl.)

(3) Alex. Falconbridge's Nachricht vom Negerhandel, nebſt einer kurzen Nachricht desjenigen Theils von Afrika, woher die Sklaven geholt werden.

(4) Clarkſon, über die nachtheiligen Folgen des Sklavenhandels. (Beide im XII. Thl.)

(5) Baldwin über den Negerhandel in Egypten. (Im VII. Bd. der neuen Beiträge.)

(d) Karten von Guinea.

(Die beßten General-Karten von Afrika ſind ſchon im III. B. d. W. S. 18. angeführt worden.)

α) Einzelne Karten von Guinea.

Hier verdient — auſſer den ſeltneren und theureren franzöſiſchen und engliſchen Karten — beſonders genannt zu werden:

Die Haſiſche Karte von Guinea, 1743. bei den Homanniſchen Erben. Ein Blatt.

Dieſe brauchbare Karte ſtellt nicht nur Guinea (Oberguinea) ſondern auch Senegambien und das innere Nigrizien dar. Die Küſte von Guinea iſt

ziemlich gut und richtig gezeichnet. Senegambien iſt aber ganz verzeichnet, und von dem innern Nigrizien konnte dieſe Karte noch wenig enthalten. Guinea iſt nach guten Nachrichten und Karten entworfen; doch iſt ſeither die Erdkunde anſehnlich bereichert worden.

β) Karten von Guinea überhaupt, und ſeinen einzelnen Theilen; Plane und Proſpekte

findet man in vielen der genannten geographiſchen Werke und Reiſebeſchreibungen.

Vorzüglich enthält:

1) **Die allgemeine Hiſtorie der Reiſen** — im III. und IV. Bande einen ſehr ſchäzbaren Vorrath von Spezialkarten und Grundriſſen. (Von den beßten Meiſtern.)

2) **Römer's** Nachrichten von Guinea haben auch eine ziemlich gute Karte von der guineiſchen Küſte.

3) **Norris** Beiträge ꝛc. ſind mit einer ſehr brauchbaren Spezialkarte vou der Sklavenküſte nebſt Benin verſehen.

4) Die Reiſen des R. **Des Marchais** ſind auch mit Karten (Meiſt von d'Anville) und Kupfern geziert; die wichtigſten derſelben findet man in der allgem. Hiſt. der Reiſen.

3) Die Karte von Sierra-Leona im I. B. von **Demanet** iſt höchſt elend.

Bei meiner dieſem Bande beigefügten Karte von Guinea habe ich ſo weit es nöthig und rathſam war, die d'Anvilleſche Karte *) zum Grund gelegt, und beſonders auch die Spezialkarten in den angeführten Werken benüzt, um ſie ſo viel möglich richtig, genau, vollſtändig zu machen.

*) Im erſten Band von Des Marchais Reiſen; dieſe iſt es hauptſächlich, nach welcher die obenerwähnte Haſiſche Karte geſtochen worden.

Ueberſicht
der
ganzen Küſte von Guinea.

Zur Vorbereitung.

Den ganzen, groſſen, über 400 deutſche Meilen langen Küſtenſtrich von Weſt-Afrika, der in einer weiten Krümmung zwiſchen dem Kap Vergas 9° 30′ N. Br. und dem Kap Lobo Gonſalvo 1° S. Br. liegt, benennt man gewöhnlich mit dem unbeſtimmten Namen Guinea. — Ein Name der nur den Europäern bekannt iſt, denn die Ureinwohner deſſelben, die Negern, wiſſen keine allgemeine Benennung für einen ſo weiten Landſtrich, dazu iſt ihre Erdkunde noch zu gering, und dieſer Name hat wahrſcheinlich ſeinen Urſprung einer ſogenannten Landſchaft Genehoa zu danken, die nach den älteren Geographen auf der Nordſeite des Senegals liegen ſollte. *)

*) Man ſehe die Karte: Nigritarum Regio in Dapper's Afrika, auf welcher ſogar auch eine Stadt Genehoa

Die erſten portugieſiſchen Entdekker dieſer Küſte nannten dann den ganzen weiten Landſtrich, in Ermangelung eines andern gemeinſchaftlichen Namens, **Guinea**, ſo daß ſie ihn allen Küſtenländern, die von Negern bewohnt ſind, bis zum Kafferlande in Südafrika hinab, freigebig ertheilten. Daher wurde dann der oben beſtimmte Küſtenſtrich bis zum Kap Lobo Gonſalvo **Ober-Guinea**, und die ſämtlichen Küſtenländer von beſagtem Kap bis zum Kap Negro oder ſchwarzen Vorgebirge (16° S. Br.) **Unter-** oder **Nieder-Guinea** genannt.

Die älteren Erdbeſchreiber (ſeit 1500) gaben dieſen Ländern die Namen **Vorder-Ethiopien**, **Land der Schwarzen**, **Königreich Guinea**, u. ſ. w. Die alten Geographen — vor der groſſen Entdekkungs-Epoche — kannten dieſen Theil von Afrika gar nicht, ob es gleich erwieſen iſt, daß die phöniziſchen Seefahrer bis dahin gekommen waren*); auch den Arabern war er unbekannt, ob

am Senegal gezeichnet iſt. (Man ſehe auch II. Bd. d. W. S. 267.) — Auf der Münſterſchen Erdkarte in der Reiſeſammlung: Novus Orbis &c. (Fol. Baſil. 1537.) betitelt, ſteht eine Landſchaft Ginega ſüdwärts der Gambia.

*) Wovon im I. Bd. d. W. S. 86. u. ff. Zu den daſelbſt angeführten Schriftſtellern können noch hinzu geſezt werden: Sprengel's Geſchichte der wichtigſten geographiſchen Entdekkungen ꝛc. zweite, ſehr vermehrte

ſie gleich im Mittelalter ſehr weit in dieſem Erdtheile beſonders auf der Oſtküſte deſſelben vorgedrungen waren. *) —

Jenes **Ober-Guinea** oder das **eigentliche Guinea im weitern Verſtande** — wir müſſen uns noch immer mit ſehr unbeſtimmten Namen behelfen — iſt nun derjenige Theil von Afrika, welcher den dritten Abſchnitt der erſten Abtheilung dieſes Werks einnehmen muß. Da aber dieſes Land ſo groß iſt, ſo müſſen wir die Reiſen dahin und die Beſchreibungen deſſelben in einige bequemere Unterabtheilungen zertheilen. Vorher muß eine allgemeine geographiſche Ueberſicht zu beſſerm Verſtändniß gehen, und dieſe theile ich in folgender Skizze mit.

Guinea, das eigentliche Guinea im weitern Verſtande, Ober-Guinea, oder derjenige Theil von Weſtafrika, der zwiſchen dem Kap Vergas, wo ſich Unter-Senegambien endigt, und dem Kap Lobo Gonſalvo liegt, beſteht aus einer Menge kleiner und groſſer durchaus von Negern bewohnter Länder, die man nach der Benennung der Schiffer in gewiſſe willkürliche Unterabtheilungen gebracht hat, und dieſe Unterabtheilungen werden

---

Auflage, 8 Halle, 1792. — und Berghaus, Geſchichte der Schiffahrtskunde, I. Bd. gr. 8. Lpz. 1792.

*) M. ſ. beſonders auch Sprengel's hier angeführtes Werk, u. A.

nach den Küſten benennt, weil man von dem ganzen Lande nicht viel mehr, als die Küſten kennt, wo ſich auch die Europäer niedergelaſſen haben.

Dieſe Unterabtheilungen ſind: I. Die Küſte von Sierra-Leona. II. Die Küſte von Guinea im engern Verſtande, und III. Die Küſte von Benin und Biafara.

Wir wollen ihre einzelnen Theile kurz überblikken.

I. Die Küſte von Sierra Leona.

Dieſe begreift den ganzen Küſtenſtrich vom Kap Vergas (9° 30′. N. Br.) bis zum Kap St. Anna oder zur Scherbro-Brucht. (7° 15′. N. Br.) Eine Landſtrekke von etwa 50 Meilen die noch ſehr wenig bekannt iſt. Sie hat den Namen von dem **Löwengebirge** (portugieſiſch: Sierra leona) von welchem auch der Fluß dieſes Namens benannt worden iſt. Die franzöſiſchen Geographen rechnen dieſen ganzen Küſtenſtrich noch zu Senegambien *) — Andre machen eine ganz eigene Abtheilung daraus — wieder Andre zählen ihn zur guineiſchen Pfefferküſte **) — und wir wollen

*) Labat, Demanet, u. ſ. w. dies kömmt daher, weil der Sierraleonafluß die Gränze des Handelsgebiets der franz. Senegalkompagnie war.

**) Wie Gatterer in ſeinem Abriß, und Andere.

wollen ihn als eine beſondere Abtheilung von Guinea im weitern Verſtande rechnen, da es doch noch keinem Seefahrer beigefallen iſt, weder der Küſte von Senegambien noch der Pfefferküſte eine ſo weite Ausdehnung zu geben, daß ſie auch, die eine oder die andere, noch die Küſte von Sierra Leona — die von den Schiffern und Kaufleuten genau unterſchieden wird — mit unter ſich begriffe.

Matthews *), welcher auch das St. Annenkap als ſüdliche Gränze der Sierra Leona-Küſte annimmt, macht zwar den Fluß Nunnez zur nördlichen Gränze deſſelben; da wir aber das Kap Vergas zur ſüdlichen Gränze von Senegambien angenommen haben, (es verſchlägt im Grunde gar nichts) ſo müſſen wir auch von da an die Küſte von Sierra Leona rechnen und beſchreiben. Sie ſtößt alſo nordwärts an Senegambien, ſüdwärts an die guineiſche Pfefferküſte, oſtwärts an ganz unbekannte Negerländer und weſtwärts wird ſie von dem atlantiſchen Meere beſpült. Ihre ganze Länge von Norden nach Süden beträgt etwa 50 deutſche Meilen.

Einzelne Theile derſelben ſind:

a) Küſtenländer — (Nach Matthews)

1) Das Land ſüdwärts von dem Kap Vergas, am

*) In ſeiner Reiſe nach Sierra-Leona. Deutſche Ueberſezzung, S. 7.

Rio Pongeos *), von Suſiern **) bewohnt.

2) Das Land am Küſtenfluſſe Dambia, von Rubah=Bagoern bewohnt.

3) Das Land am Daniafluſſe — auch von Bagoern bewohnt.

4) Die Inſeln Tamara, auch Gözzeninſeln (dos idolos, daher von den Engländern korrumpirt Inſeln de Loß) genannt — vor der Mündung des Gözzenfluſſes, weſtwärrts von der Spizze Tomba. Ihrer ſind ſieben, auf einer derſelben iſt eine brittiſche Faktorei.

5) Das Land von Tomba bis zur Spizze Matakong iſt von Suſiern bewohnt.

6) Das Land von Matakong bis zu den Skarzieflüſſen haben die Mandingoer inne.

7) Das Land am Sierraleonafluſſe (Löwenbergfluſſe) iſt ſehr ſchön. In dieſem Fluſſe liegt die von den Britten beſezte Inſel Bance oder Benſe.

---

*) Auf meinen Karten Rio Pogone.

**) Adanſon ſagt, die Mandingoer nennen ſich Soſeer. Matthews unterſcheidet aber gefliſſentlich die Suſier von den Mandingoern. Auf der Haſiſchen Karte von Guinea finde ich im innern Senegambien angemerkt: Mandingoer mit Suſiern vermiſcht. — Dies möchte zur Löſung des Räthſels etwas beitragen.

8) Die Bananas-Inſel und das Land an der Bucht von St. Anna weiter ſüdwärts von dem Sierraleona.

9) Die Scherbrobucht mit mehreren Inſeln, am Kap St. Anna, wo Bullamer wohnen.

Die Inſel York, mit einem Forte iſt brittiſch.

b) Innere Länder — noch ſehr wenig bekannt — wir kennen nur, und kaum dem Namen nach —

1) Das Königreich Mitombo, weiter oſtwärts am Sierraleonafluſſe, der daher auch den Namen Mitombo trägt.

2) Das Königreich Burra ſüdweſtlicher.

II. Die Küſte Guinea, im engern Verſtande

erſtrekt ſich vom Kap St. Anna (7° 15'. N. Br. und 6° L.) oder der Scherbrobucht, bis zur Mündung des Fluſſes Benin (6° 30'. N. Br. und 22° 15'. L.) in einer Länge von ungefähr 300 deutſchen Meilen.

Hier zieht ſich die Küſte oſtwärts und bildet den groſſen Meerbuſen von Guinea.

Die Küſte von Guinea im engern Verſtande wird wieder in die Pfeffer- Elfenbein- Gold- und Sklavenküſte eingetheilt.

1. Die Pfeffer= oder Körnerküſte — Malaghetta — Greyn=Coſt —

erſtrekt ſich vom Kap St. Anna, oder von dem Scherbroſluſſe bis zum Palmenkap; (4° 15′. N. Br. und 11° 30. L.) eine Strekke von 100. Meilen.

Die Reiſebeſchreiber nennen uns folgende einzelnen Länder dieſer Küſte:

1) Karabodu Monu — im Innern.

2) Galwei, ebenfalls.

3) Guiliga, an der Küſte, am Hünerfluſſe (das Galinhas.)

4) Quosha, am Kap Monte.

5) Das Königreich Monu.

6) Gebbe Monu, am Kap Meſurado.

7) Folsha, oder Karu Monu, auch auf der Küſte.

8) Guabo Monu, am Fluß Seſtos.

9) Das Königreich Sanguin, ebendaſelbſt.

2. Die Zahn= oder Elfenbeinküſte — Tand=Coſt —

vom Palmenkap bis zum Dreiſpizzenkap (de tres Puntas) — unter 4° 30′. N. Br. und 16° 10′. L. Ein Küſtenſtrich von etwa 80 Meilen. Andre

rechnen nur von Geowa bis zum Küſtenfluſſe Rio Sweiro da Roſta.

Einzelne Theile:

1) Die Elfenbeinküſte im engern Verſtande.
2) Die Küſte der böſen Leute — Malegentes.
3) Die Küſte Quaqua oder der guten Leute, wo

   das Königreich Adow.

4) Die Landſchaft Iſſini.
5) Die Landſchaft Axim, wo

   Friedrichsburg, eine holländiſche Veſtung.

6) Das Königreich Dinkira, im Innern.
7) Die Republik Abakrow.
8) Die Republik Adom.
9) Die Landſchaft Waſſa, im Innern.
10) Die Landſchaft Manpa.

3. Die Goldküſte — Goud-Koſt.

Vom Kap der drei Spizzen bis zum Voltafluſſe oder Kap Montego (6° N. Br. und 19° 45′. L.) ein Küſtenſtrich von etwa 50. Meilen.

Einzelne Theile deſſelben:

a) Küſtenländer:

1) Hante, wo

(1) Sukonda, brittiſches Fort.

(2) Butteroe, holländ. Niederlaſſung.

2) Rommano, wo

Kommendo, eine Negerſtadt.

3) Fetu, wo

(1) St. Georg della Mina, oder ſchlechtweg Elmina, holländiſcher Hauptort auf der Küſte von Guinea.

(2) Kap Korſe, brittiſcher Hauptplaz.

4) Sabu, wo

Naſſau, holländ. Fort.

5) Fantin, wo

(1) Kormantin, Stadt, nebſt dem holländ. Fort Amſterdam.

(2) Annamabo, brittiſches Fort.

6) Akron.

7) Agonna.

8) Akra, wo folgende europäiſche Niederlaſſungen:

(1) Fort James (Jakobsfort) brittiſch.

(2) Crevecöur, holländiſch.

(3) Chriſtiansburg, däniſcher Hauptplaz.

9) Ningo.

10) Ladingkur.

b) Innere Länder.

1) Aſſiante.
2) Akanni.
3) Aquambo.

4. Die Sklavenküſte.

Vom Voltafluſſe bis zum Fluſſe Benin, oder Rio Formoſo. Eine Strekke von ungefähr 80. Meilen.

Anm. Die älteren Seefahrer nannten nur den weſtlichen Theil der hier angegebenen Strekke die Sklavenküſte — Andre wollen auch die Küſte Benin bis zum Kap Lopo Gonſalvo dazu ziehen.*)

An dieſer Küſte bildet das Meer einen weiten Buſen und viele nur durch ſchmale Kanäle vom veſten Lande getrennte Inſeln.

Einzelne Theile dieſer Landſtrekke:

a) Küſtenländer:

1) Koto oder Lampe.
2) Popo.
3) Fidah, Whidah oder Schudah, wo Fort Francois, eine franzöſ. Veſtung.

---

*) Wie Gatterer — Dies iſt aber gegen den Gebrauch der Seeleute.

4) Ardrah.

5) Lagos.

6) Jabu oder Schabo.

b) Innere Länder.

1) Dahome oder Dahomy, ein mächtiges Königreich.

Abomiey, Hauptſtadt.

2) Das Land der Maheer oder Mahejer, weſtwärts von vorigem.

3) Das Land der Ajoer oder Ejuer, oſtwärts von Dahome.

III. Die Küſte Benin und Biafara.

Mit dieſem ſehr uneigentlichen Namen benennt man den wenig bekannten Küſtenſtrich vom Beninfluſſe bis zum Kap Lopo Gonſalvo. Eine Landſtrekke von etwa 180. Meilen.

Hier zieht ſich das Land wieder ſüdwärts, nachdem es einen Halbzirkel gebildet hat.

Einzelne Theile deſſelben:

a) Küſtenländer:

1) Das Königreich Benin, mit der Hauptſtadt gleiches Namens.

2) Das Reich Warih, Awery oder Oery,

mit gleichnamiger Hauptſtadt am Fluſſe dos Forcados.

3) Das Land Kalabar.
4) Das Land der Kalbongoer.
5) Das groſſe Königreich Biafara.
6) Das Land Majumbo.
7) Das Land Gabon.

b) Innere Länder — von welchen wir nur folgende Namen wiſſen:

1) Das Reich Muſchako.
2) Das Land Schankala.
3) Sendero.
4) Matſchida.
5) Marakato.

So viel zur vorläufigen Ueberſicht der einzelnen Theile dieſes Küſtenſtrichs.

Was die natürliche Beſchaffenheit deſſelben betrift, ſo müſſen wir hier nur das anmerken:

Guinea liegt in dem heiſſen Erdgürtel und hat daher ein ſehr heiſſes und dabei zum Theil geſundes, zum Theil ungeſundes Klima. Der ſchädliche Wind Harmattan genannt, weht gewöhn-

lich vom Dezember bis zum März längs dieſer Küſte. *)

Der Boden iſt ſehr verſchieden, theils ſandig, theils ſumpfig; theils fruchtbar, theils dürre; im Ganzen aber mehr fruchtbar, als unfruchtbar. Die Küſte iſt meiſt niedrig und eben, nur hie und da ſtrekken ſich Arme der innländiſchen Gebirge gegen die Küſte hin, wo ſie dann Vorgebirge bilden.

Dieſer meiſt fruchtbare, ebene Boden bringt eine Menge koſtbarer, herrlicher Produkte in reichem Ueberfluſſe hervor; aber er wird noch zu wenig angebaut. Auch fehlt es dieſen Ländern nicht an zahmen und wilden Thieren aller Art. Das geſchätzteſte Produkt von ganz Guinea iſt aber das Gold, welches beſonders in den inneren Gegenden in ungeheurer Menge gewonnen wird.

Die Bewohner dieſer Länder ſind alle **Negern** — doch von vielen unter ſich verſchiedenen Völkerſchaften, die aus Mangel an guten und genauen Nachrichten noch nicht klaſſifizirt werden können. — Sie ſind in Sprache, Sitten und Meinung ſehr von einander verſchieden. Rohe und ſanfte, grauſame, boshafte und gutartige Völkerſchaften, Negernazionen die zu der Klaſſe ſtumpfſinniger

*) Nach Matthews. — Wir werden in der Folge noch mehr Gelegenheit haben, von dieſem Winde zu ſprechen.

Barbaren und andre die zu kultivirteren Völkern gezählt werden dürfen, wohnen hier vermiſcht. Im Durchſchnitte gilt hier das, was vormals ſchon von den Negern überhaupt geſagt worden iſt*). — In Betreff der Religion ſind die guineiſchen Negern beinahe alle Fetiſchenverehrer, doch von verſchiedener Art.

Das Land ſelbſt, das wir mit dem allgemeinen Namen **Guinea** belegen iſt noch ſehr wenig bekannt, obgleich die Europäer ſchon ſeit 300 Jahren**) einen ſehr einträglichen, ſehr ausgebreiteten Handel dahin treiben — denn es liefert ihnen drei ſehr geſchäzte Artikel: Gold, Elfenbein und Negerſklaven in Menge — und obgleich fünf verſchiedene europäiſche Nazionen, Portugieſen, Franzoſen, Britten, Holländer und Dänen beveſtigte Niederlaſſungen in dieſem Lande beſizzen, ſo wiſſen wir doch von den inneren Theilen deſſelben beinahe gar nichts; nur die Küſte kennen wir, und auch dieſe unſre Kenntniß iſt noch ſehr mangelhaft.

Dieſe Küſte iſt jezt der Haupt-Sklavenmarkt — ihr flaches Ufer, ihre bequemen Ankerpläzze, das ruhige Meer und die regelmäſſigen Winde, die hier wehen, lokken die Handelsſchiffe aller Na-

*) Im VI. B. dieſes Werks.

**) Die Geſchichte der Entdekkung von Guinea durch die Portugieſen, und der erſten Niederlaſſungen derſelben iſt ſchon im II. B. d. W. erzählt worden.

zionen dahin; aber nur diejenigen Theile derſelben ſind uns genauer bekannt, die jene Vortheile mit einem Ueberfluſſe geſchäzter Waaren verbinden, und folglich am meiſten beſucht werden.

Wir wollen jezt die vorhandenen Nachrichten von dieſen Ländern alle ſammeln und nach der bisherigen Ordnung in drei Abtheilungen zuſammenreihen.

Reiſen nach Guinea.

Erſte Unterabtheilung.

Reiſen nach Sierraleona,

und Beſchreibung dieſer Küſte.

Von der Küſte von Sierraleona beſizzen wir nur wenig Nachrichten. Zwar landen viele Guineafahrer an derſelben, manche Schiffe laufen in den groſſen Sierraleonafluß ein, und die Britten haben ſelbſt einige kleine Niederlaſſungen an dieſer Küſte; aber noch fehlt es uns gar ſehr an einer ausführlichen, genauen Schilderung derſelben, beſonders des innern Landes und ſeiner Bewohner — und noch hat kein aufmerkſamer, mit den nöthigen Kenntniſſen ausgerüſteter Reiſender dieſe Gegenden durchwandert.

Die älteren, ſehr dürftigen Nachrichten, die wir von dieſem Küſtenſtriche beſizzen, beſtehen aus kurzen Bemerkungen, die wir in den Tagebüchern ſolcher Reiſebeſchreiber finden, die nur im Vorbeifahren nach einem andern Ziel ihrer Reiſe hier, wie es alljährlich oft geſchieht, anländeten, oder ſich doch nur eine kurze Zeit daſelbſt aufhielten, weil es nicht der Ort ihrer Beſtimmung war.

Die beßten und ausführlichſten Bemerkungen ſolcher Reiſebeſchreiber über Sierraleona ſind:

1) Die kurze Nachricht, welche **Willhelm Finch**, ein engliſcher Kaufmann, uns mittheilte.

Er war im Jahre 1607 auf ſeiner Reiſe nach Oſtindien dahin gekommen.

2) Der kurze Bericht, den man in der guineiſchen Reiſebeſchreibung des **Villault de Bellefond** (v. J. 1666.) findet.

3) Die Beſchreibung des **Barbot**, der im J. 1678. zu Sierraleona war.

4) Die Erzählung des **Atkins** in ſeiner Reiſebeſchreibung von Guinea.

5) Die ſkizzirte Schilderung des **P. Labat** oder vielmehr des Ritters **des Marchais** — im I. B. der von erſterm herausgegebenen Reiſebeſchreibung dieſes leztern. *)

Dieſe Nachrichten von Sierraleona findet man abgekürzt beiſammen im III. B. der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, Seite 248. bis 281. Sie ſind alle theils ſehr mager, theils verwirrt, theils betreffen ſie nur einen kleinen Theil der ganzen Küſte. Sie enthalten auch keine eigentliche Reiſegeſchichte, ſondern nur Reiſebemerkungen.

6) Hauptmann **Willhelm Snelgrave's** Reiſe nach Sierraleona (in ſeinem oben angeführten Werke über Guinea) enthält blos die Erzählung ſeiner Abentheuer unter den Seeräubern (im J. 1718.) — eine Erzählung, die ſo intereſſant iſt, daß ein kurzer Auszug aus derſelben in dieſer Abthei=

*) Page 46 et ſuiv. Edition d'Amſterdam.

Abtheilung eine Stelle verdient, ob ſie gleich nichts für die Länderkunde enthält.

7) Die Reiſe des brittiſchen Ingenieur's **Wilhelm Smith** nach Guinea enthält einige Nachrichten von Sierraleona, die auch hier aufgenommen zu werden verdienen; doch noch weit mehr Werth haben ſeine Karten und Plane von Sierraleona. Er wurde nämlich im J. 1726. von der engliſch-afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft nach Guinea geſchikt, um die Plane von ihren dortigen Veſtungen aufzunehmen. Nach ſeiner Rükkunft gab er ſeine Zeichnungen auf 30 Kupferplatten in folio, mit kurzen Anmerkungen heraus. Die zu Sierraleona gehörigen Kupfer ſind: 1) Karte der Küſte und des Fluſſes von Sierraleona. 2) Nordweſtausſicht der Inſel Benſe. 3) Plan derſelben und 4) Karte des Fluſſes Scherbro. — Dieſe und noch mehrere von den übrigen zu Senegambien und Guinea gehörigen Zeichnungen ſind auch in die allgemeine Hiſtorie der Reiſen aufgenommen worden. — Smith's intereſſante Reiſebeſchreibung kam erſt nach ſeinem Tode heraus, entſtellt durch unnüzze Zuſäzze des Herausgebers, der die ſchönen Smithſchen Zeichnungen nicht einmal gekannt zu haben ſcheint; denn er benüzte ſie nicht zu derſelben, ſondern that ein Paar ſchlechte fremde Zeichnungen von Naturalien hinzu *). —

*) Allg. Hiſt. d. R. III. B. S. 505.

So viel von den älteren Reiſebeſchreibern, die uns bemerkenswerthe Nachrichten von Sierraleona mitgetheilt haben. — Der Reiſebeſchreiber, welche dieſe Küſte im Vorbeigehen berührten, gibt es übrigens noch viele. —

Der neueſte und zwar der einzige neue Beſchreiber dieſer Küſte iſt der brittiſche Schiffs-Lieutenant **Johann Matthews**, der uns mit einer **Reiſe nach Sierraleona** (wovon oben) beſchenkt hat, die in Briefen an einen Freund geſchrieben, und keine eigentliche **Reiſegeſchichte** iſt, dafür aber die beßten und genaueſten Nachrichten von der Küſte von Sierraleona, von ihrer natürlichen Beſchaffenheit und von ihren Einwohnern enthält. Schade iſt es daß auch dieſe Nachrichten, ob ſie gleich die ausführlichſten ſind, die wir haben, doch noch ſehr mangelhaft und unvollſtändig ſind; denn ſie betreffen nur die Küſte — von den innern Gegenden ſchweigt **Matthews** ganz — und von dieſer Küſte nur den kleinen Theil, welcher von ihm beſucht ward. Ja er ſagt uns nicht einmal, **wo** er in Sierraleona wohnte, ob auf der brittiſchen Inſel **Loß** oder auf der Inſel **Benſe** *) — woran uns doch gelegen iſt — ſeine Briefe ſind bloß datirt: **Sierraleona** — und im erſten Briefe ſagt er ſeinem Freunde, er habe in dem lezten eng-

*) Aus ſeinen meteorologiſchen Beobachtungen (S. 25. u. ff.) ſcheint zu erhellen, daß er auf lezterer lebte.

liſch-amerikaniſchen Kriege als Lieutenant in Weſtindien gedient, und ſich, zu ſeinem Fortkommen, am Ende deſſelben gezwungen geſehen, mit Kaufleuten, die nach der Küſte von Afrika handeln, in Verbindung zu treten; er gieng demnach als Agent dieſer Handlungsgeſellſchaft nach Sierraleona, wo er vom September 1785 bis 1787 blieb. Er war alſo Kaufmann und zwar Sklavenhändler, weßwegen er auch den Negerhandel in einigen Briefen ſehr eifrig und mit vielen Scheingründen vertheidigt *). — Aller Mangelhaftigkeit und Unvollſtändigkeit ungeachtet bleibt dies Werkchen von **Matthews** dennoch das Beßte, was wir über Sierraleona haben.

Ferner gehören auch noch einige kleine Schriften hieher, welche das neue brittiſche Etabliſſement auf der Küſte von Sierraleona betreffen, nämlich:

(1) Eine kurze Anzeige betitelt: Free engliſh Territory. 8 London 1790. 13 Seiten ꝛc.

(2) Granville Sharp's Brief über die erwähnte neue Niederlaſſung. (In Zimmermann's Annalen der Geographie und Statiſtik 1791. II. Band. S. 33. u. ff.)

(3) A ſhort Sketch of temporary Regula-

*) Am Schluſſe dieſes Abſchnitts von Guinea werde ich eine Abhandlung über den Negerhandel liefern, in welcher auch der Gründe des Lieut. Matthews gedacht werden ſoll.

tions for the intended Settlement on the Grain-coaſt of Africa near Sierra-leona. 8 London, 1788.

Von dieſen kleinen Schriften, ob ſie gleich ſehr wenig Geographiſches enthalten, und von dieſer neuen Niederlaſſung auf der Küſte von Sierra-Leona ſoll auch in gegenwärtiger Abtheilung das Nöthigſte und Intereſſanteſte mitgetheilt werden.

Wir eilen jezt zu der Beſchreibung dieſes Landes und zu der Geſchichte einiger dahin unternommenen Reiſen.

I.

Allgemeine Beſchreibung der Küſte von Sierra-Leona.

Die Küſte von Sierraleona iſt um's Jahr 1461 oder 1462 von dem portugieſiſchen Schiffshauptmann Pedro de Cintra entdekt worden, welcher dem hohen Gebirge hinter dem Kap Ledo (dem luſtigen, anmuthigen Vorgebirge, an der Mündung des Sierraleonafluſſes) den Namen Sierra leona (Löwengebirg) gab, weil er ein ſtarkes Gebrüll von demſelben her erſchallen hörte*).

Davon hat nachher der groſſe Fluß der ſich an dieſem Gebirge in das Meer ergießt und die ganze Küſte den Namen Sierraleona bekommen.

Matthews beſchreibt uns dieſe Küſte auf folgende Art **):

Das Kap Vergas (von wo, nach unſrer Eintheilung die Küſte Sierraleona anfängt) iſt eine

*) Im II. B. d. W.

**) Schade, daß uns der deutſche Ueberſezzer die Karte dieſes Reiſebeſchreibers vorenthielt! Sie wäre gewiß nicht überflüſſig geweſen. Ich habe leider auch das engl. Original nicht bei der Hand und muß mich mit der deutſchen Ueberſezzung behelfen.

niedrige in die See hinauslaufende Landſpizze. Von dieſer bis zu dem Fluſſe **Rio Pongeos** ſind 5 Meilen. Die Küſte beſteht aus einer Menge kleiner Inſeln, welche die Kara-Inſeln genannt werden. Die Einwohner ſind **Nalloer** und **Ba-goer**, welche fleiſſig Reiß bauen, Salz machen und allerlei Zeuge verfertigen; ſie legen ſich auch ſtark auf die Fiſcherei, ziehen viel Geflügel und handeln mit Elfenbein.

Der **Rio Pongeos** iſt einer der wichtigſten Flüſſe für den Handel auf dieſer Küſte. Er theilt ſich in mehrere Arme, an welchen weiſſe und ſchwarze Kaufleute wohnen. Auch handeln die Mandingoer von der Gambia dahin, und bringen Sklaven und Elefantenzähne, ferner groſſe Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen, womit in die benachbarten Gegenden ein beträchtlicher Handel getrieben wird.

Die Eingebohrnen ſind urſprünglich **Suſier** und bauen viel Reiß, auch verfertigen ſie eine Art geringer baumwollener Zeuge und Matten, und machen Salz. Die Vornehmern dieſes Volks nennen ſich **Portugieſen**, und wollen für Abkömmlinge der ehmaligen portugieſiſchen Koloniſten gelten, obgleich keine Spur europäiſcher Abkunft an ihnen zu bemerken iſt; es iſt ihnen aber genug, einmal einen Weiſſen in ihrer Familie gehabt zu haben, um ſich dieſen Namen anzumaſſen. Sie bekennen ſich zur katholiſchen Religion, und alle

Jahr ein oder zweimal beſucht ſie ein Prieſter von der portugieſiſchen Niederlaſſung zu Biſſao *), der ihre Kinder tauft, ihre Beichte hört, die er ihnen vorſagt, und ihnen das Abendmal reicht. Allein auch die kultivirteſten unter ihnen ſind bloß dem Namen nach Kriſten; denn ihre ganze Religion beſteht im Paternoſter- und Avemariabeten, und daß ſie einen groſſen Roſſenkranz mit einem Kruzifix um den Hals tragen. In allem Uebrigen unterſcheiden ſie ſich gar nicht von ihren heidniſchen Landsleuten, auſſer daß ſie dieſelben an Treuloſigkeit und Rachgierde noch übertreffen.

Vom **Rio Pongeos** bis zum Fluſſe **Dembia** ſind ungefähr 6 Meilen. In dieſer Gegend wird ebenfalls ein ſtarker Handel getrieben. — Die Einwohner werden zur Unterſcheidung von den andern Bagoern **Rubeh-Bagoern** genannt.

Von dem **Dembia** bis zu dem **Daniafluſſe** ſind 6—7. Meilen. Die Einwohner ſind auch **Bagoer**, die ſich ſehr fleiſſig mit Reißbau, Fiſchfang, Salzmachen und mit der Verfertigung grober Zeuge beſchäftigen. Gegenwärtig wird wenig Handel daſelbſt getrieben.

Von dem **Daniafluſſe** bis zu der Spizze von **Tomba** ragt das Land 6—7 Meilen gegen Südweſten vor.

Weſtwärts der Spizze **Tomba** liegen die In-

*) Matthews ſchreibt den Namen dieſer Inſel: Ballou.

ſeln Tamara, Gözzeninſeln (dos Idolos) oder de Loß, (9° 21′. N. Br.) deren ſieben ſind. Drei davon ſind bewohnt, die übrigen ſind nicht viel beſſer als kahle Felſen. Die Lage dieſer Inſeln iſt ſehr angenehm und das Klima geſund. Die weſtlichſte derſelben iſt die größte; ſie bildet einen Halbzirkel, und erhebt ſich zu beiden Seiten allmälig bis zu einer ziemlichen Höhe aus dem Meere. Sie iſt mit ſchönem Bauholze bewachſen, und, die Nordoſtſeite ausgenommen, mit einem felſichten Ufer umgeben.

Auf der öſtlichſten dieſer Inſel liegt die brittiſche Stadt und Faktorei. Sie ſtrekt ſich von Norden nach Süden, und hat an jedem Ende einen hohen mit Gehölz bewachſenen Berg, wodurch ſie in einiger Entfernung das Anſehn erhält, als ob ſie aus zwei Inſeln beſtände. Auf der Oſtſeite iſt die Rheede, welche in der troknen Jahrzeit vollkommen ſicher und ſehr angenehm iſt; ſobald aber die Regenzeit eintritt, mit welcher auch die Sturmwinde anfangen, müſſen ſich die Schiffe allein auf ihre Anker und Taue verlaſſen.

Dieſe Inſeln werden von den Negern **Forotimah**, das heißt, das Land der Weiſſen genannt, weil ſie bis vor etwa 40 Jahren nur von einer einzigen Familie von Negern bewohnt wurden. Jezt aber wimmeln ſie von Bagoern und verlaufenen Suſier- und Mandingoerſklaven.

Südwärts von **Tomba** zieht ſich das Land

wieder gegen Oſten zurük und bildet zwiſchen dieſer und der Spizze **Matakong** (welche 6 Meilen von den Gözzeninſeln liegt) eine tiefe Bucht, in deren Grund ſich die Küſtenflüſſe **Quia**, **Porte** und **Burria** ergieſſen. An dem erſtern derſelben wird ein ſtarker Handel getrieben, und an ſeinen Armen liegen mehrere groſſe Negerſtädte, in welchen verſchiedene europäiſche Kaufleute wohnen, die hauptſächlich mit Reiß handeln. — Die Eingebohrnen ſind **Suſier**; ſie bauen viel Reiß und treiben anſehnliche Handlung.

Südwärts von **Matakong** fließt der **Riſſey**, ein breiter und tiefer Fluß, in welchen ſich zwei andre Flüſſe ergieſſen, die von **Bierrarieh** und **Riangeſa** *) herunter kommen. An allen dieſen Küſtenflüſſen wird ein ſtarker Handel getrieben, auch liegen die vornehmſten Städte der **Mandingoer** an denſelben. Anderthalb Meilen ſüdlicher läuft der **Samafluß**, an welchem ebenfalls anſehnliche Handelsplääzze liegen. Fünf Meilen weiter gegen Süden fließt der groſſe und der kleine **Skarziefluß** **). Zwiſchen dieſen und dem **Riſſey** wohnen die **Mandingoer**, eifrige Muhammeda=

*) Dies ſcheinen Ländernamen zu ſeyn; ich kann ſie aber nirgends auf keiner Karte, und in keinem geograph. Werke finden; auch gibt Matthews ſonſt ganz und gar keine Nachricht davon.

**) Die Namen dieſer Flüſſe finden ſich auf keiner meiner Karten.

ner, die zwar in groſſer Menge Reiß bauen, aber zum Handel zu faul und zu ſtolz ſind, es ſei denn, daß die Noth ſie dazu treibt.

Die Bewohner des Landes an den Skarzieflüſſen treiben mit Sklaven, Reiß, Kamholz und Kolanüſſen einen ſtarken Handel mit den portugieſiſchen Kaufleuten von Biſſao.

Die niederen Gegenden zwiſchen den **Skarzieflüſſen** und dem Fluſſe **Sierraleona** ſind von **Bullamern** bewohnt. Höher hinauf und weiter nordwärts wohnen **Timmanier**. An dieſer Küſte hat das Meer einige Inſeln überſchwemmt *).

Von den **Skarzieflüſſen** bis zum **Sierraleona** rechnet man 2 Meilen.

Der **Sierraleona** (ſonſt auch **Tagrin**, oder **Mitombo** genannt) iſt ein groſſer Fluß, (von dem man aber nur einen kleinen Theil kennt) deſſen Mündung wenigſtens 2 Meilen breit iſt. Er hat ein ſichres Bette für Schiffe von jeder Gröſſe, und zu allen Jahrszeiten einen vortreflichen Ankergrund. Fünf bis ſechs Meilen lang (hinaufwärts) behält er beinahe eine gleiche Breite; dann theilt er ſich in zwei Arme, deren nördlicher (der eigentliche

*) Von den Verwüſtungen, welche das Meer an dieſer Küſte angerichtet hat, ſpricht Matthews (S. 18. u. ff.) noch weitläuſiger.

Sierraleona= oder Mitomboſluß) mehrere Inſeln enthält, nämlich die Inſeln **Togu**; **Taſſo** oder **St. Andreas**; **Bobs**; **Bance** oder **Benſe**, auf welcher eine brittiſche Niederlaſſung; die Inſel **Tombo** oder **Rogu** und andre. An den Ufern dieſes Hauptarms liegen die zwei Hauptpläzze **Rokelle** und **Port Logo**. Der andre (ſüdliche) Arm wird der **Bunchfluß** genannt *); in demſelben liegt die Inſel **Gambia**, auf welcher die Franzoſen ein Fort und eine Faktorei haben **).

Die Einwohner an beiden Ufern des **Sierraleona** ſind **Bullamer**. An dem nördlichen Ufer iſt das Land niedrig und eben; es bringt ſehr viel Reiß hervor, deſſen Anbau nebſt dem Salzſieden die Hauptbeſchäftigung ſeiner Bewohner ausmacht. Aber am ſüdlichen Ufer ſteigt das Land nach und nach zu Hügeln empor, die ſich aufeinander thürmen, bis ſie endlich zu hohen, mit immerwährendem Grün bekränzten Bergen werden ***). —

*) Dieſer Bunchfluß iſt nach Smith's Karte kein Arm des Sierraleona, ſondern ein ganz eigner Nebenfluß, der ſich unterhalb der Inſel Benſe auf dem ſüdlichen Ufer in den Sierraleona ergießt. Gegenüber, auf der Küſte der Bullamer fällt der Fluß Karrakone (nach Smith's Karte) in den Sierraleona.

**) Von dieſer franzöſiſchen Niederlaſſung finde ich (auſſer bei Matthews) nirgends eine Silbe. Die franzöſiſchen Schriftſteller und Reiſebeſchreiber ſchweigen ganz davon.

***) Welches auch ſchon Kadamoſto anmerkte (II. B.

Dies iſt die Sierraleona oder das Löwengebirge, das der ganzen Küſte den Namen gegeben hat. — Von dem Fuſſe dieſer Hügel und Berge laufen Landſpizzen in das Meer hinaus, welche vortreffliche Buchten für Schiffe und zur Fiſcherei bilden. Die Thäler am Meere ſind bewohnt; in den inneren Gegenden dieſes Gebirglandes findet man aber ſehr wenig Einwohner, ob es gleich ſehr fruchtbar und geſund ſeyn müßte, wenn es von dem Gehölze befreit und angebaut würde.

Man kann ſchwerlich einen herrlichern Anblik, eine prächtigere Ausſicht finden, als die Mündung des Sierraleona dem Auge gewährt, wenn man in der troknen Jahrszeit von der Seeſeite hineinkömmt. — Vor ſich erblikt man das Hochland, das von dem Kap an ſanft ſich erhebet. Der ganze Bergſtrich iſt mit ewigem Grün bedekt, und das vielfarbige Laub der verſchiedenen Baumarten, ſchattirt von den vorragenden Hügeln und Bergſpizzen erhöht die Schönheit dieſes Gemäldes ungemein. — Die Abhänge, die mit wucherndem Unkraut und mit Geſträuche zwiſchen einzelnen hohen Bäumen bedekt ſind, ſehen in der Ferne wie Luſtgärten aus. — Zwiſchen den beiden hinauslaufenden Vorgebirgen breitet ſich rechter Hand eine ſchöne halbrunde Bucht aus, deren Strand mit weiſſem Sande bedekt und mit einem herrlichen

---

d. W. S. 259.) Dies Gebirg ſelbſt und die innere Gebirgsgegend wird von den Negern Timna genannt.

Palmenhain eingefaßt iſt *). Zugleich erblikt man von dieſer Seite in der Ferne die **Bananas-Inſel**. — Links ſieht man das mit weiſſem Sande eingefaßte und mit ſchönen Gruppen von Bäumen geſchmükte Ufer der Bullamer. Rothe Klippen die ſich an dieſen Küſten über das grüne Waſſer erheben, verſchönern noch das Ganze durch die Abwechslung der Farben. Der ſchönſte Proſpekt öffnet ſich dem Blikke wenn man den Fluß weiter hinauf fährt, und ſo weit das Geſicht reicht ſieht man ſeine Ufer mit ſchönen Bäumen beſezt, die auf der Oberfläche des Waſſers zu ſchwimmen ſcheinen. —

Das **Kap von Sierraleona** (ſonſt auch **Kap Tagrin** oder **Kap Ledo**) iſt die ſüdweſtliche Spizze an der Mündung des Sierraleonafluſſes, und liegt unter dem 8° 32′. N. Br. Von da bis zum falſchen Kap ſind 1½ Meilen und von dieſem bis zu der angenehmen **Bananas-Inſel** ſind 5 Meilen.

Oſtwärts dieſer Inſel zieht ſich die Bucht von **St. Anna** in das Land hinein, und weſtwärts breitet ſich die groſſe Sandbank aus, welche die **Untiefen von St. Anna** genannt werden **).

---

*) Dies iſt wahrſcheinlich die Korſaren- oder Seeräuberbai, auf Smith's Spezialkarte.

**) Dies ſezte ich aus Smith hinzu; Matthews hat dieſen Theil in ſeiner geographiſchen Skizze dieſer

Weiter gegen Süden bilden die Vorgebirge Schelling und St. Anna (7° 12′. N. Br.) die groſſe Scherbrobucht, an der Mündung des Scherbrofluſſes, und an der Inſel Scherbro (oder Zerbera), deren Nordweſtſpizze das St. Annenkap ausmacht. An der Südſeite dieſer Bucht liegen die **Schildkröteninſeln** und an der Nordſeite die **Plataneninſeln** *), auf welchen vormals weiſſe und ſchwarze Kaufleute wohnten. In der Bucht ſelbſt, vor der Mündung des Fluſſes liegt die brittiſche Inſel **York**. In dieſer Gegend wird ein ſtarker Handel mit Sklaven, Kamholze und Reiß getrieben.

Die Negern, welche an dieſer Bucht und auf den Inſeln wohnen, ſind **Bullamer**, fleiſſige Leute, die ſich auf Akkerbau und Handlung legen, und beſonders wegen Verfertigung ungemein ſchöner Matten aus buntem Graſe berühmt ſind. —

Hier ſind wir nun an der ſüdlichen Gränze der Küſte von Sierraleona.

Von dieſer Beſchreibung der Küſte von Sierra-

Küſte übergangen. Er ſpringt von der Bananas-Inſel gerade auf die Scherbrobucht.

*) So ſagt Matthews; auf den Karten finde ich aber gerade das Gegentheil; denn nach dieſen liegen die Plataneninſeln auf der Südſeite.

leona, die wir dem Lieut. Matthews zu danken haben, weichen die Karten von Smith und Andern *) und die kurzen Nachrichten der vorgenannten älteren Reiſebeſchreiber einiger Maſſen ab. Dieſe nennen das Land an der Mündung des Sierraleonafluſſes nach dem Negernamen: **Bulombel** oder **Bulmberre**, welches ſo viel als **ſchönes Land** bedeuten ſoll **). Das Land auf der Nordſeite der Mündung nennen ſie **Bulom** oder **Bolm**, welches **niedriges Land** bedeuten ſoll ***) und geben ihm den Titel eines Königreichs. — Im Gebiete deſſelben liegen (nach Smith's Karte) auf der nördlichen Landſpizze die Dörfer **Binke** und **Tinkam**; weiter gegen Oſten ergießt ſich ein Fluß **Karakona** oder **Bullam** in den Sierraleona — der Inſel Benſe gegenüber. —

---

*) Dieß rührt zum Theil von Misverſtändniſſen, von irrig angegebenen Namen und von dem Umſtande her, daß Einige dieſer Schriftſteller von dem nördlichen, Andre von dem ſüdlichen Theil dieſer Küſte im Allgemeinen ſo ſprechen, daß man es auch vom ganzen Lande verſtehen kann.

**) Nach Villault, (Allg. Hiſt. d. R. III. B. S. 255.) — Der Name Bulmberre ſcheint bloß eine Zuſammenſezzung der beiden Ländernamen Bulm und Burre zu ſeyn.

***) Dieſer Landesname ſtimmt mit dem Volksname Bullamer überein; auch nennt Matthews dieſen Theil der Küſte: das Land der Bullamer.

Auf der Südſeite der Mündung des Hauptfluſſes, am Kap, ſoll das Königreich **Burre** *) liegen, deſſen Gebiet ſich auf 30 Meilen landeinwärts erſtrekken und deſſen Beherrſcher mehrere kleine Vaſallen haben ſoll.

Der Hauptort dieſes Landes wird **Burre** genannt, ein Dorf oder Flekken von ungefähr 300 Häuſern, die alle zirkelrund von Rohr und Baumzweigen (ſo wie die Hütten der Negern in Senegambien) gebaut und mit Palmblättern gedekt ſind. In der Mitte des Dorfs — die Reiſebeſchreiber nennen es eine Stadt — ſtehen die Hütten des Königs, die den übrigen der gemeinen Negern ganz gleich ſind, nur gibt es einige etwas höhere darunter.

Von dem Innern des Landes mangeln uns die Nachrichten gänzlich. Zwar ſteht ein Königreich **Nitombo** auf unſern Karten, das etwa 25 Meilen von der Mündung des Hauptfluſſes liegen ſoll; die Reiſebeſchreiber wiſſen uns aber keine Nachrichten davon zu geben. In dieſem Königreiche ſoll

*) Finch (Allgem. Hiſt. d. R. III. B. S. 249.) ſagt, der König dieſes Landes werde Borea oder Hauptmann Karan-Karan-Karan genannt, ſo wie der Beherrſcher des entgegengeſezten Ufers Hauptmann Boluhne heiſſe.

ſoll dennoch eine portugieſiſche Niederlaſſung am Sierraleona, Namens Alagoa ſeyn *).

Der Fluß Mitombo oder Sierraleona kömmt übrigens (nach der Uebereinſtimmung aller Schriftſteller) weit aus dem Innern des Landes her. Die Europäer haben es aber noch nicht gewagt, ſeinem Laufe hinaufwärts nachzuſpüren. Die Negern auf der Küſte wiſſen auch, wie Barbot **) verſichert, von ſeinem Urſprunge nichts zu ſagen.

*) Ein Name, der zwar auf den Karten ſteht, von welchem ich aber ſonſt nichts finden konnte, als daß Barbot, (Allgem. Hiſt. d. R. III. B. S. 260.) welcher dieſen Ort las Magoas nennt, davon ſagt, es ſei eine Stadt an dem ſüdlichen Ufer des Fluſſes, in welcher es nur den Portugieſen erlaubt ſei, Handlung zu treiben.

**) Am angeführten Orte.

II.

Natürliche Beſchaffenheit und Produkte des Landes. *)

Das Klima des ganzen Küſtenſtrichs von Sierra-leona iſt ſehr heiß und zum Theil auch ungeſund.

So wie in Senegambien theilt ſich hier die Jahrszeit in die regnichte und in die trokne. Die Regenzeit oder der Herbſt und Winter dieſes Erdſtrichs dauert vom Junius bis in den November; die trokne Jahrszeit oder der Frühling und Sommer beginnt im Dezember und endigt ſich im Mai.

Im Junius fangen die Regen an; zugleich erheben ſich Wirbelwinde, die gewöhnlich bis Ende Julius ſtürmen, und dann im Oktober wieder anfangen und bis Ende Novembers dauern. Ein merkwürdiger Umſtand dabei iſt es, daß dieſe Winde ſich allemal zur Zeit der Ebbe und Flut einſtellen. — In dieſer Regenzeit wird die Luft rauh, feucht und kalt, das Thermometer **) fällt oft bis auf den 72° herab; dieſes Wetter wechſelt dann mit heftigen Gewittern ab; die Luft wird ſchwül und macht Bangigkeit; das Thermometer ſteht dann

*) Nach Matthews S. 25. u. ff.

**) Das Fahrenheitſche.

gewöhnlich vom 80° bis 90°; die Wolken ſenken ſich tief auf die Erde herab und ihr Druk wirkt auf Geiſt und Körper; endlich ſtellt ſich auch (beſonders im November) der Erdrauch ein, der ſich wie ein dikker Dunſt von der Erde erhebt, und die ſchwüle Hizze verurſacht einen ſo heftigen Schweiß, eine ſolche Erſchlaffung und Schwäche, daß man glaubt, der menſchliche Körper müſſe ſich ganz auflöſen. Dies iſt die ungeſundeſte Zeit in dieſen Gegenden, von deren ſchädlichem Einfluß auch die Negern nicht befreit ſind; durch den Gebrauch der Chinarinde und durch ein beſtändig unterhaltenes Feuer kann man ſich am beßten dagegen verwahren.

Im Dezember beginnt dann der Frühling, aber noch dauert der Nebel und Erdrauch und die feuchte, kalte Luft erzeugt die gefährlichſten Wirkungen auf den menſchlichen Körper, die Haut wird trokken und hart, und ſpringt auf, und es entſtehen Katarrhe, hizzige und kalte Fieber. Sogar die Vögel und andre Thiere ſcheinen zu trauern. Man hört keinen Geſang in den Wäldern, ſelbſt die Turteltaube ſchweigt. Auch wirkt dieſe Witterung eben ſo auf den Erdboden, wie der Froſt in Europa. Die meiſte Schuld davon fällt auf den ſchädlichen **Harmattan**, der vom December bis zum März auf der afrikaniſchen Küſte weht *).

*) Wovon noch mehreres bei der Beſchreibung der Küſte von Guinea im engern Verſtande.

Im Januar iſt die Witterung gemäſſigt; das Thermometer ſteigt bis auf 100°; aber die kühlenden Winde mildern die Hizze und die Morgen und Abende ſind in dieſer Jahrszeit ausnehmend angenehm; nur muß man ſich vor dem ſtarken, durchdringenden Thau in Acht nehmen.

So verſtreicht dann der Sommer dieſer Erdgegend mit abwechſelnden kühlen Winden, bis die Regenzeit wieder eintritt. —

Dieſe kurze Schilderung des Klima's von Sierraleona gründet ſich auf Wetterbeobachtungen von den Jahren 1785 und 1786 *); wobei nur zu bemerken iſt, daß ſie auf der Küſte gemacht worden, welche feuchtere, regnichtere Witterung hat, als das innere Land, und folglich auch minder geſund iſt, als dieſes **).

Was nun den Boden betrifft, ſo iſt die ganze Küſte — die ſehr hohe und gebirgige Halbinſel am Sierraleona ausgenommen — meiſtentheils ein niedriger, mit ſehr hohen und geraden Manglebäumen bedekter und von unzählbaren Bächen durchſchnittener Sumpf. So wie man ſich dem bewohnten und angebauten Theilen des Landes nähert, findet man eine moraſtige und mit dünnem Graſe

*) Welche Matthews Seite 25. u. ff. mittheilt.

**) Ueberhaupt aber wird dies Land als ſehr ungeſund von allen Reiſebeſchreibern geſchildert. (Man ſehe Allg. Hiſt. III. B.)

bewachſene Ebenen, auf welchen hin und wieder einzelne verbuttete Bäume auf der Ebenholzgattung ſtehen. Dieſe Ebenen werden zweimal des Jahrs, in der Frühlings- und Herbſt-Nachtgleiche von der See überſchwemmt, welche dann einen Schlamm auf ihnen abſezt, aus dem die Negern ein gutes Salz ſieden.

Der Boden des Landes iſt überhaupt nach ſeiner verſchiedenen Lage verſchieden. In den niedrigen Gegenden beſteht er aus einem veſten Leim Lehm oder zähen Thon; in den höhern iſt er meiſt ſteinig; dennoch überall ausnehmend fruchtbar. — An manchen Orten iſt die Erde auſſerordentlich fett, und mit ſo hohem Graſe bedekt, daß ganze Heerden von Rehen und anderm Gewild ſich darin verbergen können. So fruchtbar aber auch dieſer Boden iſt, ſo bauen doch die Negern ihre Aekker nur alle ſieben Jahre einmal, laſſen ſie dann wieder ſechs Jahre brach liegen und bearbeiten dieweil wieder andere Felder; daher ſieht das Land ſehr waldig aus. —

Produkte dieſes Landes.

Was zuerſt die Mineralien betrifft, ſo iſt es höchſtwahrſcheinlich, daß es mehrere in ſich verſchließt, als wir bis jezt davon kennen, und es hat allen Anſchein, daß das Löwengebirg wirklich metallführend iſt. Die Sorgloſigkeit der Negern kümmert ſich aber nicht darum.

Was uns von Mineralien dieſes Landes bekannt iſt, ſind:

Eine **weiſſe, ſeifenartige Erde**, die hin und wieder gefunden wird und ſo fett iſt, daß die Negern ſie häufig zum Reiß eſſen, weil ſie wie Butter ſchmilzt; auch gebrauchen ſie dieſelbe, um ihre Häuſer zu weiſſen *).

Von dem Salze — nämlich Seeſalze — haben wir ſchon geſprochen.

Gold wird in dieſen Küſtenländern nicht gefunden, wenigſtens nicht gegraben. Das wenige Gold, was die Negerinnen von Sierraleona zu ihrem Schmuk brauchen, kömmt ſehr weit aus dem Innern des Landes her, wo es in Klumpen gefunden werden ſoll, die der Regen von den Bergen herabſchwemmt **).

Ein **weiſſes Eiſen** wird in dem Innern dieſes Landes ſüdwärts vom Sierraleonafluſſe gewonnen. Es läßt ſich ſehr gut ſchmieden und die Negern

*) Eine Merkwürdigkeit, welche nähere Unterſuchung verdient.

**) Der Ritter des Marchais (Voyage, T. I. p. 63.) ſagt, man könne auf dieſer Küſte viel Gold einhandeln; doch glaubt er, es komme aus den innländiſchen Gegenden. Auch Sinch (Allg. Hiſt. d. R. am angef. O.) ſagt, in den inneren Gegenden könne man beſonders von den Portugieſen Gold zum Handel bekommen.

machen Meſſer und Säbel daraus. Zu jedem andern Gebrauche, nur zu ſchneidenden Werkzeugen nicht, ziehen ſie es dem europäiſchen vor.

Magnet findet man in den Gebirggegenden am Sierraleona.

Von **Edelſteinen** weiß man nichts — wahrſcheinlich, weil die Negern ſie in ihrem rohen Zuſtande nicht kennen.

Was die **Pflanzen** dieſes Küſtenſtrichs betrifft, ſo kennen wir eine weit gröſſere Menge von Gattungen. Der fruchtbare Boden erzeugt die ſaftvollſten, ſchönſten Gewächſe.

Kein Land in der Welt bringt eine gröſſere Verſchiedenheit des vortrefflichſten Zimmerholzes hervor; aber wenige oder keine Arten derſelben haben mit unſern europäiſchen Holzarten Aehnlichkeit.

Der **Ramholzbaum** — welcher ein treffliches, veſtes, ſchönrothgefärbtes Holz hat, das eine gute Politur annimmt — wächst an den Quellen der Flüſſe im Innern des Landes in ſolchem Ueberfluſſe, daß ihn die Negern zum Brennholz verbrauchen *).

---

*) Sinch nennt es Rambeholz und ſagt, es ſei ein Färbeholz, das die Negern zum Rothfärben gebrauchen. — Nach Matthews (S. 17.) macht man in England Meſſer- und Gabelhefte daraus.

Der **Kopalbaum** (Rhus copallinum L.?) welcher den Gummi Kopal hervorbringt, wird auf den Höhen von Sierraleona in Menge gefunden*).

Wein- und Oelpalmen (Boraſſus und Elais L.) — welche die Negern mit Wein und Oel verſehen — wachſen hier in groſſer Menge und Vollkommenheit.

Auch gibt es **Papahbäume** oder **dreilappige Flaſchenbäume** (Annona triloba L.)

Von dem **Manglebaum** **) (Rhizophora Mangle L.) haben wir ſchon oben geſprochen.

Ferner findet man hier allerlei Fruchtbäume, **Pomeranzenbäume**, **Limonienbäume**, **wilde Feigenbäume**, **Guajavabirnbäume**, **Akajubäume**, **Kokospalmen**, **Wunderbäume**, **Kolanußbäume**, und viele andere, die ſehr angenehme Früchte tragen ***).

Die **Guajavabirnbäume**, **Akajubäume**,

*) Matthews ſpricht ganz unbeſtimmt davon.

**) Der Ueberſezzer des Matthews nennt dieſen Baum bisweilen Mangobaum, welches ein Fehler iſt. Der Mangobaum (Mangifera indica. L.) iſt ganz von dem Manglebaum verſchieden.

***) Matthews ſagt, (S. 62.) es gebe in dieſem Lande noch vielerlei Arten Fruchtbäume, die man weder in Europa noch in Weſtindien kennt. — Die älteren Reiſebeſchreiber nennen auch die Bananas unter den Früchten dieſes Landes.

und **Kokospalmen**, auch die **Tamarinden** ſind von den hier anſäſſigen Europäern angepflanzt worden, und kommen vortreflich fort.

Der **wilde Feigenbaum** (Ficus Sycomorus L.?) erreicht die Höhe unſerer Eichen; die Frucht aber bleibt klein und wird meiſtentheils von den Ameiſen verzehrt.

Der **Kolanußbaum** (Aesculus Pavia L.?) wird beſonders geſchäzt. **Matthews** ſagt*) von demſelben: „Der Baum ſowol als die Frucht ſelbſt hat im Aeuſſern viele Aehnlichkeit mit unſerer Wälſchennuß. Die Frucht wächst in groſſen Trauben, die aus ſechs bis acht ſolchen Nüſſen beſtehen. Auswendig iſt ſie mit einer dikken zähen Rinde überzogen, und inwendig mit einer dünnern weiſſen; wenn man dieſe abſchält, zerfällt die Nuß in zwei Theile, die entweder purpurfarbig oder weiß ſind; die purpurfarbigen erhalten den Vorzug. Der Geſchmak gleicht der Chinarinde, und die Frucht ſoll auch eben die Eigenſchaften beſizzen. Dieſe Nüſſe werden von den Negern auſſerordentlich geſchäzt; wer welche haben kann, käuet ſie zu allen Zeiten; man präſentirt ſie den Gäſten bei der Ankunft und beim Abſchiede; man ſchikt ſie den Oberhäuptern zum Geſchenke; auch wird ein

---

*) S. 62. Eine weitläufige Beſchreibung dieſes Baums findet man auch S. 252. im III. B. der Allg. Hiſt. d. R. woſelbſt geſagt wird, die Negern nennen ihn: Toglau.

beträchtliches Verkehr mit denſelben ſowol im Lande ſelbſt, als mit den Portugieſen von Biſſao getrieben. Ferner bedient man ſich deſſen als Zeichen des Kriegs und des Friedens. — Sie wachſen in der gröſſten Vollkommenheit an den Skarzieflüſſen und im Lande der Bullamer auf der Nordſeite des Sierraleonafluſſes *).„

Nichts übertrifft aber den geilen Wuchs der **wilden Weinſtökke**, die eine erſtaunliche Menge Trauben tragen; aber ihr Geſchmak iſt herb; doch würden ſie wahrſcheinlich durch den Anbau veredelt werden können.

Der beſte **Indigo** in der Welt — nach dem ſchönen unvergänglichen Dunkelblau zu urtheilen, das die Negern daraus ziehen — wächſt hier aller Orten wild. Die Portugieſen, die ehmaligen Koloniſten in dieſem Lande, beſaſſen an verſchiedenen Orten groſſe Gebäude zur Zubereitung dieſer Pflanze; man ſieht noch die Ueberbleibſel davon.

Von **Baumwolle** — welche die Negern nur zu ihrem eigenen Gebrauche bauen **) — findet man hier dreierlei Arten, deren eine ganz weiß,

---

*) Sie nennen ſie (nach Finch) Innumma.

**) Finch hat auch den äuſſerſt giftigen Manchinellbaum (Manzanilla — Hippomane Mancinella. L.) in dieſem Lande gefunden. Dies wird von Des Marchais beſtätigt, welcher hinzuſezt, die Negern vergiften ihre Waffen damit.

die andern blaßgelb und die dritte blaßroth iſt *). Es iſt Schade, daß die Negern in dem Anbau derſelben nicht fleiſſiger ſind; dieſes Produkt könnte ein wichtiger Handelsartikel werden.

Das **Zukkerrohr** iſt auch auf dieſer Küſte einheimiſch, und wächst weit höher, als in Weſtindien.

Den **Malaghette-Pfeffer** (Paradieskörner, Amomum grana Paradiſi L.) findet man in den Wäldern; er iſt aber nicht gar ſcharf.

Schotenpfeffer, langer Pfeffer (Piper longum. L.) wird in groſſer Menge und Vollkommenheit gezogen.

Auch **Tabak** wird hier gebaut, aber vermuthlich aus Unkunde der Behandlung nicht geſchätzt **).

Das vornehmſte und eigentlichſte Landesprodukt iſt der **Reiß**, welcher die vorzüglichſte und beinahe einzige Nahrung der Bewohner dieſer Küſte ausmacht; ſie eſſen ihn auch ſo gern, daß die ſchwarzen Matroſen, wenn ſie auf den Schiffen

*) Iſert (Reiſebeſchreibung, S. 176.) ſagt, es wachſe im Lande Dahome eine Baumwolle von hochgelber Farbe, deren Ausfuhr verboten iſt, und die nur für die Kleidung des Königs gebraucht wird.

**) Finch ſagt, die Negern dieſer Küſte bauen ſehr viel Tabak, weil ſie ihn ſo auſſerordentlich gerne rauchen, daß er ihre halbe Nahrung auszumachen ſcheint.

ſind und ſich einige Tage mit Pökelfleiſch und Zwiebak zu begnügen genöthigt werden, ſich nachher beklagen, ſie hätten ſich ohne Speiſe behelfen müſſen. — Der Bau dieſer Getreideart iſt die Hauptbeſchäftigung der Negern von Sierraleona; doch betreiben ſie ſie eben ſo nachläſſig als alle andern Negern. Sie bauen ihn theils an den Abhängen der Berge, theils in bewäſſerten Ebenen; der erſtere hat zwar kleinere Körner iſt aber wohlſchmekkender und nahrhafter, als der leztere. In einigen Gegenden halten ſie jährlich drei Reißärndten, nämlich eine auf den Bergen und zwei in den Ebenen.

Auſſer dieſem kömmt der **Mais** (**Wälſchkorn**) und **Hirſe** hier auch recht gut fort, wird aber nur wenig gebaut.

Ferner hat man in dieſem Lande allerlei Küchengewächſe, Hülſenfrüchte und Wurzeln, die zur Speiſe dienen, als: **Maniok-** oder **Kaſſavewurzeln**, welche ungefähr 4 Monate in der Erde bleiben, ehe ſie genoſſen werden. Die Negern pflanzen ſie unter den Reiß, wann er gejätet iſt; ſie eſſen ſie geröſtet und gekocht; aber Brod machen ſie nicht daraus — **Yamswurzeln** (Dioſcorea ſativa L.) — **Arumwurzeln** (Arum peregrinum. L.) — ſüſſe **Kartoffeln** — **afrikaniſchen Hünerdarm** (*African Chickweed* — Alſine media L.?) — welcher eine kleine Bohne trägt, die im Nothfall von den Negern geſpeiſet

wird; dieſes Gewächs findet ſich hier in unbeſchreiblicher Menge — und andere nuzbare Gewächſe *).

Am Rio Pongeos wird von den Negern eine Wurzel gebaut, welche ſie Ningih (Nindſchih) nennen; dieſe Pflanze hat die ſonderbare Eigenſchaft, daß ſie im Feuer weder verändert, noch von demſelben verzehrt wird; die Wurzel wird 3 bis 4 Fuß lang und ſo dik als eines Mannes Bein. Roh kann man dieſe Wurzel nicht anders als mit Aſche von Mangleholz eſſen; denn ſie iſt ſo gewaltig ſcharf, daß ſich die Haut im Munde abſchält, wenn man ſie nur einen Augenblik hineinbringt. Die Negern brauen aber eine Art Bier daraus, welches ein kräftiges Harntreibendes Mittel iſt, und von den Negern für ein Spezifikum gegen die Luſtſeuche gehalten wird. Dieſes Getränk wird auf folgende Art zubereitet. Die Wurzeln werden Schichtweiſe zwiſchen geſchältes, troknes Mangleholz in eine Grube gelegt und mit Raſen bedekt; das Holz wird dann angezündet; ſobald es ganz zu Aſche verbrannt iſt, werden die auf dieſe Art gedörrten Wurzeln wieder herausgenommen, abgewaſchen, dann wieder getroknet, nachher mit einem Schlägel zermalmt und in Waſſer eingeweicht bis alle Kraft ausgezogen iſt. Das Waſſer wird

*) Die älteren Reiſebeſchreiber nennen auch noch Erbſen, Bohnen, Kürbiſſe, Melonen und Pataten als nuzbare Gewächſe von Sierraleona.

hierauf gekocht, und in irdene Töpfe zum Gähren gegoſſen; ſobald es ausgegohren hat, iſt das Getränk fertig. — Dieſe ganze Brauerei erfordert ungefähr drei Tage Zeit. —

Auſſer dieſen hier genannten Pflanzen findet man auf dieſer Küſte noch mehrere andere, auch aromatiſche, die wir noch nicht kennen, weil bis jezt kein Naturforſcher dieſe Gegenden bereiſet hat.

Noch haben wir das hohe **guineiſche Gras** (*Guinea-graſs.*) zu nennen, welches (wie gedacht) in manchen Theilen dieſer Küſte wächst. Es ſoll eine Art **Riſpengras** (Poa. L.) ſeyn, aber welche? kann ich nicht beſtimmen *).

Was nun das **Thierreich** betrifft, ſo hat die Küſte von Sierraleona das Meiſte mit Senegambien gemein **).

Doch wir wollen die Schilderung des Lieut. **Matthews** davon anhören, ſie enthält doch manch' Neues und Intereſſantes.

---

*) Iſert, der das Guinea-Gras auch auf der Inſel Guadaloupe fand, wohin man es ſeiner Nutzbarkeit wegen, beſonders zur Fütterung der Pferde, verpflanzt, nennt es fragend: Poa....? (Seite 357 ſeiner Reiſebeſchreibung.)

**) Ich verweiſe daher auch meine Leſer was die nähere Beſchreibung der Naturprodukte betrifft, auf den V. B. dieſes Werks.

Er ſagt*): Die Wälder, Berge und Auen ſind mit wilden Thieren und Wildprät reichlich angefüllt. Auf den Gebirgen von Sierraleona ſoll's **Löwen** geben, ich ſelbſt aber habe keine geſehen, hab' es auch nie von einem zuverläſſigen Zeugen gehört **). **Leoparden** aber gibts in Menge, und ſie ſind ſo raubbegierig und grimmig, wie die Löwen. Wenn in der Regenzeit der Hunger ſie plagt, ſo beſuchen ſie des Nachts, beſonders in der Abenddämmerung, Städte und Dörfer, und ſchleppen oft, ſowol Menſchen als Thiere, fort. Gelingt es einem Leoparden die erſte Nacht ſeinen Raub ungeſtört fortzubringen, ſo kommt er die folgende Nacht ſicher wieder. Man iſt aber alsdann auf ſeinen Beſuch gefaßt, und er kömmt ſelten mit dem Leben davon.

Elefanten, Büffel, ſchröklich groſſe und böſe **wilde Schweine** ***), **Rehe** von verſchiedenen Arten, darunter einige ſehr groß und ſchön, andre aber klein, wie junge Antelopen ſind ****), alle

*) S. 39. und folgende.

**) Dennoch behaupten die älteren Reiſebeſchreiber alle, es gäbe Löwen in dieſem Lande; welches auch ganz wahrſcheinlich iſt, nur mögen ſie ſich aus Furcht vor den Menſchen mehr in das Innere zurükgezogen haben.

***) Nämlich ethiopiſche Schweine — Engalla's — (V. B. d. W. S. 163.)

****) Auch Antelopen nach dem Zeugniſſe der älteren Reiſebeſchreiber.

haben aber doch ein ſehr troknes Fleiſch und ſind nie fett — gibt es hier ebenfalls. Ferner Biſamkazzen *), und eine groſſe Mannichfaltigkeit andrer Thiere, welche von den Negern gegeſſen werden, und Affen **) von ſo verſchiedenen Geſtalten und Gattungen, daß man ein ganzes Buch ſchreiben müßte, wenn man ſie alle beſchreiben wollte. Das eigene aber haben alle an ſich, daß wenn ſie gefangen und nur etliche Tage in einem Hauſe oder auf einem Schiffe eingeſperrt, und dann wieder in Freiheit geſezt werden, ſie doch nicht wieder nach den Wäldern zurükkehren; denn man ſagt, ihre alten Kameraden würden ſie zerreiſſen ***).

Der Schimpanſe ****), iſt hier ebenfals zu Hauſe. Wenn man dieſe Affen ganz jung fängt, werden ſie zahm und zutraulich. Sie klammern

ſich

---

*) Zibetkazze, Viverra Zibetha L. (V. B. d. W. S. 134.)

**) Dieſe werden nach Barbot (A. H. d. R. III. B. S. 264.) auch von den Negern in Sierraleona gegeſſen.

***) Matthews ſagt, er habe es ſelbſt geſehen, daß die wilden Affen, die welche nur einige Tage gefangen waren, (als Emigranten, denen die Rükkehr in's Vaterland unterſagt iſt) fortjagten, wenn ſie in den Wäldern Nahrung ſuchen wollten.

****) Der Pongo — Simia Satyrus. L. — (V. B. d. W. S. 101.)

ſich ſehr gerne an die Perſonen an, die ſie leiden können, und haben viel Gefühl für freundliche oder harte Behandluug *). Wenn dieſe Affen ſizen, haben ſie im Aeuſſern viel Aehnlichkeit mit einem alten Neger, ausgenommen, daß ihr Hauptchaar gerade und ſchwarz, wie bei einem Indianer iſt. Gemeiniglich ſchlagen ſie ihren Wohnſiz in der Nähe eines verlaſſenen Städtchens auf, wo der Papahbaum, den ſie ſehr lieben, in groſſer Menge wächst. Da bauen ſie ſich Hütten, die der Negern ihren ähnlich ſind, und bedekken ſie mit Baumblättern. Dieſe dienen aber nur den Weibchen und Jungen zum Aufenthalt, denn die Männchen liegen immer auſſer der Hütte. Wird eins von dieſen Thieren erſchoſſen, ſo verfolgen alle den Mörder ihres Freundes, und das einzige Mittel, ihrer Rache zu entgehen, iſt, daß man die Flinte wegwirft. Dieſe ergreifen ſie dann mit der äuſſerſten Wuth, brechen ſie in Stükke und ſtehen von fernerm Verfolgen ab **).

*) Welches Matthews an dem Schimpanſe, den er ſelbſt hatte, beſtätigt fand.

**) Nach Finch, Villault und Barbot (Allg. Hiſt. d. R. III. B.) gibts auch Hirſche, Luchſe und Igel in dieſem Lande. Erſterer erzählt auch von einem Thiere, welches er das Karfunkelthier nennt, das einen leuchtenden Stein auf der Stirne haben ſoll, den es nach Belieben mit einem Häutchen bedekken kann. Es iſt eine Fabel, die ihm von den Negern aufgeheftet worden.

Kamäleone, vielerlei Arten **Eidexen** und **Schlangen** gibts hier im Lande in groſſer Menge. Von den lezten ſind einige ausnehmend ſchön, aber meiſtens gefährlich. Die merkwürdigſten Schlangen ſind die **Renny** wegen ihrer Gröſſe, und die **Sinyakki amufong** wegen ihrer ſchädlichen Eigenſchaft. Die **Rennyſchlange** *) wird, wenn ſie völlig ausgewachſen iſt, 15—20 Fuß lang, und 3 im Umfange. Der Rüken iſt dunkelgrau, der Bauch iſt etwas heller und geflekt. Dieſes Thier greift nicht allein Ziegen, Schafe und Schweine an und verzehrt ſie, ſondern es iſt ſogar ſo verwegen, daß es Leoparden, Tyger und Rehe anfällt, wenn ſie ihm in den Weg kommen. Die Eingebohrnen behaupten ſogar, ſie wären in den Auen im Innern des Landes ſo groß, daß ſie einen Büffel verſchlingen könnten; deſſen ungeachtet ſind ſie dem Menſchen nie gefährlich, ſie müßten ihn denn ſchlafend finden. Die Art, wie dieſe Schlange mit ihrem Raube umgeht, iſt folgende. Zuerſt pakt ſie das Thier mit den Zähnen an. Da nun dieſe, wie Haken, einwärts gebogen ſind, ſo drüken ſie ſich bey jedem Sträuben des unglüklichen Schlachtopfers immer tiefer ein. Darauf ſchlingt ſie ihren Schwanz bis dreimal um daſſelbe, und zerbricht ihm durch eine ſchnelle Zuſammenzie-

*) Dies iſt die Königsſchlange, Rieſenſchlange, Boa conſtrictos L. welche ſchon im V. B. d. W. S. 232. nach Adanſon beſchrieben worden.

hung alle Knochen. Da aber der Schwanz den ganzen Leib nicht auf einmal bedekken kann, ſo widerholt ſie dieſe Operationen zwei bis dreimal. *) Dann macht ſie einen Umweg von einer halben Meile zum wenigſten im Umkreiſe, um zu ſehen, ob auch kein Feind, beſonders keine Ameiſen, vor denen ſich dieſe Beſtien am meiſten fürchten, in der Nähe iſt: denn wenn ſie ihren Raub verſchlungen haben, werden ſie ganz unfähig ſich zu bewegen. Treffen nun die Ameiſen ſie in dieſem Zuſtande an, ſo tödten ſie dieſelben leicht, indem ſie ihnen zu den Ohren, Maul und Naſe hineinkriechen. Findet nun dieſe Schlange alles ſicher, ſo richtet ſie ſich, — daß ich mich dieſes Ausdruks bedienen darf — ihre Mahlzeit zu, und dabei verfährt ſie auf dieſe Art. Sie begeifert den ganzen Körper mit einem ſchmierigen Speichel, und lekt ihn zugleich in eine längliche Geſtalt. Alsdann nimt ſie den Kopf ins Maul, und würgt das Ganze nach und nach hinunter, ohne es im geringſten zu zermalmen. Wenn ſie damit fertig iſt, wird ſie ſo unbeweglich wie ein Stük Holz, und ſo bleibt ſie, bis ſie die Speiſe ganz verdauet hat, wozu, nach Verhältniß der Gröſſe des verſchlungenen Raubes, 3 bis 4 Tage gehören. In dieſem Zuſtande laſſen ſich die Schlangen leicht erlegen. Gemeiniglich halten ſie ſich auf den Wieſen

*) Man vergleiche damit, was Adanſon (im V. B. d. W. am angef. Orte) ſagt.

und in der Nähe der Städte auf. Da ſieht man ſie häufig den Kopf aus dem Graſe, das 10 Fuß hoch wächst, emporheben, und ſich nach Raub umſehen. Die Eingebohrnen halten ihr Fleiſch für einen groſſen Lekerbiſſen.

Die **Sinyakki-amuſong** iſt eine ganz kleine Schlange, ſelten über einen Fuß lang, und ohngefähr ſo dik als der kleine Finger eines Menſchen. Sie iſt blaßgrün von Farbe, mit ſchwarzen Flekken. Dieſes ſchädliche kleine Thier beſizt das Vermögen, allen Thieren, die ihm auf 2 bis 3 Fuß zu nahe kommen, einen ſehr feinen Dunſt in die Augen zu hauchen, der augenbliklich unheilbare Blindheit, und 8 bis 10 Tage lang, unbeſchreibliche Schmerzen verurſacht *).

Aber die furchtbarſten und verderblichſten Feinde, ſowohl der Menſchen als der Thiere, ſind die **Ameiſen** **). Dieſe Inſekten ziehen in Myriaden aus ihren Neſten heraus. Nichts vermag ihren Verwüſtungen zu widerſtehen, oder ſie von ihrem Zuge abzubringen, als groſſe Feuer oder tiefes Waſſer. Und doch weiß man häufige Beiſpiele,

*) Matthews hat ſelbſt Beiſpiele davon geſehen.

**) Dies ſind die wandernden Vagvagen, wovon im V. B. d. W. S. 266. — Von dieſen Inſekten — Matthews ſagt, die Negern nennen ſie Bugabug — verdient Smeathmann's Sendſchreiben über die Termiten. A. d. Engl. m. K. 8. Göttingen, 1789. — nachgeleſen zu werden.

daß ſie ſogar durch ihre Menge, das Feuer, wo- durch man ihren Zug aufhalten wollte, ausgelöſcht, und mit Aufopferung ihrer eigenen Brüder Brüken zu Stande gebracht haben, um über ſchlechte Ge- wäſſer, die ihnen im Wege lagen, zu kommen. Sehr oft zwingen ſie die Negern, ihre Wohnungen zu verlaſſen, und verwüſten alles auf der Erde, und ſogar bis zu einer beträchtlichen Tiefe unter derſelben. Kurz, nichts widerſteht ihrer alles zer- ſtörenden Wuth, als Metalle. Es gibt deren un- zählige Gattungen, von einem Zoll lang bis zu einer Kleinigkeit, die das bloſſe Aug kaum entdekt. Viele Arten machen ſich Gänge unter der Erde. Einige führen kegelförmige Wohnungen von Thon über derſelben auf, und wieder andere bauen ſich an den Stämmen und Aeſten der Bäume an *). Von geflügelten Ameiſen, habe ich nur eine Art bemerkt, und dieſe iſts nur auf kurze Zeit. Sie ſind roth und ſchwärmen gemeiniglich gegen Abend und vor dem Regen herum. Sie fliegen nicht weit und verlieren die Flügel, ſobald ſie ſich ſezzen **).

In den Wäldern und an den Flüſſen gibts wil- de Gänſe und **Enten** von verſchiedenen Arten, **Perlhühner, Faſane, Wachteln, Brachvö-**

---

*) Dies ſind die bauenden Bavaguen oder Termiten, von welchen im V. B. d. W. S. 265.

**) Nach Atkins gibt es auch noch anderes beſchwerli- ches Ungeziefer in dieſem Lande, als Razzen, Krö- ten, Skorpionen, Muskitos u. ſ. w.

gel, Regenpfeifer, Schnepfen, Papagaien und mannigfaltige Arten von Tauben genug; und auſſer dieſen eine unendliche Menge andrer Vögel *), gröſstentheils von ſchönem Gefieder, und die auch in ihrem Geſange unſern europäiſchen Singvögeln nichts nachgeben.

Die Hausthiere der Negern beſtehen in Rindvieh, Schafen, Ziegen und kleinem Federvieh. Truthüner, Gänſe, Brandgänſe, und gemeine Enten würden hier ſehr gut fortkommen, und ſich bald ſtark vermehren, wenn die Eingebohrnen ſich die Mühe geben wollten, ſie aufzuziehn **). Auch muſs man ſich nicht wenig wundern, daſs ſie ſich um die Perlhüner ſo wenig bekümmern, die doch hier einheimiſch ſind, und ſich leicht zahm machen laſſen: denn man trift ſie nirgends zahm an, als bei den Weiſſen, oder bei denen von den Eingebohrnen, die es ihnen nachthun.

Die Seen, Flüſſe und Bäche wimmeln von vielerlei Arten der vortrefflichſten Fiſche ***). Die

*) Finch und Barbot (am angef. Orte) nennen auch noch: Pelikane, Dummvögel, Ochſenſauger, Stingel- und Holztauben und Waſſervögel von mancherlei Art.

**) Auch Atkins ſagt, die Neger in Sierraleona ziehen wenig Federvieh.

***) Darin ſtimmen alle älteren Reiſebeſchreiber überein und nennen eine Menge Fiſche, von mancherlei Art, die es hier geben ſoll.

Seekuh (Mantai) wird häufig in den Flüſſen gefangen. Auſſer verſchiedenen Gattungen von **Landſchildkröten**, gibt es dreierlei Arten, die ſich in ſüſſem Waſſer aufhalten, und eben ſo vielerlei Arten, die in der See wohnen. Auch iſt kein Mangel an herrlichen Auſtern, man findet ſie an den Klippen, Schlammbänken und Wurzeln der Manglebäume. Sie werden Schlamm-Klippen- oder Mangle-Auſtern genannt, nach dem Orte wo man ſie fiſcht. Sie ſizzen immer in Haufen beiſammen, und nicht einzeln, wie die unſrigen.

Ferner gibt es allerhand Gattungen von Krebſen, Krabben, und dergleichen in groſſen Ueberfluß und von anſehnlicher Gröſſe; nebſt verſchiedenen andern Schalthieren, welche die Eingebohrnen eſſen, die man aber in England nicht kennt.

In den Flüſſen und Bächen werden eine Menge **Kaimans** (Krokodille) ausgebrütet. Dieſe ſchleppen ſehr oft junges Rindvieh weg, zuweilen aber wohl auch gar Menſchen, und dennoch ſind die Eingebohrnen ſo abergläubiſch, daß ſie einen ſolchen Zufall immer der Zauberei zuſchreiben, und ſich nicht die Mühe nehmen mögen, die Stellen in den Flüſſen, wo ihre Weiber und Kinder beſtändig waſchen, und folglich oft weggeſchleppt werden, einzuzäunen.

In den Mündungen der Flüſſe giebt es auch eine groſſe Menge Haye, die den Augenblik alles, was über Bord fällt, wegſchnappen. Daher iſts

höchſt gefährlich, ſelbſt an ſeichten Stellen zu baden. Doch ſelbſt die Haifiſche und Krokodille, für ſo gefräſſig ſie auch gehalten werden, thun da, wo ſie nicht gewohnt ſind, Thiere zu freſſen, niemand etwas zu Leide. Dies ſchreiben die Eingebohrnen der groſſen Sorgfalt zu, womit ſie ihre Todten, und allen Abfall vom Fleiſche in einer ſolchen Entfernung vom Seeſtrande begraben, daß die Haifiſche auch nicht einmahl die Witterung davon haben.

Die Galle des Kaimans wird für das tödlichſte Gift gehalten, und die Eingebohrnen vergiften die Spizze ihrer Pfeile damit. Wenn jemand einen Kaiman erlegt hat, so iſt er gehalten, zwei Zeugen zu ſtellen, welche ausſagen müſſen, daß er das Gift in ihrer Gegenwart weggeſchüttet habe."

III.

Einwohner von Sierraleona.

Matthews nennt *) die Nalloer, Bagoer, Suſier, Mandingoer, Bullamer und Timmaneier als Negervölkerſchaften, welche die Küſte von Sierraleona bewohnen.

Damit ſtimmen nun die älteren Reiſebeſchreiber **) ganz und gar nicht überein. Sie ſprechen zwar auch von Mandingoern auf dieſer Küſte; aber ſie nennen die Hauptvölker, Rapez (Rapeer) und Rumbas Manes — verſteht ſich blos von dem Lande an der Mündung des Sieerraleonafluſſes —

Barbot ***) ſagt, die Rapez ſeien die beßten und geſittetſten unter allen Negern; die Rumbaer aber wären kühne, unruhige, grobe, grauſame Leute, ja ſogar Menſchenfreſſer, wie ihr Beiname Manez andeuten ſoll †). Er ſezt hinzu, die Portugieſen glauben, die barbariſchen Schag=

*) Wie wir ſchon oben bei der geographiſchen Ueberſicht geſehen haben.

**) Im III. B. der allg. Hiſt. d. R.

***) Am angef. Orte.

†) Dies könnte aber auch ein ihnen gegebener Schimpfname ſeyn.

gaer und Gallaer ſtammten von dieſer rohen Nazion ab *). — Die Rapez und Rumbas, ſagt er ferner, führen immerwährende Kriege miteinander; die lezteren nämlich ſeien zu Anfang des 16ten Jahrhunderts aus dem innern Afrika hergekommen, um die erſteren als die Ureinwohner, aus ihrem ſchönen Lande zu vertreiben. Daraus ſeien blutige Kriege entſtanden, welche aber doch jezt, ſeit die Rumbas durch den Umgang mit den Europäern mehr abgeſchliffen worden, nicht mehr ſo barbariſch, wie ehmals geführt würden.

Er ſagt endlich noch, beide Völkerſchaften, die Rapez und Rumbas ſeien in gewiſſer Maſſen dem Könige von Quoſcha auf der Pfefferküſte unterworfen.

Matthews weiß — oder vielmehr ſagt — von all' dieſem nichts. Da er nun der glaubwürdigſte und neueſte Schriftſteller über dieſes Land iſt, ſo wollen wir ſeinen Nachrichten folgen und nach ſeiner mitgetheilten Skizze die Karakteriſtik der Bewohner von Sierraleona entwerfen.

---

*) Dies ſtimmt mit dem überein, was Battel von den Schaggaern ſagt, daß ſie ihm nämlich verſicherten, ſie ſtammten aus Sierraleona ab. (M. ſ. den Anhang zur deutſchen Ueberſezzung vor Proyant, S. 292.)

Schilderung der Negern von Sierraleona, ihrer Sitten, Gebräuche und Meinungen.

Nach Matthews *).

Ueberhaupt ſind die Negern dieſes Landſtrichs ihren Brüdern in Senegambien und Guinea ſehr ähnlich.

Man behauptet, daß die, welche an den Küſten von Sierraleona wohnen, durchaus ſtärker, wohlgebildeter, muthiger und thätiger ſind, als die im Innern des Landes **). Dieſer phyſiſche Unterſchied läßt ſich vielleicht aus der Verſchiedenheit ihrer Speiſen, und der geſündern Luft erklären. Es läßt ſich vermuthen, daß in dieſen Gegenden auch ihre Geſelligkeit ſo wohl in dieſer Rükſicht, als durch die Gelegenheit des Umgangs mit kultivirten Nazionen, beſſer ſeyn mußte; verſteht ſich mit Ausnahme! Die Bullamer, Timmannier und Bagoer ſind beſonders eine kernichte

*) Seite 66. u. ff. ſeiner Reiſe.

**) Eine Bemerkung, die überhaupt von der Weſtküſte Afrika's gelten ſoll.

und gut geſtaltete Menſchenart. Sie beſizzen die ſchönſte ſchwarze Farbe, ſind von etwas mehr als mittlerer Gröſſe, haben gerade Glieder und angenehme Geſichtszüge. Doch am meiſten zeichnen ſich die **Timmanier** durch ihre offene und treuherzige Geſichtsbildung aus; viele ihrer Weiber ſind — die ſchwarze Farbe abgerechnet, ſogar ſchön *). — Und die Natur ſollte, wie es Menſchenhaſſer zu behaupten wagen, an dieſem Volke zur Lügnerinn werden? Man hauche ihm zuvor unſere ſanfte Religion und die wohlthätige Kultur ein, und dann wage man es erſt, es zu beurtheilen! —

Die **Suſier** haben eine gelblichte Farbe, und ſind lange nicht ſo gut geſtaltet als die erſtgedachten Negern. Doch ſind ſie meiſtens gerade gewachſen; haben aber plattere Naſen, und dikke, aufgeworfne Lippen.

Noch mehr unterſcheiden ſich von jenen Negervölkerſchaften die **Mandingoer**. Sie haben eine bläſſere ſchwarze Farbe, ſind lang und ſchlank; haben ſehr kleine Augen, und tragen gewöhnlich europäiſche Judenbärte. Die andern Negern dieſer Gegend ſcheeren ihre Bärte ſo lang ſie jung ſind,

*) Matthews ſagt (S. 94.) er habe, ſo lang er in dieſem Lande war, nur zwei misgeſtaltete Menſchen geſehen, und dieſe waren es durch unglükliche Zufälle in ihrer Kindheit geworden.

ab; ſobald ſie aber anfangen grau zu werden, ſo laſſen ſie dieſe wachſen, weil ſie das Silbergrau des Alters für ein Zeichen der Weisheit halten. Sie wiſſen alſo doch, daß die **Weisheit** etwas ehrwürdiges iſt, nur beſizzen ſie nicht Kultur genug, ſie ohne graue Haare zu erreichen; und erwarten dieſe Wohlthat von der Natur, ſtatt ſie in der Moralität zu ſuchen *)!

Der Unterſchied zwiſchen den Freien und den Sklaven, iſt auch unter dieſen Völkern äuſſerſt auffallend! Man unterſcheidet ſie beim erſten Blikke. Der **Freie**, ſtolz auf ſeine Freiheit, ſchreitet mit Würde und dem Bewußtſein ſeins Vorzugs einher, und ſieht jedem dreiſt in's Geſicht; der **Sklave** hingegen von dem Gefühl ſeines Zuſtandes niedergedrükt, ſchleicht ſchüchtern und mit geſenktem Haupte vorüber. Auch ſind hier die Sklaven durchgängig — die an der Küſte gebohrnen ausgenommen — kleiner, nicht ſo ſtark und nicht ſo wohlgebildet, als die eingebohrnen Freien. Dieſe Sklaven kommen aus dem Innern des Landes — vielleicht weit her. —

Die **Fulier** oder **Fulaher**, welche hinter den erſtgenannten Völkern wohnen, ſind eine Mittelart zwiſchen den Arabern und Schwarzen. In Rükſicht ihrer gelblichten Farbe, ihres langen ſchwar-

---

*) Man ſehe die weitläuftigere Schilderung dieſes Volkes im VI. B. d. W.

zen Haares, ihrer römiſchen Naſen, ihrer läng=lichten Geſichter, haben ſie Aehnlichkeit mit den oſtindiſchen **Baskars**. Sie ſind feurige Anhänger des **Korans**, und führen zu ſeiner Ausbreitung oft Kriege, aus denen ſie dann in dieſe Gegend eine groſſe Zahl Sklaven liefern. Wie ſich doch der Fanatismus in jeden Himmelſtrich verkriecht! Die ſchwarzen Fanatiker verkaufen um der Reli=gion willen ihre Brüder, und die Weiſſen **morden** ſie! Wie kömmt es, daß man es den leztern leich=ter verzeiht, da ſie doch einen reinern Begriff von der Religion haben ſollten?

Was die Sprachen der Negern in dieſem Kü=ſtenſtrich betrifft, ſo ſcheint die Sprache der **Su=ſier** der Stamm zu ſeyn, aus welchem die Mund=arten der **Bagoer**, **Bullamer** und **Timmon=neier** hervorgeſproßt ſind. Sie klingt ſehr ſanft, und hat eine Menge Selbſtlauter, und Lippentöne. Die Sprache der **Mandingoer** hingegen iſt von allen andern eben ſo verſchieden, als das Volk ſelbſt iſt. Sie ſcheint (nach **Matthews**) verdor=ben arabiſch zu ſeyn *), doch iſt ſie von derjenigen arabiſchen Sprache verſchieden, welche ſie in den Schulen lehren, und welche ſie die Sprache des Gebets nennen.

---

*) Nach der im VI. B. d. W. gegebenen Sprachprobe zu ſchlieſſen, iſt Matthews hier im Irrthum.

In Rükſicht des moraliſchen Karakters ſind ſich die Negern dieſer Gegenden überhaupt genommen ſo ziemlich gleich. Sie ſind alle äuſſerſt träge, nur zur Rache nicht. Ihr Haß iſt unverſöhnlich, und wo ſie einmal den geringſten Unwillen gefaßt haben, da ſind ſie heimtäkkiſch, boshaft, voller Verſtellung, und warten nur die Gelegenheit ab, ihre Rachgier ungeſtraft zu ſättigen; dieſe verſäumen ſie dann niemals! — Doch ſind ſie gegen Freunde gaſtfrei, und gütig, ob ſie gleich eine Neigung zu kleinen Diebereien beſizzen. Ihr Betragen iſt aber ſehr unbeſtändig und veränderlich. Es fehlt ihrem Karakter an jener Veſtigkeit, welche er nur durch Ausbildung des Verſtandes erhalten kann.

Die ſchon erwähnten Mandingoer haſſen die Kriſten aus Religionseifer. Sie beehren ſie mit dem herabſezzenden Titel Hunde — weil ihnen die Schwelgerei der Europäer in dieſen Gegenden gar ſehr mißfällt *). —

Auch in Lebensart, Sitten, Gebräuchen und Meinungen ſind ſich die Negern in Sierraleona meiſt gleich. Wir wollen das Merkwürdigſte davon ausheben.

Ihre Art ſich einander zu grüſſen iſt von ver=

---

*) Dennoch rühmt Matthews ihr freundſchaftliches Betragen gegen ihn.

ſchiedener Gattung. Ein Sklave beugt vor ſeinem Herrn das rechte Knie bis faſt auf die Erde, ſtrekt den rechten Arm mit geſchloſſener Fauſt aus, und ſtüzt die linke unter den Ellbogen des rechten. Freunde legen ihre rechte Hand auf die Bruſt und wünſchen ſich einen guten Tag. Bisweilen umarmen ſie ſich auch, oder ſchütteln ſich bei der Hand, oft ſchlagen ſie einander ſogar Schnippchen entgegen. Wenn ſie ein auswärtiger Freund beſuchen will, ſo muß er ſich zuvor förmlich melden laſſen, oder ſie begegnen ihm kalt, und kümmern ſich gar nicht um ihn. (Unſere europäiſchen Fraubaſen halten auch gewaltig viel auf dieſen Gebrauch, ſie werden ihn doch nicht etwa den Schwarzen abgelernt haben?) — Wenn die Weiber zuſammen kommen, ſo neigen ſie ſich, und geben einander die rechte Hand. Die Mädchen umarmen einander, wie es ſcheint, mit vieler Wärme. Wenn ein Sohn nach einiger Abweſenheit zu ſeiner Mutter zurük kömmt, und die erſte Begrüſſung vorüber iſt, ſo legt er ſich zu ihren Füſſen hin, und ſie ſucht ihm ſorgfältig das Ungeziefer vom Kopfe, während er ihr die Abentheuer von ſeiner Reiſe erzählt.

Die Negerinnen ſind in ihrer Kleidung ſehr reinlich, und beſchäftigen ſich gerne mit den Haushaltungsgeſchäften, für deren Beſorgung ſie vielen Eifer beweiſen. Eben ſo ſehr beſchämen ſie man-

che

che Europäerinnen durch ihre Zärtlichkeit für ihre Kinder. Keine Mütter können ihre Kinder mehr lieben, ſie ſorgfältiger warten, als dieſe thun. Sie ſäugen ſie ſelbſt — denn ſie kennen den Mißbrauch ihre Kinder durch fremde Milch nähren zu laſſen, nicht — und entwehnen ſie nicht eher, als bis ſie allein gehen und ihnen eine Kürbisſchale voll Waſſer zutragen können. Doch muß man nicht vergeſſen, daß die Weiber ihre Kinder ſobald als möglich dazu abrichten, weil ſie ſo lange ſie Kinder ſäugen, nicht bey ihren Männern ſchlafen dürfen, indem ſie glauben dies verderbe die Milch. — Die Unfruchtbarkeit halten ſie für die größte Schande. Sie fürchten das Gebähren lange nicht wie unſere verzärtelten Europäerinnen, um ſo weniger, da ihre Niederkunft immer ſehr leicht, und beinahe ganz ohne Schmerzen iſt. In wenigen Stunden iſt alles vorüber *). —

Ihre häuslichen Geſchäften haben mit den weiblichen Beſchäftigungen bei uns viel übereinſtimmendes, nur darin nicht, daß bei ihnen die vornehmſten Weiber ſich nicht ſchämen, unter Mägden und andern Weibern zu ſizzen, und Baumwolle zu ſpinnen, oder zu krämpeln. Dieß iſt

*) Völlig ſchmerzensfrei, wie Matthews glaubt, iſt ihre Geburt wol nicht; dies haben philoſophiſche Reiſende ſchon angemerkt. Aber leichter iſt ihre Niederkunft, als die einer Europäerinn, auch iſt es bei ihnen Schande den Schmerz zu äuſſern.

ihre Abendbeſchäftigung, die mit unſern Spinnſtuben groſſe Aehnlichkeit hat. Dabei erzählen ſie einander allerlei Mährchen *), und ſind vergnügt — vergnügter als manche unſrer Damen, in der zwangvollen Aſſamblee! — Sie haben auch verſchiedene Haſardſpiele, mit welchen ſich beide Geſchlechter, doch jedes für ſich allein, beluſtigen. Weit leidenſchaftlicher lieben aber alle Negern und Negerinnen den Tanz. So oft es Mondſchein und ſchönes Wetter iſt, muß von Sonnenuntergang an, bis nach Mitternacht getanzt werden. Eine Vergnügung, der ſie ſich oft bis zur Raſerei überlaſſen. Bei jeder Gelegenheit wird ein Tanz gehalten. Die Geburt eines Kindes, die Ankunft eines Freundes, oder ſonſt eine freudige Begebenheit wird jedesmal mit einem Tanz- und Singefeſt gefeiert, das ſie **Kullnjih** (**Kulundſchhih**) nennen. Bei wichtigen Veranlaſſungen geben ſie eine Art Maskenbälle, wozu ſie eigene Tänzer haben, deren Anzug ſehr groteskt iſt, und in einer hohen aus Binſen gemachten Müze mit Federn, beſteht; das Geſicht ſchminken ſie um die Augen, um die Naſe und um den Mund mit weiſſer Kreide. Um die Hüften tragen ſie einen Rok von Binſen, der ſich beim Tanzen nach allen Seiten ausbreitet; in den Händen haben ſie ein flaches Stükke Holz, die

*) Matthews, er habe ihnen oft Stunden lang mit groſſem Vergnügen zugehört.

ſie während des Tanzes taktmäſig an einander ſchlagen *).

Auch bei ihren Begräbnißfeierlichkeiten wird getanzt; ſie ſtellen dabei ein Klaggeſchrei an, das ſie **Whaa** nennen. Dies Feſt ſieht aber, wie bei uns die Leichenſchmäuſe, mehr einem Freudenfeſt, als einer Trauerzeremonie ähnlich. An dem Abend des dazu beſtimmten Tages verſammlen ſich die Verwandten und Bekannten des Verſtorbenen auf einem freien Plaz vor ihren Wohnungen, wohin ſie langſam und feierlich ziehen. Dort ſingen ſie dann zur Ehre des Todten Lobgeſänge, und tanzen nach dem Schall einer Trommel. Bei dieſem Tanze kommen mancherlei Veränderungen vor; bald tanzen ſie in einem Kreis um die Muſikanten herum, und klatſchen bei jeder geendigten Strofe des Geſangs in die Hände, bald tanzt wieder Einer allein, und die Uebrige ſizzen oder ſtehen um ihn her, ſingen im Kor und klatſchen in die Hände. Bisweilen tanzen zwei bis vier Perſonen mit einander, und werden von andern, wenn ſie müde ſind, abgelößt, die als Zuſchauer unterdeſſen dazu geklatſcht und geſungen hatten. Unterdeſſen wird auch dazu geſchoſſen, und dazwiſchen getrunken und geraucht. Dies Todtenfeſt dauert vom Abend bis gegen Tagesanbruch und wird drei

---

*) Man erinnere ſich dabei an die tahitiſchen Tänze: — Doch Aehnlichkeiten findet man auch bei andern Völkern.

Nächte nacheinander wiederholt. Iſt der Verſtorbne eine Perſon von Stande, und können ſeine Verwandten die Koſten beſtreiten, ſo wird dieſe tolle Feierlichkeit einige Jahre hinter einander jährlich oft ein, bis dreimal wiederholt. Arme Leute ſparen ſie ſo lange auf, bis ſie die Koſten davon beſtreiten, und den dazu nöthigen Branntwein und Tabak anſchaffen können; unterlaſſen wird ſie nie, wenn ſie auch noch ſo lange aufgeſchoben wird.

Man kann dies die öffentliche Trauer nennen, an welcher beide Geſchlechter Theil nehmen. Noch haben ſie dabei eine beſondre Haustrauer, welche aber nur die Weiber anlegen, und nur bei den **Bullamern** und **Timmanneiern** üblich iſt. Zur Trauerkleidung tragen ſie eine weiſſe leinene oder baumwollene Müzze, die ſo weit über die Augen herabgeht, daß ſie nirgends hin als auf die Erde blikken können. Dabei ſchlingen ſie mehrere Schnüre von ihren groſſen Glaskorallen um den Hals und um die Hüften. Verheurathete Weiber aber, legen das Ueberkleid weg, und erſcheinen blos in ihrem Unterkleide, das ſie **Tuntunjiſchih** nennen.

Dieſe Art von Trauer wird aber nicht bloß bei Todesfällen angelegt, ſondern iſt auch eine Art Strafe, ein Interdikt für Mädchen und Weiber, das ihnen von ihrer Mutter oder Tante oder der erſten Hausfrau einer Familie aufgelegt wird. Es iſt ein Zwangsmittel für die Weiber; denn es iſt ihnen dabei nicht erlaubt, etwas von ihnen

ſelbſt zubereitetes zu eſſen. Sie müſſen zur Eſſenszeit vor die Thüre jener gehen, die ihnen zu eſſen geben müſſen, und die Trommel rühren und tanzen. Auch darf ſich Niemand unterſtehen aus dem Geſchirr zu eſſen, daraus ſie aſſen. Die Dauer der Trauerzeit wird meiſtens von der Mutter, Tante, oder ſonſt einer alten Matrone veſtgeſezt. Den jungen mannbaren Mädchen wird ſie vor allen andern aufgelegt um ſie damit vor Unkeuſchheit zu ſichern. Denn die ganze Trauerzeit über iſt Umgang mit Mannsleuten das größte Verbrechen, das dem mitſchuldigen Manne eine harte Strafe und dem unenthaltſamen Mädchen einen untilgbaren Schimpf zuziehen würde.

Dieſes Zwangsmittel wird auch noch auf eine andere Art gebraucht. Nämlich eine Ehfrau, die den Wahn nährt, als werde ſie von ihrem Manne vernachläſſigt, hat das Recht ſeine liebſte Beiſchläferinn in Trauer zu ſezzen, und ihr dadurch den Beiſchlaf zu verbieten. So oft dies aber geſchieht, ſo wird ſie nach einer kurzen Prüfungszeit, durch Geſchenke, durch Friedensopfer, das entweder in einer Ziege, oder einem halben Duzzend Hüner oder in einer Flaſche Branntwein von den Nebenbuhlerinnen wieder verſöhnt, und die leztere eilt dann wieder in die Arme des Mannes. — Dies iſt ein wichtiges Vorrecht der Weiber, wodurch ſie ſich bei ihren Männern in Anſehn erhalten können. —

Was die Muſik der Negern dieſer Gegend betrifft, ſo beſizzen ſie mancherlei Gattungen derſelben; doch ſcheint die Trommel ihr Hauptinſtrument zu ſeyn. Sie haben ihrer dreierlei Arten davon; die nach dem beſtimmten Gebrauch auch von verſchiedener Gröſſe ſind. Die eine Gattung iſt von hartem Holze, das ausgehölt und oben wie unten ſorgfältig verſtopft wird, an der Seite hat ſie eine länglichte Oeffnung, und wird mit zwei Stökken geſchlagen; ſie hat einen ſo lauten, durchdringenden Schall, daß ſie bei Nacht weit umher gehört werden kann. Sie iſt auch dazu beſtimmt, Lärmen zu ſchlagen. Die andere Art iſt von leichtem Holze mit Ziegenfellen überzogen, die mit Schnüren veſtgeſpannt werden. Einige dieſer Trommeln ſind 6 bis 8 Fuß lang, und haben 2 bis 3 Fuß im Durchmaaſſe. Bei andern ſteht der Boden nur 2 bis 3 Zoll von einander, ſie ſind rund herum mit Zähnen und kleinen Stükchen Kupfer behängt, die ein lautes Geklimper machen. — Ferner haben die Negern auch zweierlei Gattungen von Saiten-Inſtrumenten. Das eine iſt eine Art Zither; das andre ſieht aus wie eine Davidsharfe, iſt aber nur 2 Fuß lang. Die Seiten beſtehen aus den Faſern einer Pflanze, und aus Haaren von Elefanten-Schwänzen. Weiber und Kinder gebrauchen dabei noch verſchiedne Gattungen Klappern von ausgehölten Kürbiſſen, in die ſie kleine harte Beere thun. Auch findet man unter den Negern in dieſen Gegenden, doch weit ſeltener Rohr-

flöten mit vier Löchern, und eine Art von Trompete oder Horn aus einem Elefantenzahne verfertigt.

Die gewöhnlichſte Koſt der Negern iſt Reiß, den ſie immer ganz dik und trokken einkochen laſſen, und mit Palmöl oder einer andern kräftigen Brühe, aus Fleiſch oder Federvieh auch aus Fiſchen und Gartengewächſen wieder abdünnern und noch einmal kochen laſſen. Auch viel Pfeffer und andres Gewürz thun ſie daran *). Friſches Thierfleiſch genieſſen ſie nicht ſo gerne als geräuchertes. Ueberhaupt aber wiſſen ſie ihre übrigen Speiſen, die doch alle ſehr einfach ſind, ſchmakhaft zuzubereiten.

Männer und Weiber eſſen abgeſondert, und trinken bei ihren Malzeiten nichts als Waſſer. Auch eſſen ſie des Tages nur zweimal, morgens um zehn Uhr, und vor Sonnenuntergang. Vornehmere und Reichere aber nehmen auch in der Frühe leichtes Frühſtük, welches ihnen jedesmal die Beiſchläferinnen der verfloſſenen Nacht zubereiten muß.

Handwerke verſtehen ſie auſſer der Zimmer-

*) Eine Art Kuskus — der italieniſchen Meneſtra ähnlich.

und Schmidearbeit, und der Verfertigung ihrer Grisgris nur wenige. Doch zeigen ſie viele Geſchiklichkeit dazu. — Jede Familie verfertiget ſich ihre Kleidungen ſelbſt. Die Weiber ſpinnen und krämpeln die Baumwolle dazu, und die Männer weben und nähen. Ihre Kleidung iſt ſehr einfach und leicht. Sie beſteht bei Knaben und Mädchen blos in einem ſo genannten **Tuntundſchih**; dies iſt ein ſchmaler Streif Zeug, welcher zwiſchen den Beinen durchgezogen wird. Die verſchiedene Art ihn anzuziehen, zeichnet die Geſchlechter von einander aus. Mädchen binden eine Schnur um die Hüfte, unter dieſer werden die Enden des **Tuntundſchih** durchgeſchlungen, ſo, daß er vornen und hinten herunter hängt. Dabei tragen ſie noch einen Gürtel von Glaskorallen um die Lenden. Die Knaben hingegen tragen das kurzere Ende vorne, ſchlagen das Uebrige um die Lenden, und laſſen es hinten hinab hängen *). Verheurathete Weiber legen den **Tuntundſchih** ab, (die **Nolloerinnen** ausgenommen) und tragen dann ein Stük ähnlichen Zeugs um die Hüfte, das bis gegen die Mitte des Beins hinab reicht. Sie binden ihn auch gerne über den Buſen, nicht um ihn zu verdekken, ſondern um ihn platter zu machen, und dadurch zu zeigen, daß ſie verheurathete Weiber ſind, welches ſie für eine groſſe Ehre halten.

*) Kleine Kinder laufen ganz nakt. Sinch, Allg. Hiſt. d. R. III. B. S. 250.

Ueberhaupt ſind die Negerinnen groſſe Liebhaberinnen vom Puzze. Sie tragen Arm= und Halsbänder von Glaskorallen, ſilberne Ringe, Korallenſchnüre, Ketten und Manillas, welches ſilberne Ringe um die Handgelenke ſind. Sogar einer Schminke von verſchiedener Art bedienen ſie ſich. Eine vornehme Negerinn zeichnet ſich eben ſo ſehr von den gemeinen Weibern durch Puz, als eine europäiſche Dame ſich von der Bauerdirne unterſcheidet. — Eine Negerdame von der Sierraleonaküſte macht auch in ihrem vollen Staate keine üble Figur. Sie trägt dann über ihren gewöhnlichen Unterrok einen Tafftrok, um den Hals ein ſchwarz ſeidenes Tuch, an den beiden Enden gebunden, vornen hängt das mittlere Ek davon über den Buſen herab, wie ein Kinderläzchen. Um den Kopf bindet ſie noch ein ſolches Tuch. Auf die Stirne mahlt ſie ſich verſchiedene Dreiekke von weiſſer und rother Farbe. Oft trägt ſie die Haare künſtlich geflochten, oft ſind ſie aber auch rundum abgeſchoren *). Ferner haben die vornehmen Negerinnen auch goldne Ohrringe, Halsbänder von groſſen Korallen, nebſt einer goldenen oder ſilbernen Kette mit einem Schlößchen; an jeder Hand zwei bis drei goldene Handſpangen, an welchen fünf bis

*) Sinch (am angef. Orte) ſagt, Einige ſcheeren ſich die Haare glatt, Andre laſſen ſich Figuren hinein ſchneiden; Manche ſchneiden ſich die Augenbrauen ab.

ſechs Ringe hängen. Eine ſolche Dame wird meiſtens von ihren Kammermädchen begleitet, das hinter ihr hergehen muß. Es ſind gewöhnlich die ſchönſten jungen Mädchen von fünfzehn Jahren, mit Korallen geputzt und in ein Stük Taft oder Zitz gekleidet, der wie ein Mantel über die linke Schulter geworffen wird.

Der männliche Anzug beſteht in einem weiten Hemde ohne Halskragen, mit weiten ungeſchloſſenen Aermeln, in langen Hoſen, die bis mitten auf die Beine reichen, und in einem Hute, oder einer gutpaſſenden Mützze, von ihren ſelbſt verfertigten Zeugen. Doch gewöhnlich gehen ſie — die Oberhäupter ausgenommen — mit bloſſem Kopfe und Füſſen *). Man hat bemerkt, daß ſie gar zu gerne den Weiſſen in der Kleidung nachzuahmen ſuchen. Die **Mandingoer** unterſcheiden ſich darin, daß ſie beſtändig eine rothe Mützze und rothe Sandalen tragen. Ihre Hemder und Beinkleider nähen ſie gewöhnlich auch mit Wolle aus, worin ſie ſehr geſchikt ſind. Ohne ihren **Belmo**, ein groſſes gerades Meſſer, das ſie in einer Scheide an der rechten Seite tragen, gehen ſie nie aus **). Solcher Meſſer haben ſie immer zweierlei Gattungen

---

*) Von der ſeltſamen Kleidung der Advokaten, welche Barbot beſchreibt, weiter unten.

**) So wie z. B. auch die Bewohner der Sandwich-Inſel.

bei ſich, ein kleines zum Eſſen, und ein groſſes zur Vertheidigung.

Die in Afrika einheimiſche Gewohnheit in die Haut allerlei Figuren einzurizzen, welches die Südindier **tåttauiren** nennen, iſt auch auf der Sierraleonaküſte ziemlich gemein. Hier wird es **ſokkola** genannt *). Der Rükken, die Lenden, der Bauch und die Bruſt ſind die Theile, welche in dieſer Gegend noch auf mancherlei Weiſe punktirt oder tåttauirt werden. Die verſchiedene Zeichnung der Haut — denn nicht alle punktiren ſich auf gleiche Art — deutet zwar auch den Stamm, doch mehr noch den Stand der Perſon an. Ein Sklave darf nicht ſo gezeichnet ſeyn, wie ein Freier. Dieſe Operazion iſt an ſich ſelbſt åuſſerſt ſchmerzhaft, oft ſogar gefährlich. Sie wird an den Kindern ausgeübt, die nur einige Monate alt ſind. Einige Nazionen verſtehen es, die Haut ſo aufzutreiben, daß ſie wie eine erhabne Arbeit ausſieht. Andre punktiren ſich mit lauter kleinen Stichen, wozu ſie ein eignes, ſpizziges Werkzeug haben, das in eine Flüſſigkeit getaucht wird, und unauslöſchliche Spuren hinterläßt. Dieſe Art iſt unter den braungelblichen Negern herrſchend. In den ſüdlichern und öſtlichern Gegenden Afrikas wird auch das Geſicht ſo aufgerizt **).

*) Man ſehe hierüber Meiners Geſchichte der Menſchheit.

**) Finch ſagt, die Neger von Sierraleona feilen ſich auch die Zähne ſcharf.

Wenn die Negern in Sierraleona ein Dorf oder eine Stadt anlegen wollen, ſo wählen ſie meiſtens eine Stelle am Ufer eines Fluſſes oder Baches, um der Fiſcherei willen. An dem gewählten Orte wird dann die Erde von Holz und Geſträuchen geſäubert, aber nie nehmen ſie ſich die Mühe, einen gröſſern Raum abzuholzen, als gerade nöthig iſt, um ihre Häuſer darauf zu bauen. An den Durchzug des Windes, der ihnen auf einem groſſen freien Plazze geſündere Luft gewähren würde, denken ſie gar nicht. Ihre Bauart iſt ganz unordentlich, planlos, an geraden Straſſen und Regelmäſſigkeit iſt ihnen nichts gelegen; Jeder ſucht ſich einen bequemen Plaz zu ſeinen Häuſern, und baut eine Menge dahin, beſonders wenn er eine groſſe Anzahl Weiber hat, da er jeder ihr eignes Haus geben muß. Die Häuſer die zu Einer Wohnung gehören, ſtehen alle in einem Zirkel herum und ſind mit einem lebendigen Zaun von hölzernen Pfählen umgeben, welche bei der groſſen Fruchtbarkeit des Bodens, dann in kurzer Zeit ausſchlagen, zu grünenden Bäumen werden, und einen reizenden Anblik gewähren. Eine Zahl dergleichen umzäunter Gebäude, oder ſolcher Tapaden machen ein Dorf oder eine Stadt aus, die gewöhnlich mit einer Lehmmauer oder mit ſtarken Paliſaden umgeben iſt, und oft einen ſehr groſſen Raum einnimmt. Die Thore dieſer Städte werden in Kriegszeiten mit Wachen beſezt, und Nachts ſorgfältig verſchloſſen.

Die Häuſer oder Hütten in dieſer Gegend ſind, wie überhaupt alle Negerhäuſer nur einen Stok hoch, entweder rund oder länglicht vierekt. Die Wände beſtehen aus aufgerichteten Pfählen mit Zweigen durchflochten und mit einem zähen Thone beworfen. Der Fußboden iſt ein hart geſchlagener Eſtrich, das Dach wird aus langen Stangen gemacht, die mit Gras bedekt ſind. Ein ſolches Haus hat meiſtens zwei gegeneinander überſtehende Thüren, die einen Zugwind verurſachen, und beim heiſſen Wetter die Bewohner erquikken. Auswendig werden dieſe Häuſer mit weiſſem Thone übertüncht, den man in Flüſſen findet *). Die genannten Thüren ſind aber nicht aus Holz wie bei uns, ſondern beſtehen bloß aus einer Matte, welche an der obern Schwelle beveſtigt iſt, und die man auf und zu rollen kann. Wenn dieſe Matte abgerollt iſt, ſo wagt es ja Niemand in das Haus zu tretten, ohne vorher anzufragen; iſt ſie aber aufgerollt, ſo kann jeder ungemeldet hinein gehen. Das Dach ragt gewöhnlich 5 bis 6 Fuß über die Wände hinaus, und ruht auf Pfählen. Der Raum zwiſchen dieſen Pfählen und der Wand iſt 12 bis 18 Zoll erhöht, und bildet eine Art von Säulengang, in welchem man vor Regen und Sonnenſtralen geſchüzt iſt.

Im Innern des Landes werden von Bakſteinen

*) Des Marchais (am angef. Orte) ſagt, mit Kalk aus Muſcheln gebrannt.

an der Sonne gedörrt auch groſſe Häuſſer gebaut. Sie dauren dann viele Jahre, wenn nur die Wände oben vor Wind und Regen ſicher ſind.

Feuereſſen oder Kamine haben die Negern nicht in ihren Häuſern, doch zünden ſie Morgens und Abends immer Feuer an, um die ſo beſchwerlichen Muskiten zu vertreiben *). — Sklaven, Kinder, Mägde und überhaupt geringere Leute ſchlafen auf Matten oder getrokneten Fellen, die neben dem Feuer auf den Boden hingebreitet werden. Vornehme machen ſich (wie in Senegambien) Bettſtätte von vier in die Erde geſchlagenen Pfählen mit einer Unterlage von Rohr. Statt der Vorhänge werden Matten herumgezogen. In den Hütten oder Häuſern der Männer findet man nichts als einen Kaſten, worinn ſie ihre Kleider und Koſtbarkeiten verwahren, eine Matte oder ein Fell zum ſizzen, und ihre Waffen. Der Hausrath der Weiber hingegen beſteht in Matten, Seſſeln u. ſ. w., und beſonders auch immer in einem Spiegel.

In der Mitte jeder Negerſtadt ſteht ein rundes auf allen Seiten offenes Gebäude, das eigentlich ihr Verſammlungs- oder Rathhaus iſt; ſie nennen

*) Des Marchais ſagt, die Hütten haben oben eine Oeffnung, um den Rauch hinauszulaſſen. Unter demſelben iſt in der Mitte der Feuerheerd, auf welchem ſie beſtändig, wegen der feuchtkalten Nächte, Feuer erhalten.

es **Burrie**. Darin werden alle Prozeſſe geſchlichtet und überhaupt alle öffentlichen Angelegenheiten beſorgt.

Die **Mandingoer**, die ſich, wie geſagt, zur muhammedaniſchen Religion bekennen, haben in jeder Stadt eine **Moſchee**, von deren Spizze das Volk zum Gebet gerufen wird *). — Sie haben auch noch verſchiedne kleine **Buris**, welche zu öffentlichen Schulgebäuden dienen, in welchen die Jugend arabiſch ſchreiben und leſen lernt.

Die Vielweiberei iſt unter den Negern dieſes Landſtrichs ohne alle Einſchränkung eingeführt, und die Weiber ſind, wie bei geſitteteren Völkern, häufig unter den Groſſen das Band des Friedens und der Freundſchaft. Wollen ſich zwei Stämme nach einem Kriege wieder miteinander verſöhnen, oder aus anderen Gründen ſich enger mit einander verbinden, ſo iſt jedesmal ein wechſelſeitiger Tauſch der Töchter der Oberhäupter die Grundlage des Vertrags. Dies thun auch Privatperſonen, und daher kömmt es, daß die Groſſen ſo viele Weiber

*) Man vergleiche damit, was von den Muhammedanern in Senegambien im VI. B. d. W. geſagt worden iſt. Wahrſcheinlich ſind dieſe Mandingoer Marbuten.

bekommen *). Um Familien unter einander zu verbinden, beſtimmen ſie oft einem Mädchen gleich nach der Geburt ihren Gatten, welchem es auch ſogleich übergeben wird. Bei den Suſiern aber bleibt das Mädchen dann unter der Aufſicht ihrer Mutter bis es zur Vermählung das gehörige Alter erreicht hat, das aber mehr nach dem Körperbau, als nach den Jahren beſtimmt wird.

Die Hochzeitzeremonien ſind folgende: Am Hochzeittage ſtellt der Bräutigam in einer gewiſſen Entfernung Leute an den Weg hin, an dem man die Braut erwartet, die mit Getränken und Erfriſchungen verſehen ſind. Dieſe müſſen im Ueberfluſſe da ſeyn, denn wenn die Begleiter der Braut nicht mit der Menge derſelben zufrieden ſind, ſo thun ſie keinen Schritt weiter, und kehren wol gar auf halbem Wege wieder um. Sobald aber der Zug die Stadt erreicht hat, ſo hält er ſtille, um ſich mit des Bräutigams Geſandtſchaft zu vereinigen, und nun bezeugt der ganze Troß ſeine Freude durch Schieſſen, Jauchzen, Singen und Schreien, wobei dann auch getrunken wird. Hierauf nimmt ein altes Weib die Negerbraut auf den Rükken, dieſe muß die ganze Zeit über mit einem Tuche bedekt bleiben, und darf ſich vor der Vollziehung der

Heurath

*) Wahrſcheinlich wurde Villault (am angef. Orte) dadurch verleitet zu glauben, die Negern in Sierraleona hätten die Weiber in Gemeinſchaft.

Heurath von keiner Mannsperſon ſehen laſſen — und ſchleppt ſie ſo unter dem Jauchzen und Lårmen ihrer Begleiter in die Wohnung des Bråutigams. Auf den Weg, den das alte Weib mit ihrer Bůrde betritt, werden Matten herum gebreitet, damit ihre heiligen Fůſſe ja die Erde nicht berůhren. Abends begibt ſich dann der Bråutigam mit der Braut in die Brautkammer, und lôſet ihr den Gůrtel. Glaubt er nun an ihrer Keuſchheit zweifeln zu důrfen; ſo verlåßt er ſie auf der Stelle wieder. Sobald dies ihre Verwandten dann erfahren, ſo entfernen ſie ſich ſchreiend und heulend vor Beſchåmung. Iſt er aber mit ihr zufrieden, ſo bleibt er die ganze Nacht ůber bei ihr. Ihre Verwandten freuen ſich dann dieſes Triumphes, und ziehen mit dem Zeichen ihrer Jungfrauſchaft im wilden Taumel durch die Straſſen. — In jedem Falle ſteht es dem Bråutigam frei, die Braut wieder zurůk zu ſchikken, dabei muß er ihr aber die ganze Mitgabe herausgeben.

Bei den **Bullamern, Bagoern** und **Timmanneiern** iſt es gebråuchlich, daß der Bråutigam ſeine Braut ſchon als Kind ins Haus nimmt, und ſie an ſeiner Seite erzieht. Er muß dann nach dem Maaßſtab ſeines Vermôgens ihren Aeltern ein Geſchenk machen, welches man unter dieſen Vôlkern **Wein fůr daſſelbe abziehen** heißt. Sollte aber dem Mådchen vor der Heurath ůbel begegnet werden, ſo haben die Aeltern das Recht,

es zurük zu nehmen, wenn ſie ihm das Geſchenk zurükgeben; aber auch der Bräutigam hat das Recht ſie zurük zu ſchikken, ohne daß er das Geſchenk zurük fordern darf.

Nach dieſen Gebräuchen zu ſchlieſſen ſollte man glauben, daß unter ihnen die Keuſchheit in einem auſſerordentlichen Werthe ſtehe. Vor der Hochzeit behauptet ſie ihn zwar, aber dann achten die Weiber ihrer auch nicht viel mehr. Es herrſcht unter ihnen ſogar eine gewiſſe galante Lebensart, die zum guten Tone gehört, und es ihnen zur Ehre macht, ihre Männer zu krönen. Eine ſolche galante Dame hält es für eine groſſe Unhöflichkeit ihrem Anbeter einen Korb zu geben, wenn ſie ſchon weiß, daß auf ſeine Begünſtigung eine groſſe Straſe geſezt iſt. Eheliche Untreue gehört ſo ſehr zum galanten Tone, daß der gute Name eines Weibs bei der Ueberweiſung gar nichts darunter leidet. Es hat beinahe jede verheurathete Negerinn in dieſer Gegend ihren Buhlen, den ſie **Gangih Kanih** nennen, (eine Art **Ciciobeo**) und dem ſie den erſten Antrag macht. Die Ehebrecherinn gibt ſich auch gar nicht viel Mühe, dieſen Umgang geheim zu halten; denn der Mann ſieht ſich gar oft genöthigt, zu ſchweigen, wenn er ſich keinen ſchlimmen Folgen ausſezzen will. Zwar ſind die Landesgeſezze gegen den Ehebruch ſehr ſcharf; aber es erfordert doch ein groſſes Anſehen ſie in Ausübung zu bringen. Indeſſen ſind ſolche Liebſchaften doch meiſtens

nur unter den Vornehmen zu finden*), welche ein groſſe Menge Weiber haben, da der gemeine Neger ſich mit einer oder zweien Frauen begnügt. Die Ehbrecherinn wagt es dann nicht leicht, ihren Mann bei der Geburt des Kindes zu hintergehen, und gibt ihm meiſtens den rechten Vater an. Hätte aber der Mann von einem geliebten Weibe gern Kinder, ſo nöthigt er ſie, zu ſchwören, daß ſie ſich eine Zeitlang jedes fremden Umgangs enthalten wolle. Iſt aber ein ſolches Weib nach der Hand ſchwach genug, durch Liſt oder Gewalt ihren Schwur zu brechen, ſo erkühnt ſie ſich nicht, es zu läugnen, und die beiden Schuldigen ſezzen ſich dann der ſchimpflichſten Strafe aus; ja ſie werden auf immer mit Verachtung angeſehen, und für ehrlos gehalten.

Ihre Todten begraben dieſe Negern, wie die Europäer, in die Erde, entweder Morgens oder Abends**). Zuvor richten ſie aber noch verſchiedne

*) Des Marchais ſagt, dieſe Negern ſind nur auf die erſte oder eigentliche rechtmäſſige Frau eiferſüchtig, die andern Weiber und Beiſchläferinnen überlaſſen ſie gern den Fremden.

**) Barbot (am angef. Orte) ſagt, die Könige werden zum Unterſchiede, auf den Straſſen begraben, die nach ihrer Wohnung gehen.

Fragen an den Verſtorbenen. — Die Leiche wird in ein reinliches weiſſes Tuch gewikkelt, auf eine offne Bahre gelegt, und von ſechs jungen Leuten auf dem Kopfe nach dem Begräbnißplazze getragen, der immer in einem Gebüſche auſſer der Stadt iſt. Ob ihn Weiber oder Männer tragen ſollen, hängt bloß von der Wahl des Verſtorbenen ab, der, wie ſie ſteif und veſt glauben, ſich nicht von der Stelle bringen läßt, wenn ihm die Träger nicht behagen. Sind ſie mit ihm auf dem Begräbnißplazze angelangt; ſo ſtellt ſich einer ſeiner Freunde oder Verwandten in einer ſechs Schritte weiten Entfernung, hält einen grünen Zweig in der Hand, und ſpricht ihn ungefähr auf folgende Art an: „Du biſt nun ein Todter, du weißt, daß du nun „nicht länger lebſt, und wie unſer einer biſt. — „Du weißt, daß dich der Allmächtige Gott auf die „Stäbe (Bahre) gelegt hat, und daß du die Wahr„heit antworten mußt„! — Dann fragt er ihn, was die Urſache ſeines Todes ſei? Ob er ſeinen Tod vorher gewußt habe? Oder ob er durch Zauberei, Gift oder mächtigere Amulete veranlaßt worden ſei? — Denn ſie glauben, es ſterbe Niemand, ohne es vorher zu wiſſen, auſſer wenn ſein Tod nicht natürliche Folge von Krankheit iſt. — Bejaht die Leiche eine dieſer Fragen, ſo thut ſie es durch eine Gewalt, der ſie, nach ihrer Ausſage, nicht widerſtehen können, und treibt die Träger einige Schritte vorwärts. Die Verneinung hingegen gibt ſie durch eine rollende Bewegung zu

erkennen, der ſie, wie ſie ſagen, ebenfalls nicht widerſtehen können. Entſteht unter ihnen durch dieſe Zeichen ein Verdacht, daß der Tod des Verſtorbenen durch Vergiftung oder Zauberei bewirkt worden ſei, ſo fahren ſie fort ihn zu fragen: Wer der Schuldige ſei? Sie nennen dem Todten verſchiedene Leute her, von welchen ſie glauben, daß ſie dem Verſtorbenen nicht gewogen geweſen. Sie machen immer mit ſeinen Verwandten den Anfang. Iſt es nun einer von dieſen, ſo bleibt der Leichnam eine Weile ruhig, als ob er ſich ſchämte, ſeine eigenen Blutsfreunde anzugeben, endlich iſt er aber doch genöthigt, zu antworten. Hierauf wird er genau befragt, ob er auch in der Perſon gewiß ſei? — Bejaht er dies, ſo wird er gebeten, nach der Hand, die den Zweig hält, zu ſchlagen; der, welcher vor der Bahre ſteht, hält den Zweig in die Höhe. Sogleich ſtößt der Todte die Bahre fort, und ſchlägt nach dem Zwkige. Um die Zuſchauer deſto mehr zu überzeugen, wird dies zwei bis drei Mal wiederholt.

Der Schuldige wird nunmehr ergriffen, und wenn er der Zauberei angeklagt iſt, ohne weitere Umſtände verkauft. War aber der Verſtorbene ein vornehmer Mann, und der Beſchuldigte iſt arm, ſo geſchieht es häufig, daß ſeine ganze Familie mit ihm zugleich verkauft wird. Schreibt aber der Verſtorbene ſeinen Tod dem Gifte zu, ſo wird der Verbrecher bis zu weiterer Unterſuchung aufbe-

wahrt, kömmt aber, ob dies gleich gewiſſermaſſen von ſeinem freien Willen abhängt, ſelten mit dem Leben davon.

Nachdem die Leiche in das Grab geſenkt worden iſt, das mit Matten umhängt wird, und die beſten Kleidungsſtükke und Geräthſchaften des Verſtorbenen mit hineingeworfen ſind, ſo wird der Angeklagte ſo verwahrt, daß er leicht entkommen kann. Dies ſoll ihm zu erkennen geben, er habe die Landesgeſezze übertreten, und ſich dadurch um ſeine Freiheit gebracht. Sobald es Nacht wird, flüchtet er ſich dann nach der nächſten Stadt, und ſucht um den Schuz des Oberhauptes an, der als eine unpartheiiſche Perſon angeſehen wird. — Er zeigt ihm an, die Leiche dieſes oder jenes Mannes habe ihn der Giftmiſcherei beſchuldigt; er ſei aber unſchuldig, und bitte zum Beweiſe dafür, um die Erlaubniß, das rothe Waſſer *) trinken zu dür-

*) Matthews ſagt uns weiter nichts von dieſem rothen Waſſer, als weiter unten, es ſei vergiftet. — Atkins (am angef. Orte) ſagt: „Wenn Einer eines Mordes, Ehebruchs oder andern Verbrechens beſchuldigt wird, ſo muß er das rothe Waſſer trinken, welches von den Richtern zubereitet, und der Reinigungstrank genannt wird. Hat man gegründeten Verdacht gegen den Beklagten, ſo macht man das Waſſer ſo ſtark, daß er davon ſterben muß; hält man ihn aber für unſchuldig oder will man ihn aus andern Urſachen durchſchlüpfen laſſen, ſo macht man es ſchwächer, ſo daß

ſen. Dies wird ihm allezeit erlaubt, und nun läßt man die Freunde des Verſtorbenen holen, um Zeugen zu ſeyn.

Zur beſtimmten Zeit wird der Beſchuldigte auf eine Art von hohen Stul geſezt, ſeine Kleider werden ihm ausgezogen, und er wird um die Hüften herum in Platanenblätter gewikkelt. Dann gibt man ihm in Gegenwart der ganzen Stadt, die ſich immer bei ſolchen Gelegenheiten verſammelt, erſt ein wenig Kola oder Reiß zu eſſen, und hierauf trinkt er das vergiftete Waſſer. Tödtet es ihn, welches faſt allemal geſchieht, ſo wird er für ſchuldig erklärt. Kömmt er aber mit dem Leben davon, nachdem er fünf bis ſechs Maaß getrunken, und den genoſſenen Reiß oder Kola unverdaut wieder von ſich gegeben hat, ſo wird er für unſchuldig erklärt, aber doch nicht eher vollkommen, als bis des andern Tages zur nämlichen Stunde. Während dieſer Zeit wird ihm nicht erlaubt, ſich durch irgend eine Ausleerung Erleichterung zu verſchaffen, und ſollt' er ſich durchaus nicht länger halten können, ſo wird dies für einen eben ſo ſtarken Beweis, daß er ſchuldig ſei, gehalten, als ob ihn der erſte Trank ums Leben gebracht hätte. Um es auch ganz unmöglich zu machen, daß das Gift unwirkſam bleibe, wenn noch etwas davon im

---

es ihm nichts ſchadet." — Aehnliche Gebräuche findet man auch bei andern Völkern, z. B. in Kongo u. ſ. w.

Magen ſeyn ſollte, nöthigt man den Beklagten an den ſeiner Rettung wegen angeſtellten Freudensbezeugungen Theil zu nehmen, und die ganze Nacht mit Singen und Tanzen zuzubringen. Uebersteht er aber dieſe Probe glüklich, ſo wird er dadurch freigeſprochen und nun höher geachtet, als vorher; er bringt dann einen Palaver oder eine gerichtliche Klage gegen die Freunde des Verſtorbenen wegen Verunglimpfung ſeines ehrlichen Namens und widerrechtlich erlittenen Arreſtes an, worauf denn gemeiniglich die Sache durch eine der Beleidigung angemeſſene Bezahlung abgethan wird.

Antwortet der Verſtorbene, er habe ſeinen Tod vorher gewußt, und er ſei vorſezlich geſtorben, ſo fragen ſie ihn weiter, was ihn denn bewogen habe, zu ſterben und ſie zu verlaſſen? Ob etwa Jemand eine ſchöne Flinte oder ein ſchönes Kleid gehabt, wozu er Luſt gehabt hätte? Oder ob ihn Jemand beleidigt habe, an dem er ſich nicht rächen konnte? In ſolchen Fällen aber können ſie Niemanden deßwegen etwas anhaben.

Bisweilen ereignet es ſich, daß der Todte Jemanden beſchuldigt, ihn durch Zauberei ums Leben gebracht zu haben, den ſie entweder ſeines hohen Alters oder ſeiner Familie und Verbindungen wegen, nicht verkaufen können, weil dies für die Seinigen ein zu groſſer Schimpf ſeyn würde. In dieſem Falle wird der Beſchuldigte, nachdem ſeine Strafbarkeit erwieſen worden iſt, nach einem Felde

auſſerhalb der Stadt geführt und genöthigt, ſich ſein eignes Grab zu machen. Dabei verſpotten ihn die Umſtehenden, die ihn bewachen müſſen, und ſagen öfters zu ihm: „Du gehſt mit dem Tode um, und kannſt andere Leute ums Leben bringen, nun mußt du ihn ſelber koſten„! Er fährt aber dem Anſchein nach ganz gelaſſen mit ſeiner Arbeit fort und antwortet: „Ja, es iſt wahr, ich habe den urd den getödtet und noch viele andere mehr, und wenn ich länger leben könnte, ich wollte noch weit mehrere ums Leben bringen„. Während ſolcher Reden mißt er oft die Länge und die Breite der Grube mit ſeinem Leibe. Sobald man dieſelbe nun für tief genug hält, muß ſich der Miſſethäter mit dem Geſichte gegen dieſelbe gekehrt, unten hinſtellen, und einer, der hinter ihm ſteht, gibt ihm einen heftigen Schlag ins Genikke, ſo daß er aufs Geſicht in die Grube ſtürzt. Dann wird etwas lökre Erde auf ihn geworfen und ein ſpizziger Pfahl von hartem Holze ihm durch den Leib getrieben, der ihn im Grabe annagelt. Das Loch wird hierauf mit Erde ausgefüllt und ſeines Namens wird nicht weiter gedacht.

Obgleich dieſe Zeremonien beſtändig beobachtet werden, ſo ſind ſie doch bei jedem Stamme verſchieden. Die Suſier tragen nämlich die ganze Leiche, die **Timmaneier** und **Bullamer** hingegen nur die Kleider, die der Verſtorbene im Tode anhatte, und die Nägel von ſeinen Händen und

Füſſen, die ſie gleich, nachdem er verſchieden iſt, abſchneiden, und von denen ſie glauben, daß ſie eben die Kraft haben, die vorgelegten Fragen zu beantworten, als der ganze Körper; worin ſie denn gewiß Recht haben.

Das geheime Einverſtändniß unter den handelnden Perſonen iſt bei dieſem ſonderbaren Gaukelſpiel ſo in die Augen fallend, daß es unbegreiflich iſt, wie das gemeine Volk bis jezt noch nicht hat darauf aufmerkſam werden können, obgleich dieſer Gebrauch ſchon ſeit undenklicher Zeit eingeführt iſt.

Man ſagt, in den inneren Gegenden des Landes ſoll es ſo gewöhnlich ſeyn, bei jeder unbedeutenden Veranlaſſung rothes Waſſer zu trinken, daß es für die Bevölkerung des Landes ſehr traurige Folgen habe; man habe daher auf ein Mittel geſonnen, dieſe Gewohnheit, wenn auch nicht ganz abzuſchaffen, da der gemeine Mann, und beſonders die Weiber, von ihrer Untrüglichkeit ſehr eingenommen ſind, doch wenigſtens ſeltener zu machen.

Das Mittel, welches die inländiſchen Negern dazu ausfindig gemacht haben, iſt dieſes. Wenn jemand das rothe Waſſer trinken ſoll, ſo verſammeln ſich die Freunde beider Partien völlig bewaffnet, wie auf einem polniſchen Reichstage, und in dem Augenblik, da das Gift anfängt zu wirken, entweder zum Brechen oder zum Tode, greifen die Freunde des Beſchuldigten die andere

Partei an, entweder um ſeinen Tod oder ſeine gekränkte Unſchuld zu rächen.

Die meiſten rohen unaufgeklärten Nazionen glauben zwar an Zauberei und Hexerei; doch gibt es Völker, die ganz beſonders an dieſem thörichten Aberglauben hängen; zu dieſen gehören auch die Negern von Sierraleona. Sie glauben nämlich, daß alle Dinge dem Einfluſſe der Zauberei unterworfen ſeien, und jeden Vorfall im Leben ſchreiben ſie dieſer Urſache zu. Selbſt die Ausbrüche ihrer zuweilen teufliſchen Bosheit entſchuldigen ſie damit, indem ſie dieſelbe für die Gewalt der Hexen über ſie ausgeben. Matthews erzählt ein auſſerordentliches Beiſpiel davon.

Ein Mann von einigem Anſehen, aber von ſehr böſem Karakter, hatte in Abweſenheit ſeines Schwiegerſohns an einigen ſeiner Leute die abſcheulichſten Grauſamkeiten verübt. Sehr beſorgt, es möchte bei der Zurükkunft jenes Mannes üble Folgen für ihn haben, ließ er einer von ſeinen Töchtern tödtliches Gift beibringen, und unter den Qualen, die ihr daſſelbe verurſachte, ward ſie durch das Verſprechen, ihr Hülfe und Linderung zu verſchaffen, beredet, das Geſtändniß zu thun, ſie hätte gehext, um ihrem Vater den Kopf zu verderben, damit er ſolche böſe Dinge thäte. Damit es ihr aber nie einfiele, ihre Ausſage zu wider=

rufen, ſorgte er dafür, daß ſie wenig Tage nachher zur Ruhe kam. —

Wird Jemand beim Baden oder im Schwimmen von einem Krokodill gefreſſen, oder es kömmt ein Leopard unter ihre Schafe oder Hüner, oder es wird Jemand plözlich krank, oder ſtirbt plözlich, oder wird von einer ihnen unbekannten Krankheit befallen, ſogleich ſchreiben ſie dies der Zauberei zu, und es iſt ein ſeltener Fall, daß ihre Wahrſager, die ſie bei ſolchen Gelegenheiten befragen, nicht dieſen oder jenen als den Hexenmeiſter anzugeben wiſſen, den ſie dann auf der Stelle verkaufen.

Ihr Glaube an die Kraft der Amulete, oder Grisgris iſt ganz gränzenlos. Dieſe Grisgris beſtehen aus Stükchen Ziegenfell, entweder mit den Haaren, oder wie Saſſian zugerichtet, in allerlei Geſtalten und Gröſſen geſchnitten, von der Gröſſe eines engliſchen Schillings bis zu der eines Schafherzens, und auch von eben der Geſtalt, und mit einem gewiſſen Pulver ausgeſtopft und Stükchen Papier drein, auf welchen arabiſche Sprüche aus dem Koran geſchrieben ſind. Dieſe tragen ſie um den Hals, um die Hüften, um die Beine und Arme gebunden, und zwar in ſolcher Menge, daß ein Mann, der damit völlig ausgerüſtet zu Felde zieht, daran und an ſeiner Flinte genug zu ſchleppen hat.

Jedem Grisgris iſt ſein beſonders Geſchäft an-

gewieſen; eins ſoll veſtmachen, ein anderes vor Gift, ein drittes vor Feuer, ein viertes vor dem Ertrinken bewahren. Geſchiehts nun aber doch, daß einer getödet wird, oder verbrennt, oder erſäuft, ſo ſagen ſie blos, ſein Grisgris ſei nicht ſo kräftig geweſen, als der Perſon ihres, die an ſeinem Tode Schuld iſt. Dies verſteht ſich aber blos, wenn Jemand im Kriege gegen ſeine Landsleute umkommt, denn ſie geben zu, daß ſie keine Grisgris haben, wodurch ſie ſich gegen grobes Geſchüz und Feldſtükke veſt machen können*).

Von ihren Grisgris-Männern wiſſen ſie eine Menge wunderbarer Geſchichten zu erzählen, davon ich nur ein Paar anführen will, um ihre erſtaunende Leichtgläubigkeit recht ins Licht zu ſezzen. — Sie erzählten unter andern, ihre Zauberer giengen mit fliegenden Haaren ins Waſſer, blieben nur eine halbe Stunde unter demſelben, und kämen alsdenn mit völlig troknem Haare, ſehr nett nach Landesmode geflochten, wieder herauf. — Um Diebſtahl oder Ehebruch zu entdekken, hätten ſie folgendes Mittel. Sie legten etwas Rinde von einem gewiſſen Baume in einen kleinen irdenen Topf, göſſen ihn voll Waſſer und ſezten ihn ans Feuer. Nachdem es nun eine Zeitlang gekocht hat, wirft der Zauberer einen kleinen Stein hin-

*) Dies alles ſtimmt beinahe ganz mit dem überein, was im VI. B. d. W. von den Amulaten der ſenegambiſchen Negern geſagt worden iſt.

ein, und nimmt ihn zwei bis drei mal heraus, um die Zuſchauer zu überzeugen, daß er nichts von dem heiſſen Waſſer leide. Hierauf befiehlt er dem Beklagten, den Stein herauszunehmen. Iſt er nun unſchuldig, ſo brennt ihn das Waſſer nicht, geſchieht es aber, ſo iſt er ſchuldig, und dies iſt gemeiniglich der Fall, wenn Weiber wegen Ehebruch ſich dieſer Probe unterwerfen müſſen.

Ein anderes eben ſo wirkſames Mittel iſt folgendes: — Der Zauberer gießt ein zinnernes Bekken, oder eine kupferne Pfanne voll Waſſer. Dann ſtekt er zwei Stekken an jeder Seite derſelben in die Erde, zieht von einem zum andern eine dünne Schnur, und knüpft in der Mitte derſelben einen Zwirnsfaden an, an deſſen Ende ein Pfefferkorn ſo hängt, daß es gerade das Waſſer berührt, aber nicht hineintaucht. Alsdenn tunkt er die Finger ins Waſſer und ſprüzt es dem Beklagten ins Geſicht. Iſt dieſer ſchuldig, ſo überzieht ſogleich ein weiſſes Häutchen ſeine Augen, beraubt ihn des Geſichts und verurſacht ihm die heftigſten Schmerzen. Iſt er aber unſchuldig, ſo hat es keine Wirkung. Hat dann der Beſchuldigte bekannt, ſo taucht der Zauberer wieder die Finger in daſſelbige Waſſer, ſprüzt es ihm wieder ins Geſicht und den Augenblik iſt er von allen Schmerzen, und von ſeiner Blindheit befreit. Dieſe Dinge gehen jeder Zeit bei hellem Tage, in Gegenwart einer Menge Volks vor, und was das Sonderbarſte iſt,

der Beſchuldigte kann einen Bevollmächtigten ſchikken, an dem die Probe gemacht wird. Dieſe Zauberer geben auch vor, ſie könnten zukünftige Dinge vorherſagen, indem ſie Sand oder Steine in die Luft würfen, u. ſ. w. Gaukeleien, die auch unter aufgeklärten Völkern noch Anhänger und Leichtglaubige finden *).

Prieſter, Zauberer oder alte Weiber ſind bei rohen Nazionen die gewöhnlichen Aerzte. Bei den Negern von Sierraleona ſind es die alten Weiber, die ſich mit der Heilkunde abgeben, und verrichten (nach **Matthews**) oft wirklich erſtaunende Kuren; beſonders bei äuſſerlichen Schäden, die ſie blos mit Kräutern heilen, deren es in den Wäldern und auf den Feldern eine groſſe Menge gibt.

Die häufigſten Krankheiten unter den Eingebohrnen ſind Wechſelfieber und der Waſſerbruch. Leztern will man dem zu häufigen Gebrauch des Palmweins und dem Uebermaß des Genuſſes der Liebe zuſchreiben. Die Luſtſeuche findet ſich eben=

*) Matthews erzählt (S. 142.) daß ein ſonſt vernünftiger, angeſehener europäiſcher Kaufmann, welcher bei 30 Jahre auf dieſer Küſte wohnte, ihm bekannt habe, er ſei ſo oft Zeuge von der groſſen Kunſt der negeriſchen Zauberer geweſen, daß er jezt nicht mehr daran zweifeln könne.

falls oft, aber ohne jene ſchröklichen Zufälle, die ſie oft in Europa begleiten; ſie iſt hier jederzeit leicht zu heilen. Auch kann man dieſen Negern nicht begreiflich machen, daß ſie aus unreinem Beiſchlaf entſtehe. Die Kinderblattern ſind hier gleichfalls endemiſch, doch an der Küſte nicht ſo häufig, als im Innern des Landes.

Einem Europäer iſt es beinahe unmöglich, ſich von der Religion der heidniſchen Bewohner dieſes Landes einen richtigen Begriff zu machen; denn ſie haben keine eigentlichen Prieſter, noch irgend eine beſtimmte Glaubensform, noch das, was man Volksgottesdienſt nennen könnte. Ein jeder formt ſich ſeine Gottheit nach ſeiner Fantaſie; denn dieſe Negern ſind **Fetiſchendiener**, und ihre **Fetiſchen** ſind die ungeſtalteſten, plumpeſten und lächerlichſten Figuren, die man ſich erdenken kann.

Doch erkennen ſie ein allerhöchſtes *göttliches* Weſen, und bekennen, daß ſie an ihn glauben. Sie ſagen, er wohne über ihnen, er habe alle Dinge erſchaffen und regiere ſie *). Begegnet ihnen etwas Erfreuliches oder Trauriges, ſo ſagen ſie ganz gelaſſen, Gott habe es ihnen zugeſchikt; es wäre denn, daß ſie ſich einbilden, es ſeie durch

*) Womit auch Finch übereinſtimmt.

durch Zauberei bewirkt werden; aber Ihm für eine Wohlthat zu danken, oder durch Gebet und Reue Ihn (nach Art anderer Völker) zu verſöhnen, fällt ihnen nie ein. — Hingegen ihren Fetiſchen, den Geiſtern und Teufeln und Genien, die ſie für die Befehlvollſtrekkenden Diener der Gottheit halten, bringen ſie Opfer. Dieſe ihre Geiſter, die, wie ſie glauben, unumſchränkt auf Erden herrſchen, ſind gewöhnlich kleine Figuren von Thon *), die oft erneuert werden, und mit einer Menſchengeſtalt einige Aehnlichkeit haben. Dieſe ſtellen ſie unter einen Baum, machen von dürren Blättern ein kleines Dach über ſie, und legen ihnen Läppchen Tuch, Scherben von zerbrochenen Taſſen, Tellern, Krügen oder gläſernen Flaſchen, eherne Ringe, Glaskorallen, und dergleichen Kleinigkeiten zum Opfer hin; nie aber etwas von Werthe. Doch wenn ſie ſich ihre Geiſter zu irgend einem Vorhaben geneigt machen wollen, ſo bringen ſie ihnen Getränke, wovon nur ſehr wenig vor ihnen ausgegoſſen wird; das übrige trinken die Opfernden vor dem Altare ſelbſt aus.

Auſſer dieſer Art von Fetiſchen haben ſie auch zehn bis zwölf Zoll hohe, hölzerne und ſchwarz angeſtrichene Figuren; dieſe ſind ihre Hausgötter.

*) Barbot nennt dies einen Fetiſch-Grisgris, und ſagt, man habe ihn verſichert, dieſe irdenen Figuren ſeien zum Andenken ihrer Voraltern, die ſie ehren wollten. — Dies iſt aber unwahrſcheinlich.

Sie ſcheinen ihnen wenig Verehrung zu erweiſen, auſſer wenn ſie glauben, ſie bedürfen ihre Hilfe*).

Bei jedem Vorfall, der ihnen begegnet; er ſei gering oder wichtig, bringen ſie den Geiſtern, von welchen ſie glauben, daß ſie die Luft bewohnen, und Gewalt haben, in derſelben zu wirken, ſo wie den Geiſtern der Erde, ein Opfer. Dieſe Opfer beſtehen gemeiniglich entweder in einer ehernen Pfanne, die mittelſt einer Art, an den Stok eines Baums befeſtigt wird, oder in einer gläſernen Flaſche, die ſie auf einen ſolchen Baumſtok ſtellen, oder in einer zerbrochenen Glasflaſche, mit 2 bis 3 Glaskorallen darin, die auf die Erde hingeſezt, mit einem Stükchen Zeug bedekt, und mit Steinen umſtellt wird, oder in einem auf kleine Stekken ausgebreiteten Lappen, auf den ſie eine zerbrochene Kürbisflaſche legen, oder in einem langen Streifen Zeug, gemeiniglich von weiſſer Farbe, der an einen grade in die Erde geſtekten Pfahl gebunden iſt. An die Wirkſamkeit dieſer Opfer in allen Fällen glauben ſie ſteif und feſt, daher iſts ein ſchweres Verbrechen, eins derſelben, ſogar unbewußt, wegzunehmen, und zieht dem Schuldigen einen **Palaver**, oder Anklage vor

*) Villault ſagt, die Negern ſtellen ihren Hausgözzen richtig alle Morgen und Abend zu eſſen vor; auch verrichten ſie regelmäſſig zwei Mal des Tags ihr Gebet vor ihnen. Damit ſtimmt Des Marchais überein.

Gerichte zu. Iſt nun der Verbrecher arm, und der Beleidigte mächtig, ſo kann das Vergehen oft nicht anders, als durch den Verluſt der Freiheit gut gemacht werden.

Dies ſind einige von den Religionsgebräuchen der Eingebohrnen, wenn man ſie ſo nennen darf, denn alle zu beſchreiben, wäre eben ſo unmöglich, als es ſchwer ſeyn würde, zu entſcheiden, was darin am meiſten herrſcht, ob Thorheit, oder Aberglaube *)?

Die Mandingoer bekennen ſich zur muhammedaniſchen Religion, und befolgen im Aeuſſerlichen alle Vorſchriften des Korans mit ſolcher Strenge, daß Muhammed ſelbſt ſich keine eifrigeren Anhänger und Beförderer ſeiner Lehre hätte wünſchen können. Völlig überzeugt, wie wichtig es ſei, über Andrer Gewiſſen zu herrſchen, laſſen ſie keine Mittel unverſucht, ihre Religionsmeinungen auszubreiten. Wo ſie mächtig ſind, da gebrauchen ſie Zwangsmittel, wo ſie aber damit nicht fortkommen können, da bedienen ſie ſich der feinſten Kniffe, welche menſchliche Schlauigkeit nur erdenken kann. In den Dörfern der um ſie herumliegenden Negerſtämme errichten ſie Schulen, worin ſie die Kinder

*) Des Marchais ſagt, ſie haben auch Fetiſchen, die nur aus Krebsſcheeren, Nägeln, Muſchelſchalen u. dergl. beſtehen, welche ſie als Grisgris in Beutelchen am Halſe tragen.

unentgeltlich im Leſen und Schreiben des Arabiſchen unterrichten. Ihre Miſſionare wiſſen ſich durch ihre Nachgiebigkeit gegen die Thorheiten und Schwachheiten der entfernten Nazionen, die ſie beſuchen durch Heiligkeit und Wichtigkeit, die ſie ſich als Abgeſandte Gottes anmaſſen, durch Enthaltung von allen ſtarken Getränken, vor allem aber, durch das Vorgeben, jede Bezauberung löſen zu können, nnd durch ihren Handel mit Verwahrungsmitteln gegen Behexungen bei den Oberhäuptern und Vornehmen der unwiſſenden Negern ſo ſehr einzuſchmeicheln, daß man in dieſen Gegenden beſonders, nie in eine Stadt kömmt, in welcher man nicht einen Mandingoer findet, der unter dem Titel eines Buchmannes, oder Gelehrten, der erſte Miniſter des Regenten iſt, ohne deſſen Rath nichts vorgenommen wird.

Die muhammedaniſche Religion iſt auch in dieſem Lande durch die Araber und beſonders durch die Marbuten *) ausgebreitet worden. Viele von den arabiſchen Prieſtern und Mönchen durchziehen nicht nur von den Ufern des Nils her das Land,

*) Matthews nennt hier nicht die Marbuten, ſondern die Fulier, als beſondere Beförderer des Islams; dies ſcheint aber nicht wol mit dem übereinzuſtimmen, was im VI. B. d. W. von den Fuliern geſagt worden iſt. Hingegen auf die Marbuten paßt dieſes, und das, was vorhin von den Mandingoern geſagt worden iſt, vollkommen.

ſondern auch von Maroko bis nach Habeſſinien, und leben von der Gutthätigkeit der Nazionen, deren Wohnſizze ſie durchſtreichen *). —

Die Beſchneidung der Kinder männlichen Geſchlechts iſt, entweder als Religionsgebrauch oder als Landesſitte, beinahe durch ganz Afrika eingeführt. Weit ſeltener findet man den Gebrauch, auch die Kinder weiblichen Geſchlechts zu beſchneiden **). Dieſe Sitte iſt bei den Suſiern und Mandingoern in Sierraleona üblich. Bei beiden Geſchlechtern wird dieſe Operazion vorgenommen, wenn ſie zum mannbaren Alter gelangt ſind. Beim weiblichen beſteht ſie in Wegſchneidung der äuſſern Spizze des Schamzüngelchens ***). Die dabei üblichen Zeremonien ſind ſonderbar genug. Alle Jahre in der troknen Jahrszeit im erſten Neumonde

*) Man ſehe was im Anhang zum VI. B. d. W. hierüber geſagt worden iſt.

**) Dieſe Sitte findet man auch in Arabien, Egypten, Habeſſinien; ebenfalls in Senegambien (VI. B. d. W. S. 304.) — Sie iſt nicht Religionsgebrauch, ſondern eine Nothwendigkeit, die durch das Klima veranlaßt wird. (M. ſ. Bruce's Reiſen, III. B. S. 346. u. ff.)

***) Wahrſcheinlich nicht die Spizze des Klitoris, ſondern die Vorhaut darüber wird weggeſchnitten. So iſt es wenigſtens in Arabien der Gebrauch. (Blumenbach, de gen. hum. var. nat.)

werden in jeder Stadt, die für mannbar gehaltenen Mädchen zuſammengeholt, und in der Nacht vor dem zu dieſer Feierlichkeit beſtimmten Tage, von den Weibern des Orts zu dem verborgenſten Plazze in einem Wald gebracht. Bei jedem Zugange aber, auf jedem Fußſteige, der auf denſelben zuführt, werden Grisgris hingeſtellt, um alle abzuhalten, die entweder aus Unwiſſenheit, oder mit Vorſatz, während der Abſonderung der Mädchen, welche einen Monat und einen Tag währt, ſich dem geheiligten Orte nähern möchten; denn es darf kein Menſch zu ihnen kommen, auſſer das alte Weib, das die Operazion verrichtet. Dieſes bringt ihnen täglich ihr Eſſen. Sollte es aber aus Krankheit oder aus andern Urſachen verhindert werden, dieſen Dienſt zu verſehen, ſo wird eine andere Frau an ihre Stelle geſezt. So wie ſich dieſe nähert, ruft ſie laut, ſezt das Eſſen an einen beſtimmten Ort, und entfernt ſich ungeſehen wieder, denn irgend Jemand, der ſich zufällig oder vorſezlich in ihre Einſamkeit wagt, wird mit dem Tode beſtraft.

Während dieſer Abſonderung im Walde, wo der Körper durch Schmerzen geſchwächt, und der Geiſt durch die dunkle Stille der Orts erſchüttert wird, werden dieſe Mädchen in den Religionsgebräuchen und abergläubiſchen Zeremonien ihres Vaterlandes unterrichtet; denn eher als bis zu dieſem Zeitpunkt, hält man ſie nicht für fähig, ſie zu ver-

ſtehen, oder auszuüben *). Wenn die Zeit ihres Aufenthalts im Walde, die zu Heilung ihrer Wunden für hinlänglich gehalten wird, verſtrichen iſt, werden ſie bei Nacht wieder in die Stadt zurükgeführt, und von allen Weibern des Orts, jung und alt, und zwar ganz nakend, empfangen. In dieſem Zuſtande ziehen die beſchnittenen Mädchen unter Begleitung ihrer Nazionalmuſik bis Tagesanbruch in einer Art von Prozeſſion durch die Straſſen. Würde während des Zugs eine Mannsperſon ſich gelüſten laſſen, nur einen Blik nach ihnen zu werfen, ſo würde er entweder ſogleich mit dem Tode beſtraft werden, oder er müßte einen Sklaven hergeben. Auf die Befreiung aus dem Walde folgt ein Probemonat. Während deſſen werden ſie alle Tage unter Muſik mit bedektem Kopfe und Leibe zu jeder angeſehenen Familie in der Stadt geführt. Hier tanzen und ſingen ſie, bis man ihnen ein kleines Geſchenk reicht **). Sobald dieſer Monat vorbei iſt, ſind ſie von aller fernern Aufſicht frei, und werden ſo-

---

*) Dies ſcheint aber doch zu beweiſen, daß ihr Aberglaube in ein gewiſſes Syſtem gebracht iſt. — Aehnliche myſteriöſe Zeremonien findet man auch bei den Fidahern auf der Sklavenküſte, u. ſ. w. Wovon in der Folge.

**) Dies iſt dem ähnlich, was von der Freiheit der Negerknaben nach der Beſchneidung im VI. B. d. W. geſagt worden iſt.

gleich den für ſie beſtimmten Ehemännern übergeben.

Wie ſie zu dieſem ganz beſondern Gebrauche gekommen ſind, oder warum ſie ihn noch beibehalten, iſt unbekannt *). Die Weiber ſezzen einen ſolchen Werth darauf, daß der Vorwurf, unbeſchnitten zu ſeyn, das erniedrigendſte Schimpfwort iſt, das ſie brauchen können, und es gibt häufig Beiſpiele, daß ältliche Frauensperſonen, die aus andern Ländern gebürtig waren, ſich aber hier niederlieſſen, um dieſem Vorwurfe zu entgehen, ſich der Operazion noch unterworfen haben.

Die Regierungsform und Geſezze der Negern in Sierraleona ſcheinen urſprünglich patriarchaliſch geweſen zu ſeyn, da der Aelteſte jeder Familie Richter und Prieſter zugleich war. Allein die Zeit, die allen Dingen eine andere Geſtalt gibt, hat auch hier Veränderungen hervorgebracht.

Gegenwärtig iſt die herrſchende Regierungsform in dieſen Ländern eine Art von gemäſſigter Monarchie, wo der Beherrſcher gewählt wird, und ſowohl auſſerhalb als innerhalb ſeines Gebietes eine äuſſerſt eingeſchränkte Gewalt beſizt, die mit dem Anſehen eines Bürgermeiſters in einer Munizipalſtadt verglichen werden kann; denn das

*) Matthews ſagt, er habe nie etwas davon erfahren.

Wort **Mungo**, welches die Europäer immer König überſezzen, bedeutet nichts weiter, als ein Oberhaupt, und man redet ihn beſtändig Fafih an, welches **Vater** bedeutet. Jeder beſondere Bezirk, ſelbſt unter derſelben Nazion, hat ſeinen eigenen König, Beherrſcher oder Oberhaupt. Doch nennen ſich die Suſier und die Mandingoer, als die mächtigſten und zahlreichſten unter dieſen Völkerſchaften, Unterthanen des Königs der Fulier. Sie beſchreiben ihn als einen mächtigen Fürſten, deſſen Reich ſich von der Gambia, bis ans Kap Monte erſtrekke*). Aber die Bullamer, Timmaneier und Bagoer erkennen keine Obergewalt an.

Die nothwendigen Eigenſchaften, um den Thron beſteigen zu können, ſind: eine vollkommene Kenntniß der Lokalgebräuche des Landes, die Gabe, gut zu ſprechen, ein heller Verſtand, oder wie ſie ſich ſelbſt emphatiſch ausdrüken, ein guter Kopf, Mäſſigkeit in der Lebensart, und Bereitwilligkeit, die Klagen der Unterthanen zu jeder Zeit

*) Was dies für ein mächtiger König der Fulier ſeyn ſoll, kann ich nicht errathen; etwa ein Monarch im Innern des Landes? — Der Siratik am Senegal oder einer von den kleinen Fürſten an der Gambia kann es doch wol nicht ſeyn. Wahrſcheinlich ſtekt hier eine negeriſche Hyberbel darunter. Barbot ſagt, die Könige am Sierraleona ſtänden unter der Oberherrſchaft des Königs der Quoſchaer auf der Pfefferküſte.

anzuhören, und ihren Beſchwerden abzuhelfen. Dabei muß ein Thronfähiger auch durch die Anzahl ſeiner eignen Sklaven und Leute, die unter ſeinem unmittelbaren Schuzze ſtehen, mächtig genug ſeyn, um auf Beobachtung und Ausübung der Geſezze dringen zu können.

Auſſer bei den Mandingoern und Suſiern ſind wenige Könige Eingebohrne des Landes, das ſie beherrſchen. Ihre Begriffe weichen auch ſo ſehr von den unſrigen ab, daß Wenige nach dieſer Ehre ſtreben, und von Mitbewerbern hört man ſelten etwas *).

Der regierende Fürſt hat das Recht einen Reichsverweſer zu ernennen, der nach ſeinem Tode in alle ſeine Ehren und Würden tritt, und bis zur Wahl eines neuen Königs in ſeinem Namen regieret. Iſt der Reichsverweſer ein mächtiger und

*) Barbot ſagt, die Königreiche waren vormals erblich. — Er beſchreibt die Thronbeſteigung auf folgende Art. Der neugewählte König wird gebunden in das Haus ſeines Vorgängers geführt; unterwegs wird er von dem Volke verhöhnt, auch wol geſchlagen. Wenn er aber in dem Königl. Hauſe angekommen iſt, ſo empfangen ihn die verſammelten Aelteſten, deren erſter ihm eine Lobrede hält; dann wird ihm ein Beil, das Symbol der Kriminal-Juſtiz überreicht; er wird öffentlich als König ausgerufen, und das Volk huldigt ihm.

kluger Mann, ſo nimmt er auch oft das Vermögen des verſtorbenen Königs ſo lange in Beſiz und Verwahrung, bis der neue König es den rechtmäſſigen Erben zuſpricht. Oefters geſchieht es aber auch, daß wenn der Reichsverweſer die Fähigkeit zu regieren beſizt, ihm die Königswürde ertheilt wird; oder er fährt fort als Reichsverweſer die Regierung zu verwalten, ſo lang als er lebt.

Der jezzige Beherrſcher von Sierraleona *) (zu Matthew's Zeit) iſt eigentlich nur Reichsverweſer, und führt die Regierung ſchon über 10 Jahre, und ſeine Unterthanen ſind ſo wohl mit ihm zufrieden, daß ſie ihn gerne zum König machen möchten, er ſcheint aber mit ſeinem untergeordneten Range vollkommen zufrieden zu ſeyn. Die Einkünfte, oder vielmehr die Vortheile ſeiner Stelle beſtehen in den Geſchenken **), die ihm bei jeder Gelegenheit gemacht werden, wo ſein Beiſtand oder ſein Anſehen erforderlich ſind, und die ſich immer nach dem Vermögen des Gebers und der

---

*) Ein ſolches Königreich gibt es ja nicht! Matthews hat es ſelbſt geſagt! — Er verſteht hier vermuthlich das Land an der Mündung des Sierraleona, aber welches? —

**) Finch ſagt, die Einkünfte des Königs am Sierraleona beſtehen in einem Tribut von baumwollenen Zeugen, Elfenbein und Gold, wobei er noch die Macht habe, ſeine Unterthanen als Sklaven zu verkaufen.

Wichtigkeit der Sache richten. Von einem Armen, zum Beiſpiel, nimmt er wohl einen Korb Reiß, ein Paar oder ein halbes Duzend Hüner oder eine Ziege an, aber in einer wichtigen Sache darf man nicht weniger als den Werth eines Sklaven ſchenken.

Bei den Königen am Scherbro beſteht das Zeichen der höchſten Gewalt in einem Elefantenſchwanze, der ihnen vorgetragen wird, und dem, wenn er durch einen Boten irgend wohin getragen wird, eben der Gehorſam geleiſtet werden muß, als der königlichen Unterſchrift. Bei den andern Königen aber findet man dergleichen Zeichen nicht; alles wodurch ſie ſich unterſchieden war etwa ein ſpaniſches Rohr mit einem ſilbernen Knopfe oder ein Hut mit einer goldenen Treſſe, welches beides ſie von den Weiſſen bekommen.

Obgleich die vollſtrekkende Gewalt und endliche Entſcheidung aller Streitſachen dem Könige übertragen iſt, ſo dünkt ſich doch der Vornehmſte in jedem Dorfe der einzig gebietende Herr darin zu ſeyn. Der König kann ihm auch nichts befehlen, er muß bloß bitten, ausgenommen in Sachen, die vorher in voller Verſammlung ausgemacht worden ſind *). Matthew's brauchte, zum Beiſpiel,

*) Barbot ſagt, die Miniſter und Räthe der Könige werden Solateskis genannt, welche auf folgende Art eingeweiht werden. Der Kandidat wird auf einen

etwas Holz in einiger Entfernung von ſeinem damaligen Aufenthalte, und ſchikte Leute hin, es zu fällen. Das Oberhaupt des Bezirks aber wehrte es ihnen. Matthews beſchwerte ſich darüber beim Könige. Dieſer aber gab zur Antwort, (und es war gegründet) er wollte zu ihm ſchikken, und ihn erſuchen laſſen, zu erlauben, daß die Leute das Holz fällen dürften, der Plaz aber wäre des Mannes Eigenthum, und er könnte ihn dazu nicht zwingen.

Die Anverwandten des verſtorbenen Königs oder Oberhaupts begehren keinen Vorrang vor ihren übrigen Landsleuten, ſondern ſie bleiben in der Stelle, die ſie vermöge ihres Reichthums oder anderer Verbindungen einnehmen, und es geſchieht ſehr oft, daß der Sohn eines verſtorbenen Oberhaupts ſich wenige Tage nach ſeines Vaters Tode in die Nothwendigkeit verſezt ſieht, auf einem europäiſchen Schiffe als Grometta oder Matroſe Dienſte zu nehmen, am ſich ſein Brod zu verdienen.

Gegenwärtiger Beſiz iſt das einzige Eigen-

Stul geſezt, der König beſtreicht ihm mit den blutigen Eingeweiden einer zu dem Ende geſchlachteten Ziege das Geſicht, reibt es dann mit Mehl ein, ſezt ihm einen rothen Hut auf den Kopf, und ernennt ihn zum Solateski. Dann wird dieſer dreimal auf ſeinem Stul um das Verſammlungshaus getragen, und den Schluß macht ein dreitägiges Feſt.

thumsrecht, das die Negern zugeſtehen. Verläßt Jemand ſein Grundſtük, ſo kann ein Anderer es ſogleich in Beſiz nehmen, wenn er nur ein Landseingebohrner iſt; denn über ihre Rechte halten ſie ſteif und veſte, und verſtatten keinem Fremden ſich ohne ihre Einwilligung unter ihnen nieder zulaſſen.

Ihre Geſezze ſind bloß mündliche Ueberlieferungen vom Vater auf Sohn, und beſtehen in weiter nichts, als in den an jedem Orte eingeführten Landesgebräuchen, die in jedem Bezirke oder Lande, doch eben nicht weſentlich, von einander abweichen. Alle Rechtsſtreitigkeiten werden vom Könige und den Oberhäuptern in öffentlichem **Burrih** oder Gerichte unterſucht, und eine gewiſſe Art Leute, welche von dem **Palaver** oder Prozeß, (auch Gerichtsſizzung) **Palaverſprecher** *) (d. h. Advokaten) genannt werden, führen das Wort für die verſchiedenen Parteien **).

*) Barbot ſagt, die Advokaten werden am Sierraleona Troen genannt; er ſchildert ihre Kleidung ſehr grotesk: Sie tragen eine Maske auf dem Geſichte, Kaſtagnetten in der Hand, kleine Schellen an den Füſſen, und einen Kittel, der mit allerlei Federn geziert iſt, ſo daß ſie leibhaften Poſſenreiſſern ähnlich ſähen. — Wahrſcheinlich iſt das ein Quiproquo! Barbot hat vermuthlich einen Zauberer für einen Advokaten angeſehen! Ein kleiner Verſtoß! —

**) Matthews ſagt, er habe einſt einem dieſer Redner zwei Stunden lang mit groſſem Vergnügen zugehört,

Wenn Rechtsſtreitigkeiten unter den Eingebohrnen ſelbſt in einem Palaver unterſucht werden, ſo iſt die Entſcheidung meiſtentheils der Billigkeit gemäß. Es wird nach den beigebrachten Beweiſen verfahren, beſonders wenn beide Parteien gleich mächtig ſind, und die verlierende muß, ehe ſie das Gericht verläßt, alle Prozeßkoſten bezahlen, oder ſichere Bürgſchaft ſtellen.

In ihren Rechtshändeln mit den Weiſſen aber ſind ſie ſo gewiſſenhafte Beobachter der Gerechtigkeit eben nicht, und es iſt ſonderbar genug, daß wenn auch ein Weiſſer den Prozeß gewinnt, er weiter keinen Vortheil davon hat, als die Ehre, Recht zu behalten; denn Erſaz ſprechen ihm die Eingebohrnen nie zu, und er wird auf jeden Fall zu Bezahlung der Koſten verdammt. Ich habe ſie oft um den Grund dieſes Verfahrens gefragt, aber nie eine Antwort erhalten, als die: „Die Weiſſen kriegen zuviel Geld, ſie können ihr Geld nicht alles brauchen.„

Alle Hauptverbrechen werden entweder mit Geld, mit Sklaverei, oder mit dem Tode beſtraft, doch geſchieht lezteres jezt ſelten, auſſer bei den Mandingoern, die nach dem muhammedaniſchen Geſezze richten und ſummariſch verfahren, oder im

---

denn er deklamirte mit ſo vielem Anſtand und Würde, daß er ſelbſt in England Beifall erhalten haben würde.

Falle einer Mordthat, da die Freunde des Ermordeten Rache üben, ehe das Verbrechen öffentlich beſtraft werden kann.

Auf Zauberei ſteht unvermeidlich Sklaverei. Giftmiſcherei, Ehebruch und andere Verbrechen laſſen ſich mit Geld abkaufen.

In Schuldenſachen iſt ihr Verfahren ganz nach den erſten Grundſäzzen der Rechtswiſſenſchaft, die beinahe alle Nazionen angenommen haben, eingerichtet.

Eine Schuld wird gemeiniglich auf eine beſtimmte Zeit gemacht, d. h. es wird ſo und ſo lange Kredit gegeben. Weigert ſich der Schuldner, wenn die Zahlung fällig iſt, oder zögert damit, nachdem er gemahnt worden, ſo wendet der Glaubiger ſich an den König oder an das Oberhaupt, und ſucht um Beiſtand an. Dieſer ſchikt zum Schuldner hin, und läßt ihn erinnern, zu bezahlen. Weigert er ſich nun noch, ſeinen Gläubiger zu befriedigen, ſo erhält Lezterer vom König die Erlaubniß, ſich der Perſon ſeines Schuldners, oder einiger von ſeinen Sklaven und Leuten zu verſichern. Läßt ſich dies nicht thun, weil der Schuldner in einer andern Stadt wohnt, ſo ſucht der Glaubiger irgend Jemanden zu erwiſchen, der an demſelben Orte mit dem Schuldner wohnt, und ſperrt ihn ſo lange ein, bis die Schuld bezahlt iſt, wozu die Mitbürger des Schuldners ihn ſogleich anhalten.

Damit aber iſt die Sache noch nicht abgethan,

ſondern

ſondern derjenige, den man für eines Andern Schuld ſeiner Freiheit beraubt hat, bringt ſogleich einen **Palaver** oder Klage gegen den Schuldner an, und erhält gemeiniglich eine anſehnliche Entſchädigung für ſeinen Verhaft.

Das ſonderbarſte Geſez oder Gewohnheit, die man in dieſer Gegend findet, iſt das ſogenannte **Purrah**, das aber nur in der Gegend am Scherbro bekannt iſt. Dieſe weiſe politiſche Einrichtung iſt in dieſem Lande eingeführt, um Streitigkeiten und Kriegen ein Ende zu machen, da der Stolz, die Eiferſucht und die Empfindlichkeit der Eingebohrnen ſo groß ſind, daß ſie ſelbſt beim Bewußtſeyn des Unrechts nie nachgeben wollen. Jeder freier Mann kann, wenn er gewiſſe Jahre erreicht hat, (30, wie man vermuthet) ein Mitglied dieſes Bundes werden. Bei ſeiner Aufnahme muß er ſich verſchiedenen Zeremonien unterwerfen, und man legt ihm das ſtrengſte Gebot der Verſchwiegenheit in Betracht des Ordens auf; dieſes beobachten ſie eben ſo unverbrüchlich, als die Freimäurer in Europa die Myſterien ihrer Geſellſchaft, mit der dieſe Verbrüderung überhaupt einige Aehnlichkeit hat, beſonders darin, das ſie in jedem Bezirk einen Großmeiſter oder Purrah-Obern haben, und daß ſie keine Weiber in ihre Geſellſchaft aufnehmen. Das Geſez des **Purrah** wird nur im äuſſerſten Fall in Ausübung gebracht, und wenn es in Kraft iſt, erſtrekt es ſich auch auf die Strafe der Zauberei und des Mords.

Wenn nämlich zwei Stämme oder Völkerſchaften mit einander Krieg führen und wünſchen, ihm ein Ende zu machen, ſie ſind aber zu ſtolz, einander Friedensanträge zu thun, ſo wenden ſie ſich an den Beherrſcher eines benachbarten Landes und bitten ihn um ſeine Vermittelung. Läßt er ſich dazu bereit finden, ſo ſchikt er ſogleich an die ſtreitenden Parteien, und läßt ihnen wiſſen, daß er Mittelsperſon zwiſchen ihnen ſeyn wolle, wenn ſie geneigt wären, ihre Streitigkeiten ſeiner Entſcheidung zu überlaſſen. Wollten ſie ſich aber nicht dazu verſtehen, ſo würde er die Purrah aufbieten laſſen, indem er es nicht länger gleichgültig anſehen könnte, daß die, welche gute Freunde ſeyn ſollten, einander aufrieben und die Länder verheerten.

Sollten die kriegführenden Parteien, nach dieſer Erklärung noch nicht nachgeben, ſo erhält die **Purrah** Befehl, ſich in Bewegung zu ſezzen, und ein groſſes Grundgeſez dieſer Verbindung iſt, daß kein Blut vergoſſen werden darf, ſobald ſie aufgeboten wird, ſo daß die ſtreitenden Parteien ihren Geſchäften unbeſorgt nachgehen können. Gleichwohl fallen bisweilen Scharmüzzel vor, denn ihre rachſüchtige Gemüthsart erlaubt ihnen nicht, eine Gelegenheit aus den Händen zu laſſen, wo ſie, Troz allen Schreken dieſes Geſezzes, ihren Durſt nach Rache ſtillen können.

Wenn der **Purrah** die angreifende Partei be-

kannt iſt, ſo rükt ſie aus in Haufen von 40 bis 50 Mann an, die alle bewaffnet, und vermummt ſind. Alles, Männer, Weiber, Kinder, Jung und Alt, nimmt vor ihnen die Flucht, und wen ſie auſſer ſeinem Hauſe antreffen, der wird ſogleich niedergemacht, oder ſonſt bei Seite geſchafft, daß man nie wieder etwas von ihm hört. Dieſes Schikſal haben auch alle Uebertreter des Purrahgeſezzes, wenn ſie den Genoſſen dieſes ſonderbaren Bundes in die Hände fallen.

Es iſt unmöglich die Furcht und das Schrekken zu beſchreiben, welches dieſe Geſellſchaft dem Pöbel einflößt. Dieſer glaubt, die Purrahmänner haben mit dem Teufel zu thun, und können ihm alles mögliche Uebel zufügen, ohne ſich ſelbſt im geringſten zu ſchaden. Dieſe laſſen ihn auch bei ſeinem Glauben, und nehmen alles weg, Lebensmittel, Vieh, oder was ihnen ſonſt anſteht, ohne daß man ſie daran hindert, oder daß ſie nachher darum belangt werden. —

Bei Beſchreibung der Gewohnheiten und Sitten entfernter Nazionen ſind wir freilich genöthigt, die Worte und Redensarten nach unſerm Sprachgebrauche zu wählen. Daher heißt in Afrika jedes unbedeutende Handgemenge, wobei auf jeder Seite etwa 10 bis 12 Streiter ſind, ein Krieg. Dies iſt der gleiche Fall mit den dortigen Oberhäuptern,

die von den Europäern immer mit dem Titel König beehrt werden, den ſie doch gar nicht verdienen.

Der Geiſt der Rache und Gewaltthätigkeit, der in jeden Afrikaner fährt, ſobald er ſich beleidigt oder gekränkt zu ſeyn glaubt, iſt die Veranlaſſung zu den häufigen Kriegen unter den dortigen Eingebohrnen. Wird ein Nazionalkrieg beſchloſſen, ſo wird er allgemein, und auf jeder Seite trachtet jeder Einzelne dem Andern zu ſchaden. Ihre kleinen Kriege oder Zwiſtigkeiten aber werden nur unter einzelnen Städten geführt. Ihre Kriegsunternehmungen laufen auf nichts als auf Rauben und Plündern hinaus, und ein Dorf überfallen, es in Brand ſtekken, und einige Gefangene machen, iſt der größte Kriegsruhm, nach dem ſie ſtreben. Einander im freien Felde entgegen zu rükken — dies wagen ſie nie, ſondern ſie legen ſich in Hinterhalt. Daher lachen ſie auch über die Thorheit der Europäer, wenn man ihnen erzählt, auf welche Art wir Krieg führen, und was für Heere wir ins Feld ſtellen; denn eine afrikaniſche Armee iſt ſelten ſtärker, als 500 Mann, und das heißt ſchon ein fürchterliches Heer! — Nur die jungen Männer ziehen zu Felde. Sie ſind aber ſchlechte Soldaten; denn wenn ſie keine Hoffnung zum Plündern haben, und nicht fleiſſig zu ſaufen bekommen, laufen ſie bald davon.

Zuweilen verſtreichen über den Verſuchen

Bündniſſe mit benachbarten Stämmen zu ſchlieſſen, und über Kriegszurüſtungen zwei bis drei Jahre, ehe es zu einem Angriffe kommt, und dazu pflegen ſie gemeiniglich den Anfang der Regenzeit zu wählen, da die Männer mit der Feldarbeit beſchäftigt ſind, weil ſie wiſſen, daß ſie dann die Städte ohne Vertheidigung finden.

Wenn zwei Stämme mit einander in Unterhandlung ſtehen, und der Ausgang Krieg oder Frieden ſeyn muß, ſo pflegen ſie, wenn ſie ſich zum Krieg entſchlieſſen, zwei rothe Kolanüſſe auf einen Stein an dem Orte der Zuſammenkunft zu legen. Entſchlieſſen ſie ſich aber zum Frieden, ſo laſſen ſie eine, in zwei Hälften getheilte weiſſe Kolanuß an dem Orte liegen. Von dieſer nimmt jede Partei ein Stük, und dann kommen ſie in der Folge ohne Furcht zuſammen, um die Partikularien zu beſtimmen.

Die Küſtenbewohner haben beinahe durchgängig ihre Nazionalwaffen gegen Säbel und Flinten vertauſcht; die tiefer im Lande wohnenden aber bedienen ſich immer noch der Lanzen, der Wurfſpieſſe, und der vergifteten Pfeile *).

„Es ſcheint nicht, ſagt Matthews, daß der Handelsverkehr zwiſchen den Europäern und Afri-

*) Villault ſagt, das Gift, womit ſie ihre Waffen vergiften, ſei der Saft einer gewiſſen Frucht, die grün und lang iſt, wie ein Rettich.

kanern, ob er gleich ſchon ſeit ſehr vielen Jahren beſteht, in den Sitten und Gewohnheiten der Lezteren weiter eine weſentliche Veränderung hervorgebracht habe, als daß er ſie geſelliger gemacht, und ihnen den Vortheil verſchafft hat, ſich europäiſcher Fabrikwaaren, die ſie für eine Wolluſt des Lebens halten, bedienen zu können„ *).

Matthews ſezt hinzu, und erzählt: „Ich habe mich bemüht, die Urſachen ihrer Kriege, und ob der ſo oft gemachte Vorwurf, daß die Afrikaner zu ihren Fehden unter einander, durch die mit ihnen Handelſchaft treibenden Europäer gereizt werden, in der Wahrheit gegründet ſei, oder nicht, zu erfahren. Allein ich muß es unverholen ſagen, nicht ein einzigesmal iſt mir dieſer Fall vorgekommen, und ſo viel ich habe von andern in Erfahrung bringen können, war ers auch nie**).

Als ich zum erſtenmale bei den Gözzen-Inſeln ankam, war in der ganzen Gegend, ſo weit ſich unſer Handel erſtrekte, beinahe ein allgemeiner

*) Wie weit dies gegründet iſt, und daß der Vortheil, den die Bekanntſchaft mit den Europäern den Negern gewährt, von den Nachtheilen weit überwogen wird, kann Jeder aus dem im VI. B. dieſes Werks hierüber Geſagten prüfen und erforſchen.

**) Dies iſt einer von den Scheingründen, welchen Matthews zur Vertheidigung des Negerhandels vorbringt. Ich werde in der Folge hierüber weiter ſprechen.

Krieg. Die Suſier, von den Mandingoer=Sklaven, die ſich gegen ihre Herren empört hatten, unterſtüzt, bekriegten die Bagoer und Mandingoer, und die Bewohner von Scherbro führten gegen einander ſelbſt Krieg. Die Feindſeligkeiten zwiſchen den Suſiern und Bagoern, und den Verbündeten der Leztern, rührten von einem Bagoer her, der einen Einwohner der Stadt der Suſier, wo er damals gewohnt hatte, ums Leben gebracht, und nach begangener That, der Rache der Mitbürger des Ermordeten zu entgehen, ſich zu ſeinen Landsleuten geflüchtet hatte. Leztere aber hatten ſich geweigert, ihn nach den Landesgeſezzen, den Freunden des Ermordeten auszuliefern. Die Fehde in Scherbro entſtand aus einem Zwiſte zwiſchen zwei Oberhäuptern, und verwikkelte das ganze Land in ihren Hader. Sobald ich meine Niederlaſſung in Sierraleona eingerichtet hatte, reiſ'te ich nach Scherbro, und bemühte mich ihre Streitigkeiten durch meine Vermittelung beizulegen. Ich legte bei beiden Oberhäuptern in eigener Perſon Beſuch ab, und an die Verbündeten beider Parteien ſchikte ich Jemand. Wir machten einander gegenſeitig Geſchenke, allein die Eiferſucht und das Mistrauen waren bei jeder Partei ſo groß, daß ich ſie nicht dahin vermögen konnte, daß ſie auf meinem Schiffe zuſammen gekommen wären; ob mich gleich jede Partei für ſich allein beſuchte. Doch genoß ich das Vergnügen, daß ich den Grund zu einem Waffenſtillſtande legte, der auch ſeitdem

fortgedauert hat, und nun durch die Purrah beveſtigt iſt„.

So weit geht die Erzählung des Lieutenants Matthews von den Sitten und Gebräuchen der Negern auf der Sierraleonaküſte. Ich theilte ſie hier — zwar etwas beſſer geordnet, und mit vergleichenden Anmerkungen vermehrt — doch unabgekürzt, meinen Leſern mit, weil ich hoffe, daß ſie ihre Aufmerkſamkeit feſſeln wird.

IV.

Kurze Nachricht von dem Handel auf der Küſte von Sierraleona.

Daß die Küſte von Sierraleona manche Vortheile für den Handel habe, zeigt die Aufzählung der Naturprodukte derſelben; aber noch iſt die Handlung in dieſen Gegenden nicht ſo blühend, als ſie doch ſeyn könnte. Daran ſind wol größtentheils die Negern Schuld!

Der Innenhandel dieſes Landes wird von den **Mandingoern** getrieben, welche vorzüglich Gold dahin bringen, und noch weit mehr davon bringen würden, wenn ſie genug Waaren zum Tauſche vorfänden *).

Zum Auſſenhandel liefert dieſe Küſte — auſſer den trefflichen Lebensmitteln, die von vorbeiſegelnden Oſtindien- oder Guineafahrern eingenommen werden — vorzüglich Kamholz, Wachs, Biſam, Ambra**), Elfenbein, Gold und Sklaven.

Die Elefantenzähne, die man hier einhandelt, ſollen zwar klein, aber von dem feinſten und rein-

*) Des Marchais, Voyage en Güinée, T. I. p. 63.

**) Dieſe beiden Artikel, Biſam und Ambra nennt nur Des Marchais. (S. 61.)

ſten Bein, ohne Sprünge und von glänzend weiſſer Farbe ſeyn. Auch ſind ſie hier in groſſer Menge zu haben *).

Gold wird in leichtem Preiſe, aber in geringer Menge zum Handel gebracht **).

Auch die Zahl der Sklaven, die von hier ausgeführt werden, iſt nicht groß; ſie ſoll ſich im Durchſchnitte jährlich nur auf 4 bis 5000 Köpfe belaufen ***). Die Einwohner dieſes Landes geben ſich mit dem Sklavenfang und Sklavenhandel wenig ab; ſie verhandeln nur Kriegsgefangene und Verbrecher. —

Dieſer Auſſenhandel iſt beinahe ganz allein in den Händen der Britten, welche hier einige Niederlaſſungen haben, aus welchen ſie einige Mal ſchon vertrieben wurden, und welche ſie auch ſchon ſelbſt verlaſſen hatten. Es ſcheint, daß ſie vormals den Handel auf dieſer Küſte ſtärker und eifriger betrieben haben, als in neueren Zeiten. Genauere Nachrichten hierüber fehlen uns.

Hieher gehört, was uns Matthews von ſeinen Handelsverrichtungen auf dieſer Küſte erzählt ****): —

*) Derſelbe, am angeführten Orte.

**) Wie Matthews verſichert (S. 52.) Doch nennen alle andern Schriftſteller das Gold als einen Hauptartikel des Handels von Sierraleona.

***) Poncelin de la Roche-Tilhac, Tableau du Commerce &c. T. II. p. 106.

****) Seite 3. u. ff. ſeiner Reiſebeſchreibung.

„Sobald ich angelangt war, pflog ich mit den Eingebohrnen wegen eines Plazzes zur Errichtung der erforderlichen Waaren- und Arbeitshäuſer Unterhandlung. Derſelbe Plaz ward vormals ſchon von einem Agenten derſelben Geſellſchaft, in deren Dienſten ich ſtehe, gekauft; die Schwarzen aber brachten den Mann vor ungefähr 14 Jahren*) aufs grauſamſte ums Leben, und ſeit der Zeit hat ſich kein Weiſſer wieder auf dieſe Küſte gewagt, da zumal die Eingebohrnen ſchon zuvor die Mannſchaft verſchiedener Schiffe ermordet, und ihre Landungen geplündert hatten. Es war mir nicht ſo leicht, die Bewohner der Bucht zu bewegen, mit uns umzugehen, denn ſie befürchteten, ich wäre gekommen, für ihre Grauſamkeiten Rache an ihnen auszuüben. Dies iſt ihrer Denkungsart gemäß, denn ſie halten es für feigherzig und ſchimpflich, einen Feind entwiſchen zu laſſen, wenn ſich Gelegenheit zur Rache darbietet. Indeß wendete ich alle nur erſinnlichen Mittel an, ihnen Vertrauen einzuflößen, und es gelang mir auch; daß ich eine Verſammlung (Palaver) des Königs, der benachbarten Oberhäupter, und aller dortigen Einwohner, zu Stande brachte. Das Ufer der kleinen ſandigen Bucht wimmelte nun von ſchwarzen Männern, Weibern und Kindern. Unter dem Schatten eines Baumes ſaß der König auf einem Lehnſtuhle, in einem blau ſeidenen, mit Silber

*) Alſo um's Jahr 1771.

beſezten Kleide, einem Treſſenhut, und Manſchettenhemde, und in Schuh und Strümpfen. Auf jeder ſeiner Seite ſaſſen ſeine Groſſen, und hinter ihm zwei bis drei von ſeinen Weibern.

Meine Unterhandlung fieng ich damit an, daß ich ſie verſicherte, alles Geſchehene ſollte in Vergeſſenheit gebracht ſeyn, ich hoffte aber auch, daß, ungeachtet des ſchlechten Rufs, worin ſie ſtånden, die Folgen ihrer vorigen Unthaten, die ſie in dem Verluſte ihres Handels hart gefühlt håtten, ſie ein beſſeres Betragen lehren würden. Ich ſtellte ihnen vor, in welchen Zuſtand diejenigen gerathen wåren, welche ſie vorzüglich zu ſolchen Grauſamkeiten verführt håtten, und daß, ungeachtet ſie unermeßliche Beute gemacht, ſie doch nichts mehr davon beſåſſen, und von Gott und Menſchen geſtraft und verachtet wåren. Ich bewieß ihnen, daß ihre eignen Geſezze ſie verbånden, den Fremdling, gegen Beleidigung und Gewaltthåtigkeit zu ſchüzzen, und daß alle Weiſſen, Fremdlinge in ihrem Lande wåren, und ſezte hinzu, daß, obgleich die Stelle, auf der wir jezt ſåſſen, meinen Prinzipalen gehörte, ich dennoch, um unangenehme Erinnerungen zu vermeiden, ſie noch einmal kaufen wollte. Ich erklårte ihnen umſtåndlich, welche Gewalt ich in Hånden håtte, im Fall ſie ſichs einfallen lieſſen, ſich an meinen Leuten oder meinem Eigenthum zu vergreifen, daß ich aber mit ihnen in Friede und Freundſchaft zu leben

wünſchte, und gab ihnen die kräftigſten Verſicherungen, daß ſie ſich zu jeder Zeit auf mein Wort verlaſſen könnten, und daß, wofern ſie mich je einer Unwahrheit überführen könnten, ich ihr ganz Vertrauen verſcherzt haben wollte. Ich ſchloß meine Rede damit, daß ich ein Loch in die Erde machte, und ſagte: „In dieſe Grube verſcharre „ich alle vergangenen Feindſeligkeiten, und wer ſie „je öfnet, ſoll einem Palaver unterworfen ſeyn, „oder gerichtlich belangt werden„. Kaum hatte ich dies geſagt, ſo erſchallte von allen Seiten der Beiſtimmung ausdrükende Zuruf: „Ya, oh ya, oh faſih„ — daß es von den umliegenden Bergen wiederhallte. Der König und ich füllten die Grube wieder mit Erde aus, und damit hatte die Zeremonie, und zugleich unſre Verſammlung ein Ende.

Gegen Abend brachte man einen alten Mann, gebunden, und von Schlägen am Kopfe und im Geſichte ſehr übel zugerichtet, zu mir. Auf mein Befragen, was ſie mit ihm wollten, gaben die Schwarzen mir zur Antwort: „Der König hat uns befohlen, ihn Euch anzubieten, aber unter der Bedingung, daß ihr ihn nie wieder ans Land gehen laſſet; denn er iſt derjenige, der uns behext hat, und der an allen den Beleidigungen, die wir den Weiſſen vormals zugefügt haben, Schuld iſt, und wenn ihr ihn gleich nicht annehmt, ans Land darf er doch nicht wiederkommen„. Aus verſchiedenen Urſachen ſchlug ich dieſes Geſchenk aus;

hätte mir aber das Geringſte von dem Schikſale geahndet, das dem unglüklichen Schlachtopfer bevorſtand, ſo hätte ich mich für höchſt glüklich geſchäzt, ſein Leben aus den grauſamen Händen ſeiner aberglaubiſchen Landsleute zu retten.

Der Kahn, worin ſie den Mann brachten, entfernte ſich darauf von unſerm Schiffe, und fuhr bis gegen Sonnenuntergang in der Bucht herum, dann banden ſie dem armen Schelm einen Stein an den Hals, und ſtürzten ihn in die See, wo er, nach aller Wahrſcheinlichkeit, in wenig Augenblikken ein lebendiges Grab in den Eingeweiden eines Haifiſches fand, deren es in dem Fluſſe Sierraleona ſehr viele gibt„ *).

Von dem Fortgang dieſer erneuerten Niederlaſſungen gibt uns Matthews keine Nachricht; auch wiſſen wir nichts Neueres von den brittiſchen Pläzzen auf dieſer Küſte, als was in den Berichten von der neuen Niederlaſſung daſelbſt enthalten iſt.

*) Daraus ſchlieſſe ich, daß die erneuerte Faktorei, welche Matthews anlegte, auf der Inſel Benſe war.

Merkwürdige
Reiſen
nach
der Küſte von Sierraleona.

Kurze
Geſchichte
der
neuen brittiſchen Niederlaſſung daſelbſt.

Wir ſollten hier nach dem feſtgeſezten Plane dieſes Werks, jezt auch die beßten Reiſebeſchreibungen, welche die Küſte von Sierraleona betreffen, in gedrängten Auszügen, nach der Zeitfolge zuſammenreihen; aber, wie geſagt, es fehlt uns ganz an wirklichen hieher gehörigen Reiſegeſchichten.

Was uns die beßten und zuverläſſigſten Reiſebeſchreiber über Sierraleona und deſſen Bewohner ſagen, das iſt ſchon in dieſe Unterabtheilung aufgenommen worden. Von eigentlichen Reiſegeſchichten bleiben uns nur wenige übrig, und dieſe wenigen ſind nicht von Bedeutung.

Als die zwei merkwürdigſten, in dieſe Klaſſe zu reihenden Reiſen, hebe ich die Geſchichte der Abentheuer des Hauptmanns Snelgrave, und die Reiſe des Jngenieurs Smith aus.

Erſterer, deſſen Reiſen und Nachrichten über Guinea wir in der Folge noch benüzzen werden, hat uns ſeine Begebenheiten unter den Seeräubern, die ehmals auf dieſer Küſte ihren Sammelplaz hatten, und ſogar einmal das brittiſche Fort

auf der Inſel Benſe eroberten *) — erzählt, und ſeine Erzählung verdient in einem kurzen Auszuge mitgetheilt zu werden.

Lezterer giebt uns in ſeiner Reiſe nach Guinea theils einige brauchbare Nachrichten von Sierraleona, theils berichtet er uns Vorfälle, die nicht ohne Intereſſe ſind. Ich habe deswegen denjenigen Theil ſeiner Reiſebeſchreibung, welcher dieſe Küſte betrifft, ziemlich vollſtändig hier eingeſchaltet.

Endlich mußte ich auch meinen Leſern eine kurze Nachricht von der merkwürdigen neuen Niederlaſſung auf dieſer Küſte mittheilen.

---

*) Nämlich im J. 1720. unter dem Seeräuber Roberts, der kurz nach Snelgrave's Gefangenſchaft (wovon unten) dies Handwerk ergriff. — Plunket war Statthalter im Fort zu Benſe, und wehrte ſich tapfer gegen die Räuber, aber endlich mußte er fliehen; die Korſaren holten ihn aber ein, und brachten ihn vor ihren Hauptmann, der ihn mit gräulichem Fluchen und Schwören empfieng. Plunket fluchte und tobte darauf noch weit ärger; die Seeräuber lachten, und lieſſen ihn gehen. Durch dieſe Geiſtesgegenwart allein rettete er ſein Leben.

I.

Wilhelm Snelgrave's
brittiſchen Schiffshauptmanns,
Reiſe nach Sierraleona
und Abentheuer unter den brittiſchen Seeräubern daſelbſt *).

Im Jahre 1719.

Snelgrave ſegelte im Jahre 1718 mit dem Schiff der Vogel aus England ab, um für Rechnung des brittiſchen Handelsmanns Morrice auf der Küſte von Guinea Handel zu treiben.

Er kam am erſten April 1719 zu Sierraleona an; aber zu ſeinem Unglük lagen ſchon drei Seeräuberſchiffe daſelbſt, die bereits 10 engliſche Kauffahrer — ihre eignen Landleute — weggenommen hatten.

Dieſe Seeräuber lagen hinter einer Landſpizze, ſo daß unſer Schiffshauptmann ſie nicht wahrnahm. Als es Abend und finſter wurde, legte er ſich wegen Windſtille in der Mündung des Fluſſes vor Anker. Nachts um 8 Uhr, als er zu Tiſche ſaß, meldete ihm der wachhabende Offizier, er

*) Aus deſſen in der Einleitung genanntem Werke.

höre ein Boot heranrudern. Sogleich wurden 20 Mann mit Feuergewehr auf's Verdek beordert; das ankommende Boot wurde angerufen; die Leute in demſelben antworteten, ſie kämen aus Weſtindien; ſobald ſie aber dem Schiff nahe genug waren, ſchoſſen ſie darauf, kletterten an Bord, und bemächtigten ſich deſſelben mit der raſendſten Verwegenheit. Der Seeräuber im Boote waren nur zwölf Mann, und Snelgrave hatte 16 Kanonen und 45 Mann, aber theils die Dunkelheit, theils die Beſtürzung ſeiner Leute machten ſeine Befehle zur Gegenwehr ganz unwirkſam, und er ward überwältigt und gefangen, eh' er es nur vermuthete *).

Der Quartiermeiſter der Seeräuber, welcher dieſen Angriff vollbrachte, wollte unſern Hauptmann Snelgrave niederſchieſſen, weil er Befehl gegeben hatte, mit Kanonen auf das Seeräuberboot zu feuern — glüklicher Weiſe ſchlug er noch die Piſtole auf die Seite; ein Andrer that einen Hieb nach ihm, dem er geſchikt auswich; endlich rettete ihn das Zeugniß ſeiner Matroſen, daß ſie nie einen beſſern Hauptmann gehabt hätten.

Nun brachten alſo die Seeräuber das erbeutete

*) Snelgrave entdekte nachher, daß auch die Verrätherei ſeines Oberbootsmanns daran Schuld war, welcher ihn nicht nur ſicher gemacht, ſondern auch die Waffen weggeſchafft hatte, und die Gegenwehr verhinderte.

Schiff zu ihren Kameraden hin; dieſe glaubten ihr Boot ſei' von **Snelgrave** beſiegt worden, und feuerten eine volle Lage ab auf das eroberte Schiff. **Snelgrave** verwieß es dem Quartiermeiſter, daß er ſeine Spießgeſellen nicht vorher durch das Sprachrohr von ſeinem Siege benachrichtigt hatte. „Ei, antwortete dieſer zornig, fürchteſt du dich, feige Memme, durch einen Kanonenſchuß in die Hölle geſchikt zu werden? Ich nicht, ich hoffe nächſter Tagen auf einer Stükkugel zum Teufel zu fahren„! —

Nun wurde endlich das Misverſtändniß gehoben, die Schiffe kamen zuſammen, und die Seeräuber begannen eine viehiſche Schmauſerei; das Fleiſch wurde halb roh verſchlungen, und alle möglichen Ausſchweifungen wurden getrieben. Nur Ein Beiſpiel von der Vieherei dieſer Böſewichter. Einer ihrer Quartiermeiſter kam zum **Snelgrave** und fragte ihn, wie viel Uhr es ſei; dieſer hielt es für eine höfliche Abforderung derſelben, und reichte ſie ihm hin; der Seeräuber nahm ſie, warf ſie auf das Verdek, und zertrat ſie mit den Füſſen.

Snelgrave wurde hierauf zu dem Seeräuberhauptmann **Cocklyn** *) gebracht, der ihn fragte, wie ſein Schiff ſegelte. Sehr gut, antwortete **Snelgrave**. Darauf zog **Cocklyn** den Hut ab, und ſagte: das iſt alſo ein hübſches Seeräuberſchiff!

---

*) Ein Teufel in Menſchengeſtalt, den die Seeräuber, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe bloß wegen ſeiner Brutalitär zum Hauptmann gemacht hatten.

Zum Troſt des armen gefangenen Hauptmanns kam dann einer der Seeräuber zu ihm, der in ihm ſeinen alten Schulkameraden erkannte, und ihm ſeinen Schuz gegen die Mishandlungen ſeiner Spießgeſellen großmüthig anbot. Er hielt Wort, und rettete wirklich nachher dem Hauptmann das Leben.

Sobald die Seeräuber ihre Schwelgerei geendigt, und ihre Räuſche ausgeſchlafen hatten, machten ſie ſich über die Priſe her, und räumten die Waaren aus. Was ihnen nicht anſtändig war, denn ſie ſuchten nur Geld, Koſtbarkeiten, Lebensmittel, Getränke, und was ſie ſonſt nothwendig brauchten, das warfen ſie alles ins Meer, ſo daß in kurzer Zeit für mehr als 20,000 Thaler verwüſtet wurde. Die ſchönſten wollenen und leinenen Zeuge breiteten ſie auf das Verdek aus, und legten ſich darauf; andere goſſen dann dieſen zum Spaſſe den beßten Wein über die Köpfe, und die beſudelten Zeuge wurden über Bord geworfen. Die Seeräuber durchſuchten alles, und nahmen dem Hauptmann Snelgrave all' das Seinige weg; ſie fanden auch ſeine Bücher, und weil ſie vermutheten, daß einige Gebetbücher darunter ſeyn könnten, ſo wurden ſie alle vernichtet, weil ſie, wie ſie ſagten, befürchteten, auf ihrer Reiſe nach der Hölle dadurch gehindert zu werden. Sie warfen in dem Schiffe alles durcheinander; die Fäſſer ſchleppten ſie auf das Verdek, und ſchlugen ihnen

den Boden ein; bei den Weinflaſchen gaben ſie ſich nicht die Mühe, die Pfröpfe herauszuziehen, ſondern ſie ſchlugen ihnen die Hälſe ab, welches ſie köpfen nannten. So trieben ſie den Unfug bis alle berauſcht waren, und in der Trunkenheit nahmen ſie dem unglüklichen Hauptmann vollends das weg, was er noch gerettet hatte.

Unterdeſſen brachte es doch der Räuberhauptmann Davis, ein Mann eines beſſern Looſes werth, durch ſein Anſehen und ſein Zureden dahin, daß man dem Snelgrave diejenigen geraubten Waaren auslieferte, welche die Seeräuber nicht für ſich gebrauchen konnten. Auch waren noch einige andere Räuber ſo menſchlich, daß ſie ihn auf alle mögliche Art unterſtüzten und beſchenkten.

Um dieſe Zeit wurde der erwähnte Schiffsquartiermeiſter, welcher unſerm Snelgrave das Schiff weggenommen hatte, tödtlich krank; ſein Gewiſſen erwachte, er bat den gefangenen Hauptmann reuig um Verzeihnng, und ſtarb verzweifelnd mit den gräulichſten Flüchen gegen den Allmächtigen im Munde.

Die Seeräuber fuhren immer in ihrem Unweſen fort, und verübten allerlei Gräuel. Sie weihten jezt auch das dem Snelgrave weggenommene Schiff zu einem Seeräuberſchiff ein, bei welcher Gelegenheit beinahe Feuer in die Pulverkammer gekommen wäre, in welcher über 20,000 Pfund lagen. Cocklyn ſagte: „Ich wollte es hätte

Feuer gefangen; denn dies wäre ein herrlicher Schlag geweſen, um damit in die Hölle zu fahren„!

Einer gleichen Gefahr war Snelgrave kurze Zeit darauf in einem andern Seeräuberſchiff ausgeſezt, als Hauptmann Davis ihn zum Nachteſſen eingeladen hatte; denn als ſie bei Tiſche ſaſſen, brach im Schiffe Feuer aus, und da die Seeräuber meiſt alle betrunken waren, ſo war an Hülfe kaum zu denken; viele warfen ſich in die Boote, fuhren davon, und lieſſen die Andern, ohne Mittel ſich zu retten, in der ſchröklichſten Lage zurük. Snelgrave ſtand betäubt auf dem Verdekke, und ſuchte vergebens einen Ausweg, als ihn ein gräßlicher Schlag aus ſeinem Seelenſchlafe aufwekte; zugleich hörte er das raſendſte Freudengeſchrei: „Heyſa, das war ein herrlicher Knall, um dem Teufel damit in den Rachen zu fahren„! *) — Die Neulinge unter den Seeräubern ſchauderten vor Entſezzen. Einige waren noch ſo gefaßt, daß ſie dem Brande zueilten, und es gelang ihnen, das Feuer zu löſchen. Es waren nur zwei Branntweinfäſſer verbrannt, die beim Zerſpringen jenen heftigen Knall gethan hat=

*) Dieſe Gräuelſzene wird von dem Verfaſſer der Briefe über die Freiheit der menſchlichen Seele, als ein Beweis angeführt, daß der verhärtete Böſewicht ſelbſt durch die Todesgefahr nicht erweicht wird.

ten. Auch Snelgrave hatte tapfer löſchen helfen, und erwarb ſich dadurch die Gunſt der Seeräuber.

Endlich gelang es unſerm Hauptmann, den Händen der Seeräuber zu entkommen, in deren Gewalt er einen ganzen Monat geweſen war; er hatte ſich bei ihrer Abfahrt auf dem Lande verborgen, und am 10 Mai konnte er mit den Gütern, die er noch gerettet hatte, oder die ihm von den Seeräubern waren geſchenkt worden, von Sierraleona abſegeln. Am 1 Auguſt deſſelben Jahres langte er dann glüklich wieder zu **Briſtol** an.

II.

Willhelm Smith's
brittiſchen Ingenieurs,
Reiſe nach Sierraleona.

Im Jahre 1726.

Am 20 Auguſt 1726 ſegelte der Ingenieur Willhelm Smith aus England ab, um nach dem Befehl der engliſch-afrikaniſchen Handelsgeſellſchaft Plane von der Küſte Guinea, und von den brittiſchen Niederlaſſungen daſelbſt aufzunehmen.

Am 25 September kam er auf der Gambia an, und am 27 deſſelben Monats, fieng er an, ſeine Grundriſſe aufzunehmen, welches bis zum 10 Oktober dauerte. Er fand einige Schwierigkeiten. Wie er eines Tags in dem Königreiche Rumbo an der Spizze Bunion, unweit der Mündung der Gambia, zu Lande war, um die Weite von da nach der Spizze Barra zu nehmen, welche gegenüber liegt, ſo wollte der vornehmſte Bootsmann, der bei ihm war, die Art und Weiſe gerne ſehen, wie man die Weiten, zu denen man nicht kommen kann, mißt. Sie landeten deswegen an einem ſandigen, ebenen Ufer,

nahe an einer kleinen Stadt, wo ſie 50 oder 60 Stük Rindvieh, welche mit den Hörnern an Pfähle gebunden waren, weiden ſahen. Während der Zeit daß er ſein Werkzeug ſezte, kamen einige der Einwohner die Waſſerſeite herunter, ihm zuzuſehen, und weil ſie ſein Meßrad nicht verſtanden, lieſſen ſie einige Furcht blikken. Smith bemerkte dies Anfangs nicht. Als er aber ein oder ein paar Stäbe zu Zeichen zu ſtekken brauchte, ſo gieng er nach dem Viehe, um daſelbſt ein Paar auszuziehen, darauf geriethen die Leute für ihr Vieh in Furcht, liefen und trieben es das Land hinauf, und brachten die Stadt in Lärmen, ſo daß die Weiber und Kinder in die Wälder liefen, und die Männer in weniger als zehn Minuten bewaffnet herunter kamen.

Smith fragte die Kompagnie-Sklaven, welche im Boote ruderten, was das hieſſe? Worauf ſie ihm meldeten, die Einwohner wären durch ſeine Inſtrumente in ſolches Schrekken geſezt worden, weil ſie glaubten, er wollte ſie bezaubern *). Um auf allen Fall gefaßt zu ſeyn, folgte der Hochbootsmann dem Smith mit einer geladenen Büchſe, da indeß einer von den Sklaven das Meßrad fortrollte. Die Negern wollten dies verhindern, indem ſie ihm in den Weg liefen; ſie unter-

*) Ein ähnlicher Spaß widerfuhr dem Herrn Niebuhr zu Kahira.

ſtanden ſich aber nicht, es anzurühren. Der Sklave, welcher es rollte, ſuchte alle Gelegenheit, es ihnen in die Beine zu ſchieben, aber ſie waren ihm zu ſchnell, und wichen ihm durch Bokſsprünge aus. Nachdem Smith gemeſſen hatte, gieng er wieder nach dem Boot. Da es ſehr heiß war, ſo ſezte er ſich unter einen Baum, und ließ ſich Punſch machen. Der Bootsmann war ins Boot gegangen, um das Nöthige dazu zu holen, nun ſammelten ſich die Einwohner um Smith, der ſich allein befand, mit Wurfpfeilen, Bogen, giftigen Pfeilen und Schießgewehre bewaffnet. Dies ſezte ihn in groſſes Schrekken. Der Bootsmann kam aber bald darauf mit einer Schale guten Punſch aus dem Boote, und ein guter Zug daraus machte ihm ſoviel Muth, daß er eilends aufſprang; worauf die Schwarzen mit ſolcher Angſt fortliefen, daß viele die Waffen von ſich warfen, und in einer weiten Entfernung erſt ſtehen blieben, weil ſie, wie er hernach erfuhr, glaubten, er hätte die Macht ſie umzubringen. Hierauf nahm Smith eine von den Büchſen, welche ſie verloren, und wollte unter ſie feuern, aber in demſelben Augenblik waren ſie alle verſchwunden. Der Bootsmann rieth ihm, ſeinen Sieg zu verfolgen; er hielt es aber für das klügſte ſich an Bord zu begeben, wo er die Offiziere mit der Erzählung dieſes Vorfalls beluſtigte.

Am 10 Oktober machte er mit dem Statthalter **Rogers** dem König von **Barra** einen Beſuch.

Weil derſelbe ſchon davon benachrichtiget war, ſo gieng er ihnen eine Viertelmeile entgegen, unter der Begleitung von 3 bis 400 ſeiner Unterthanen, wovon einige auf groſſe Trommeln ſchlugen, andere auf Elefantenzähnen blieſen, welches einen kriegeriſchen Lärmen machte. Als ſie der König bewillkommet, führte er ſie in die Stadt **Barra**. Seine Leute äuſſerten ihre Freude durch Schieſſen und Geſchrei, wobei ſie tauſend komiſche Stellungen machten. Bei ihrer Ankunft wurden die Kanonen gelöst, die ohne Laffetten um ſeinen Pallaſt, d. h. an einer mit Moraſt umgebenen, mit Palmblättern gedekten Hütte, lagen. Als ſie ſich geſezt, ließ der König ſeinen Muſikanten holen, der auf einem **Balafo** ſpielte. Die Neger=Majeſtät ließ auch verſchiedene Negern mit bloſſen Schwertern vor ihnen tanzen. Darauf hielt der König eine Rede, die unſerm Reiſenden von des Königs Bruder alſo verdollmetſcht wurde. Es wäre für die Schwarzen vortheilhaft, die Weiſſen zu lieben und nicht zu beſchädigen, weil ſie in ihren groſſen Schiffen, ſtarke Getränke und allerlei gute Sachen in der Schwarzen Land brächten. Dieſe vortrefliche Rede zeigt den Europäern an, daß ſich der Schwarzen Freundſchaft blos auf Eigennuz gründet *).

Nach der Bewirthung beurlaubte ſich Smith ein wenig von der Geſellſchaft, um ſeine Ausmeſ=

*) Und die der Europäer?

ſung zu endigen. Des Königs Bruder und noch verſchiedene wollten ihm folgen. Sie fragten des Königs Bruder, wer Smith wäre, warum er die Geſellſchaft ſo geſchwinde verlaſſen, und was er vorhabe. Er berichtete ihnen, Smith ſei ein groſſer und geſchikter Mann, den die Geſellſchaft geſchikt, alle Königreiche, Inſeln und Flüſſe von Guinea auszumeſſen. Sie erwiederten, das wäre ihnen ſehr lieb, und ſie freuten ſich, daß er gekommen, ihr Land auszumeſſen, und um ihm ihren Beifall zu bezeigen, machten ſie lächerliche Stellungen und Sprünge, und liefen um Smith herum, und ſahen ihm ſtarr, und auch lachend ins Geſicht, welches, wie man ihm nachher ſagte, ein Kompliment war. Ueber die affenmäſſige Art, wie ſie ſich betrugen, mußte er lachen, ſie aber ſchrieben es der Freude zu, die er über ihr Kompliment habe.

Am 11 Oktober ſegelte Smith von der Gambia in der Schaluppe **Bonetta**, in Geſellſchaft der **Byam**, einer Galeere von **Antigua**, unter dem Hauptmann **Heſter**, beide nach **Sierraleona**. Am 3 November erreichten ſie das Land, zehn Seemeilen weit, in 25 Faden. Da es ſehr hoch war, hielten ſie es für den hohen Berg von **Sierraleona**, und ſezten alle Segel aus, um noch vor Abend dahin zu kommen. Früh um 4 Uhr ſahen ſie ein Segel am Lande, und da ſie gewahr wurden, daß es auf ſie wartete, ſo geriethen

ſie darüber in Furcht, weil ſie wußten, daß das vorige Jahr häufig Seeräuber an dieſer Küſte geweſen waren. Sie ſezten ſich in beſtmöglichſten Vertheidigungsſtand; bei der Annäherung aber entdekten ſie, daß es Freunde waren. Smith erfuhr durch ſie, daß dieſe hohen Länder die Idolos wären, die nordwärts zwanzig Seemeilen von Sierraleona ſind. Man dankte ihnen, und nun ſezten unſre Engländer die Reiſe fort.

Sobald ſie dem Vorgebirge von Sierraleona gegen über waren, hiſſeten ſie die Unionsflagge, auf dem groſſen Maſte, und grüßten, ſo wie auch der Byam mit ſieben Schüſſen. Alle Statthalter von Guinea haben die Erlaubniß in ihren Gegenden die Unionsflagge zu führen. Sie lieſen unerachtet der Nacht unter beſtändigem Gebrauche des Senkbleies in den Fluß ein. Um allem Unglük vorzukommen, hiengen ſie ein Licht an ihren Flaggenſtok, und der Byam hieng auch eines aus, und bald darauf erblikten ſie ebenfalls zwei Lichter, von zweien Schiffen, welche in der Franzoſenbai lagen. Sie liefen daſelbſt ein, und am folgenden Tage ſahen ſie ſich in einer ſehr ſchönen angenehmen Bucht, welche mit Hügeln umgeben, und mit Bäumen bedekt war, auf welchen ein zahlreiches Kor von Vögeln mit Tagesanbruch ſeinen Geſang erhob. Im Hintergrunde dieſer reizenden, klippenfreien, fiſchreichen Bai ſprudelt eine trefliche Quelle von den Felſen herab. Ueberhaupt vereinigt dieſer Ort alle Vorzüge.

Am 6 darauf fuhren ſie den Fluß weiter hinauf zu der Inſel Benſe, wo damals eine regelmäſſige Feſtung mit 27 Kanonen beſezt war. Hier wohnt der Statthalter. **Charles** gieng alſo an das Land, um von dieſem Poſten Beſiz zu nehmen, und dann die gewöhnlichen Komplimente zu empfangen. Unſer **Smith** machte dabei einen garſtigen Verſtoß; denn ſtatt ihn als den Statthalter der Inſel **Benſe** zu begrüſſen, nannte er ihn den Statthalter der Inſel **Barataria** *)!

Am darauf folgenden Tage fieng derſelbe hier ſeine Ausmeſſung an, ohne einer ſolchen Gefahr ausgeſezt zu ſeyn, wie an der **Gambia**. Unterdeſſen wurden die Waaren ausgeladen, und man fand, daß das Schiff eine groſſe Ausbeſſerung nöthig hatte; da nun **Smith** mit ſeinen feldmeſſeriſchen Geſchäften früher fertig war, als das Schiff weiter ſegeln konnte, ſo entſchloß er ſich dieſe Gelegenheit zu benüzzen, und einſtweilen die Küſte am **Scherbro** zu beſuchen und aufzunehmen. Der Statthalter, welcher Befehl hatte denſelben auf jede Art zu unterſtüzzen, und die Ausmeſſung zu befördern gab ihm zwei gehörig bemannte Schaluppen dazu.

Am 14 deſſelben Monats ſegelte alſo **Smith** aus dem Sierraleonaſluſſe ab, und am 16 erreichte

*) Die Inſel des Sancho Panſa! — Und dies ſoll ein bloſſer Verſtoß geweſen ſeyn?

reichte er die Bananas=Inſeln, deren groͤßte wol=bevoͤlkert iſt; auch wohnen einige weiſſe Kaufleute daſelbſt, die fuͤr eigene Rechnung mit Sklaven, Elfenbein und Bauholz handeln, welche Waaren ſie in ihren Schaluppen vom veſten Lande holen.

Am 19 kam **Smith** zu einer kleinen Neger=ſtadt **Jamaika** genannt, welche dem Mulatten Zacharias **Lummerbus**, einem Sohne des lezten brittiſchen Agenten auf der Inſel York, gehoͤrte; ſie liegt auf der Inſel Scherbro. **Smith** ſegelte mit ſeiner Schaluppe vorbei, weil er eilte, den Zuſtand der **Yorkoinſel** zu unterſuchen.

Am 20 landete er auch daſelbſt, und fand alles in der elendeſten Verfaſſung, das Fort war verfallen, der einzige Weiſſe auf der Inſel, war der Faktor, welcher nicht im Stande war, ſich gegen die Negern zu wehren, und dieſe raubten von den Waaren der Kompagnie, was ihnen beliebte.

Auch der Koͤnig des benachbarten veſten Landes war damals auf der Inſel anweſend, und kam am 25 unſerm Reiſenden mit einem Gefolg von 300 Mann entgegen, er brachte ihm einige Geſchenke, wogegen ihm **Smith** europaͤiſche Waaren, und beſonders auch einige Ellen feine Leinwand uͤberreichte; aus dieſer leztern machte ſich ſeine Negriſche Majeſtaͤt ſogleich eine Halsbinde. Dar=

auf zog derſelbe das buſchige Ende eines Löwen=ſchwanzes aus dem Buſen, ſchwang ihn hin und her, und hielt eine lange Rede dazu. Man er=klärte den Engländern, daß dieſer Löwenſchwanz der Fetiſch des Königs ſei, und daß dieſer ihnen einen Begriff von ſeiner Macht geben wollte.

Smith hielt ſich einige Tage auf dieſer Inſel auf, um die Geſchäfte der Geſellſchaft in Ordnung zu bringen; auch gab er dem Faktor einen Schrei=ber zum Beiſtand, und ſchiffte dann weiter den Fluß Scherbro hinauf.

Unterdeſſen blieb das Negerkönig lein immer auf der Yorkinſel, den Britten zur Laſt, und als dieſe ihn baten, wieder nach Haus zu reiſen, er=zürnte er ſich, ſchwur bei ſeinem Fetiſche, das Land wäre ſein, und die Engländer hätten hier nichts mehr zu ſagen, weil ſie ihm den bewilligten Tribut das lezte Mal nicht bezahlt hätten. Der Faktor antwortete darauf, der Tribut ſei ſchon vor 3 Monaten entrichtet worden. Darob ergrimmte der König noch mehr, prügelte den Faktor, und ließ den Schreiber in einen Kahn bringen, um ihn, als einen Menſchen, der nichts auf der Inſel zu ſchaffen hätte, zu Smith zu ſchikken. Niemand wollte ihn aber dahin bringen. Indeſſen leerte der Negerdeſpot das Waarenhaus ganz aus, und ließ die Güter in ſeine Kähne bringen. Der Faktor ließ ſogleich den ganzen Vorfall dem Smith insge=

heim melden, und dieſer kehrte darauf mit ſeinen Schaluppen nach der Yorkinſel zurük, wo er Alles in gröſster Verwirrung antraf.

Er landete zum gröſsten Erſtaunen der Negern mit bewaffneter Mannſchaft. Vor dem Thore des verfallenen Forts fand er 100 Mann von der Wache des Königs, die ſich ganz furchtſam zurükzogen. Er gieng hierauf gerade nach der Faktorei, vor welcher der König mit einigen ſeiner Soldaten ſtand; dieſe wollten ſich zur Wehre ſezzen, aber Smith jagte ſie auseinander, und verlangte nun Rechenſchaft von dem Könige über das was geſchehen war. Seiner Majeſtät beliebte ſtumm zu ſeyn; dagegen erhoben der Faktor und der Schreiber ihre Klagen deſto lauter. Nun ſtieg Smith's Zorn auf's Höchſte, er pakte das Königlein an der ihm geſchenkten Halsbinde, verſicherte ihn, daſs er ihn damit aufhängen wollte, ſchleppte ihn in die Mitte des Forts, und fuchtelte ihn tüchtig mit dem blanken Degen herum. Die feigen Negern wagten es nicht eher, ihrem geprügelten und gewürgten Könige zu Hülfe zu kommen, als bis ſie ſahen, daſs man ihn auf die Schiffe transportirte, und hörten, daſs Smith Befehl gab, ihn in Eiſen zu ſchlagen. Jezt erſt erwachte ihr Muth; ſie ſuchten ihren gefangenen König zu befreien; aber ſie wurden mit blutigen Köpfen zurükgetrieben. Doch kam Smith dabei zwei Mal in Lebensgefahr.

Man brachte nun den König in das Boot; als man aber dieſes an die Schaluppe beveſtigen wollte, fand derſelbe Gelegenheit, unvermerkt ſeine Kleider abzuſtreifen, und an's Ufer zu-ſchwimmen, und da man ihn in die Schaluppe aufnehmen wollte, fand man nichts mehr als die Schale von ihm. Seine Majeſtät hatten gnädigſt geruht, nakt davon zu laufen.

Unterdeſſen fielen einige Scharmüzzel mit den Negern vor, in welchen dieſe immer einbüßten. Der König kroch daher zum Kreuze, und machte den Engländern ſehr annehmliche Friedensvorſchläge; auch klärte ſich das Misverſtändniß bald auf; der König hatte wirklich den beſtimmten Tribut nicht bekommen; denn ſein Schazmeiſter hatte ihn unterſchlagen. Dies war jezt erſt durch den Dollmetſcher verrathen worden.

Der Friede wurde alſo geſchloſſen, und der König kehrte nach Haus zurük. Weil aber die Engländer ſeinen Zuſagen nicht trauten, ſo entſchloſſen ſie ſich, die Yorkinſel zu verlaſſen, und ihre Faktorei nach der Stadt Jamaika, die ihrem Freunde Cummerbus gehörte, zu verlegen, welches auch geſchah.

Die Negern ärgerten ſich äuſſerſt darüber, daß ſie den vortheilhaften Handel mit den Britten ver-

lieren ſollten, und warfen alle Schuld davon auf ihren König. Dieſer fand es abermals für rathſam, die Flucht zu ergreifen, um dem Zorne ſeiner Unterthanen zu entgehen. Sie machten daher den älteſten ihrer Oberhäupter an ſeiner Statt zum Könige. Die Zeremonie dabei beſtand bloß darin, daß der neuerwählte König von zweien Negern auf den Schultern umhergetragen wurde. Das Volk betrachtete ihn, warf ſich vor ihm nieder und ſchrie. —

Mittlerweile langten die Schaluppen, mit allem, was von der Yorkinſel weggebracht wurde, glüklich zu Jamaika an, wo der Befehlshaber dem Smith nach Landesſitte die höchſte Ehre erweiſen ließ. Nämlich zwei Negern nahmen ihn auf die Schultern, ſchrieen wie Beſeſſene, und liefen wie unſinnig unter dem Jubel des ganzen Volkes mit ihm in der Stadt herum. Nachdem ſie ſich auſſer Athem gelaufen hatten, ſezten ſie ihn vor die Thüre des Befehlshabers nieder, wo er mit Muſik und Geſchüz feierlich empfangen wurde. Auf dies folgt ein ſtattlicher Schmaus.

Nachdem dann Smith die neue brittiſche Faktorei zu Jamaika eingerichtet hatte, ſegelte er am 29 deſſelben Monats nach Sierraleona zurük, wo er nach überſtandenem Sturme glüklich ankam.

Eine heftige Krankheit nöthigte ihn, lange auf der Inſel Benſe zu verweilen, und erſt am 4 Januar 1727 konnte er ſeine Reiſe nach Guinea weiter fortſezzen.

(Die Fortſezzung von Smith's intereſſanter Reiſegeſchichte wird in der nächſtfolgenden Unterabtheilung geliefert.)

III.

Kurze Geſchichte

der neuen engliſchen Niederlaſſung zu Sierra-Leona *).

Die Hoffnung, durch die Errichtung einer freien Kolonie auf der Küſte von Afrika zur Unternehmung eines anſtändigen Handels, den Sklavenhandel allmälig zu vernichten, Unglüklichen eine Freiſtätte zu öffnen, und die Negern allmälich höher hinauf zu rükken in der Kultur — hat eine Geſellſchaft von Menſchenfreunden in England und Nordamerika bewogen, eine ſolche Niederlaſſung zu wagen. An der Spizze dieſer Edeln ſteht der thätige Granville Sharp.

Schon im Jahre 1786 hatte man mit groſſen Koſten einen Transport Koloniſten zuſammengebracht. Nebenumſtände erſchwerten dieſen Verſuch noch mehr, obgleich die brittiſche Regierung die Koſten des Transports, des Unterhalts, der Bedürfniſſe für Akkerbau, u. ſ. w. beſtritt. Beſonders hatte man eine beträchtliche Zahl in England im Elende lebender Negern zuſammengebracht, um ihnen in ihrem Vaterlande ein beſſeres Loos zu be-

*) Aus Herrn Granville Sharps Brief. (Wovon oben.)

reiten. Viele derſelben, die man ſchon vor Weihnachten 1786 auf der Themſe eingeſchifft hatte, waren wegen der ſalzigen Speiſen krank geworden, ſelbſt ehe ſie noch einmal den Fluß verlieſſen. Andere giengen erſt den Januar und Februar an Bord, durch eine unter ihnen herrſchende Furcht abgeſchrekt; ſie glaubten nämlich, die Regierung wolle ſie nach der **Botany-Bay** ſchikken, weil gerade die Schiffe, welche dorthin abgeſchikt werden ſollten, gleichfalls zu Portsmouth lagen. Daher brachte man den 20 Febr. 1787 Statt 700 Negern, die ſich zum Mitgehen anheiſchig gemacht hatten, nur 439 auf die drei zu **Portsmouth** dazu beſtimmten Schiffe, den **Beliſarius**, **Vernon** und die **Atlantik**. Dieſe ſegelten dann den 22 Febr. unter Führung des Kapitains der königlichen Schaluppe **Nautilus**, Herrn **Tompſon** ab. Ein Sturm trennte ſie unterwegs, und ſie vereinigten ſich nur erſt den 19 März in **Plymouth** wieder. Auf dieſe Weiſe war die ſchönſte Jahreszeit dahin, viele von den Leuten waren *bereits* über drei Monat am Bord, und befanden ſich daher ſehr übel. Unglüklicherweiſe gab man den armen Negern, aus der beßten Abſicht, Rum; dies war eben ihr Verderben. Viele tranken ihre Tagportion auf einmal aus, und betranken ſich. Dieſe Unregelmäſigkeit, verbunden mit den geſalzenen Speiſen und dem zunahen Zuſammenliegen, vermehrte ihre Krankheiten ſo ſehr, daß mehr als fünfzig Menſchen davon ſtarben, ſchon ehe ſie

Plymouth erreichten. Einiger anderen übeln Folgen des Rums wegen entließ man noch über 29, und 25 liefen ſelbſt davon.

Indeß ſegelten dennoch den 9 April 1788 411 Koloniſten von **Plymouth** ab, und dieſe Anzahl ſezt ſchon ein Rekrutiren voraus, obgleich deſſen in der ausgeſezten Liſte nicht erwähnt wird. Es ſtarben im April und Mai, noch ehe auf **Sierraleona** etwas vorgenommen oder errichtet war, 34 Perſonen. Die Folge wird zeigen, daß man dieß nicht dem dortigen Klima zuſchreiben könne*); wiederum wurden 15 entlaſſen, oder entliefen von ſelbſt. Als die königliche Schaluppe, der **Nautilus**, den 18 September die dortige Küſte und die Kolonie verließ, beſtand dieſe überhaupt aus 276 Perſonen. Hieraus zeigt ſich, daß 96 Menſchen binnen den lezten 3 Monaten dort umgekommen waren. Die Urſachen hievon waren das unmäſſige Trinken, und der Mangel an friſchem Fleiſche, nicht aber der Ort ſelbſt. Mehrere Kranken erholten ſich dort gar nicht, das regnigte Wetter trat ein, ehe ſie noch im Stande waren, ſich durch erbauete Hütten dagegen zu ſchüzzen. Dies alles beſchleunigte und vergröſſerte die Mortalität.

Die Koloniſten erkauften von einem der Anführer der dortigen Negern, von dem Negerkönig

*) So ſagt Granville Sharp; aber unſre Reiſebeſchreiber widerſprechen ihm.

Thomas, für ein ſehr geringes Geld, ein ſchönes Stük bergigtes Land, bedekt mit immerwährender Graſung, und mit den ſchönſten Bäumen aller Art. Es fängt dieſer Strich Landes von einem Waſſerplazze der Franzoſenbai, oder wie ſie jezt heißt, Georgsbai an *), und läuft bis zur Inſel Gambia, welche 20 Meilen weit (landeinwärts) an dem ſüdlichen Ufer der Sierraleona liegt; ſüdwärts erſtrekt ſich aber dies Gebiet gleichfalls auf 20 Meilen, ſo daß es dort beinahe das Vorgebirge des Scherbro-Fluſſes erreicht. Durch dieſe Lage zwiſchen zwei groſſen Flüſſen wird die Luft in einem ſolchen Klima ſehr gemäſſigt, und der Handel muß nothwendig ſehr dabei gewinnen.

Kapt. Thompſon wählte zur Anlage der neuen Stadt eine ſchöne Anhöhe, an der Seite eines höhern Berges, welche dabei an dreien Seiten von einem Bache umfloſſen iſt. Es ward bekannt gemacht, daß mehr als 300 Verloſungsgüter der neuen Stadt, jedes einen Morgen groß, *verloſet* werden ſollten, welches dann auch am 12 Junius 1787 wirklich vor ſich gieng. Indeſſen wurden der Kolonie drei wichtige Stüzzen entriſſen, es ſtarben nemlich **Irwin** der Kondukteur, Geſau ein ſehr geſchikter Ingenieur und Zeichner, und **Rikkard** ein ſehr guter Gärtner, von welchem

*) Auf der Südküſte der Mündung des Sierraleonafluſſes.

man ſich in Rükſicht des Weinbaues und anderer Pflanzungen viel zu verſprechen hatte. Endlich hatten noch viele der Koloniſten ihre Waffen für Rum verkauft, und liefen ſodann heimlich fort, wodurch dann freilich die Kolonie viel von ihrem Muth verlor. Hiezu kam noch ein anderer bedeutender Verluſt, ihr Prediger, Frazer, mußte wegen Schwächlichkeit die Kolonie verlaſſen, er hielt ſich auf der Inſel Benſe, etwa 5 Meilen davon, einige Zeit hindurch auf, mußte aber wegen zunehmender Krankheit nach England zurükkehren. Indeß war dies Uebel nichts weniger als dem dortigen Klima zuzuſchreiben, denn es beſtand in einer verjährten Schwindſucht. Als er die Kolonie verließ, belief ſich die Anzahl der Köpfe nur noch auf 130, woran beſonders die groſſe Deſerzion Schuld war. Die Koloniſten waren zu arm, um ſich lebendiges Vieh anſchaffen zu können, und dennoch kann das Ganze ohne dies, ſelbſt bei dem beßten Boden, keinen Beſtand haben. Als der genannte Stifter dieſer neuen Kolonie dies erfuhr, fürchtete er mit Recht, daß nun auch alle übrigen davon lauſen möchten, und daß auf dieſe Weiſe dieſer herrliche Flek, der dereinſt ein Zufluchtsort für den Dürftigen werden ſollte, nebſt allen angewandten Koſten verloren gienge. Dieſer Gedanke quälte ihn ſo ſehr, daß er ſchon darauf bedacht war, wieder auf eigene Koſten noch mehr Negern und Weiſſe dorthin zu ſenden, die denn zugleich am grünen Vorgebirge lebendes Vieh aufkaufen, und dort mit

hinführen ſollten, um auf dieſe Art der fernern Deſerzion zuvorzukommen. Indeſſen hätte ihn dennoch die Koſtbarkeit des Unternehmens noch länger abgehalten, hätte er nicht von einem edeldenkenden Freunde im März 100 Guineen zur Unterſtüzzung des Etabliſſements erhalten. Dies entſchied ihn, ein Schiff des Kapt. Taylors von 190 Tonnen zu miethen, und mit ihm einen Kontrakt zu ſchlieſſen.

Er ſchaffte nun ſofort für 50 Menſchen Kleider, Bettzeug, Arbeitszeug, Waffen und Lebensmittel herbei; denn obgleich die Brig völlig 70 Leute hätte halten können, ſo wünſchte er dennoch, Geſundheitshalber, das Schiff nicht zu ſehr mit Menſchen zu überladen, und ſandte deshalb lieber weniger Leute darin fort. Verproviantirt ward es nun auf das ſorgfältigſte mit den friſcheſten Lebensmitteln, beſonders auch mit Sproſſenbier und lebendigen Schweinen zum Schlachten unterweges. Vielen ſchlug er es ab, die dringend baten, mitgenommen zu werden, allein man hatte einige Urſache dies zu bereuen, weil von den 50 ſoviel heimlich davon giengen, daß nur 39 am Bord blieben.

Bei ihrem Abſegeln fand man indeß hierunter einige ſchäzbare Leute, beſonders zwei Wundärzte, Theale und Jaatus, wie auch Irwin, einen Sohn des verſtorbenen Agenten. Sie erhielten 190 Dollars, um dafür auf den Inſeln des grünen Vor-

gebirges 1000 Hüner und 52 Stük junges Vieh, wie auch Schafe, Ziegen und Schweine aufzukaufen. Die Zurüſtungen kamen zuſammengenommen ſo hoch, daß er ſich genöthigt ſah, 900 Pf. Sterling von dem Seinigen vorzuſchieſſen, auſſer den 100 Pf. Sterling, welche ſein Freund dazu gegeben hatte, da er ſelbſt noch 50 Pf. hinzulegte. Nochmals gab ihm die Regierung noch 200 Pf. Sterling, um dafür noch mehr lebendiges Vieh aufzukaufen. Hierdurch ward der Aufſeher in den Stand geſezt, mit dem Kapt. **Taylor** einen zweiten Kontrakt zu ſchlieſſen, vermöge deſſen er ſich anheiſchig machte, 400 Stük junges Zuchtvieh, 500 Hüner, 12 Kühe und 2 Stiere gegen einen Schein, vom Etabliſſement aufgezeichnet, in die Kolonie zu liefern. Die Koſten dieſes neuen Kontrakts beliefen ſich auf 250 Pf. St. alſo auf 50 Pf. mehr, als die Regierung gegeben hatte. Wiederum eine neue Erhöhung eines unbedeutenden Vorſchuſſes für Herrn Graville Sharp. Allein er ſahe nun dieſe Unternehmung einmal als eine für den Staat ſehr wichtige Sache an, die er ſich ſelbſt mit ſeiner größten Unbequemlichkeit ſo ſehr als möglich zu fördern ſchuldig hielt. Das Schiff ſegelte endlich den 7 Jun. 1788 bei einem ſehr heftigen aber glüklichen Winde ab. — Vor dem Ende des Junius 1788 kam wieder ein beunruhigender Bericht über die neue Kolonie, von **Richard Weaver**, der oberſten Magiſtratsperſon daſelbſt. Er meldete dem Herrn **Granville**,

in dieſem Briefe vom 25 April 1788, daß der größte Theil der Anbauer davon gewandert ſei! Ein Theil davon ſei zu den benachbarten Neger-Faktoreien gegangen, ein anderer an Bord der Sklavenſchiffe, ja der König Thomas habe ſich ſogar unterſtanden, da er die Schwäche der Kolonie bemerkt habe, zwei der Koloniſten als Sklaven zu verkaufen, auch gedrohet, dies mit mehreren zu thun. Dies war dem edeln Menſchenfreunde nun deſto ſchmerzhafter, da er nicht nur ſo viel Mühe angewandt hatte, die Privilegien zu bekommen, ſondern ſtets hoffte, der Kolonie den Titel der Provinz der Freiheit zu erhalten.

Alle die Wundärzte, und andere Europäer, welche im Jahre 1787 dorthin giengen, und ſo glüklich waren, geſund zu bleiben, dachten ſchlecht genug, die Kolonie zu verlaſſen, und in Dienſte der Sklavenhändler oder anderer Faktoreien zu treten, wohin ſie der höhere Preiß lökte.

Herr **Granville** ſchrieb ſofort an den *Miniſter* **Pitt**, gab ihm von dem ungerechten Betragen des Negerkönigs **Thomas** Nachricht, und bat, dem Kapitain des Kriegsſchiffs, welches zu der Zeit die Beſorgung dieſer Küſte hatte, aufzutragen, dieſem König **Thomas** ſeine Unbilligkeit ſcharf zu verweiſen, und die Kolonie zu ſchüzzen.

Herr **Weaver** meldete nicht, wie viel Menſchen in der Kolonie zurükgeblieben wären, indeß hoffte man, daß die Brig noch zur gehörigen Zeit

ångekommen ſeyn werde, um einen gånzlichen Verfall der Kolonie zu verhůten. —

Dies iſt die ganze Nachricht, welche man bis jezt von dem Zuſtande der Kolonie zu geben im Stande iſt. Zwölf ſchwediſche Herren, Månner von Kenntniſſen und Geſchiklichkeiten, åuſſerten ſich auch, daß ſie gewilliget ſeien, ſich in der Kolonie von **Sierraleona** niederzulaſſen. Herr **Granville** hat daher ſogleich den Koloniſten geſchrieben, ſie ſollten dieſe Herren ſofort frei aufnehmen, und jeder derſelben ſollte ein Freiloos fůr die dort vertheilten Låndereien bei ihrer Ankunft erhalten. Herr **Gandy** in Briſtol gibt ſich gleichfalls alle Můhe das Wachsthum der Kolonie zu befördern, und es ſollten ſich der Herr **Falkonbridge**, ein Wundarzt, der ſchon wegen ſeiner ſchåzbaren Schrift über den Sklavenhandel berůhmt iſt, eben wie Herr **Arnold**, gleichfalls ein ſehr geſchikter Mann, in eben dieſer Wiſſenſchaft, nebſt mehrern tůchtigen Leuten von Briſtol, auch nach der neuen Kolonie einſchiffen.

Die Nachrichten, welche man dem Herrn **Granville** wegen des Klima von Sierraleona gegeben hat, ſind åuſſerſt vortheilhaft. Sir G. **Young** verſicherte ihn, daß die Georgsbai einen der ſchönſten Haven in der Welt bildet, daß die Gipfel der dortigen Gebirge das beſte Bauholz trůgen, und daß man von oben die herrlichſten Landſchaften von Wåldern und Gewåſſern unter ſich

liegen ſähe, daß endlich wegen dieſer Anhöhen das Klima ſo friſch ſei, daß er gerne ſeinen Ueberrok getragen habe. Die natürlichen Produkte übertreffen die reichſte Einbildung; die ſchönſte Baumwolle, der beſte Indigo, Gummi Kopal, Kaſtor-Nüſſe zum Oel, eine groſſe Verſchiedenheit an Gewürzen, die beßten Arten von Bauholz wachſen wild an und auf den Gebirgen. Das Meer und die Seen gewähren einen Ueberfluß der herrlichſten Fiſche, drei Arten von Schildkröten, auſſer der erſtaunlichen Menge Auſtern, Krebſe u. ſ. w. Hier fehlte jezt nichts, als Zuchtvieh und zahme Hüner, und er habe das Vertrauen zu der Vorſehung, daß ſeine wohlgemeinten Bemühungen dieſem Mangel abgeholfen haben *).

Die Geſellſchaft hat nachher angetragen, für eine eigene Geſellſchaft unter dem Namen Georg's Bai-Kompagnie regiſtrirt zu werden. Sie will nichts für das Ganze aufborgen, ſondern *alles* baar bezahlen. Die zuſammengebrachte Summe ſollte in Dividenden zu 50 Pf. St. jede getheilt werden; es ſoll Niemand für irgend mehr einſtehen, als wofür er unterzeichnet hat. Ein oder zwei ſolcher Antheile geben nur das Recht zu einem einzigen

*) So weit geht die Nachricht des Herrn Granville.

zigen Votum; drei oder vier Theile zu zwei; fünf, ſechs oder ſieben, zu drei; acht oder neun, zu vier; zehen Antheile aber zu fünf Votis. Jährlich ſoll eine Generalverſammlung gehalten werden, jedoch können auch noch beſondere Verſammlungen bei vorzüglichen Fällen zuſammenberufen werden. Kein Direktor, Eigenthümer oder Agent oder Offizier der Geſellſchaft darf die Summe Geldes länger als 30 Tage in ſeinen Händen behalten. Alle Zahlungen geſchehen durch die Bank von England, und alle Bücher ſtehen für jeden der einſezzenden Mitglieder ſtäts offen.

Mehr iſt mir von dieſer neuen Niederlaſſung bisher nicht bekannt worden. In öffentlichen Blättern las ich zwar, daß noch mehrere Transporte dahin abgegangen ſeien; aber dabei war nichts beſtimmt.

Endlich kömmt vor Kurzem die traurige Botſchaft *):

„Ein König auf der Küſte von Sierraleona (wahrſcheinlich der Schurke Thomas, über den ſich Granville ſo ſehr beſchwerte) habe die neue brittiſche Niederlaſſung daſelbſt mit Eiferſucht ge-

*) In der Beilage zu Nr. 279. der Straßburg. Zeitung, vom 21. November, 1792. — unter dem Artikel: Paris vom 13. November. —

ſehen, habe ſie plözlich mit einer groſſen Macht überfallen und ganz zerſtört. Einige Koloniſten retteten ſich auf eine nahgelegene Inſel, (Benſe oder Taſſo?) wo ſie Zeugen dieſes Unglüks geweſen ſind.„

Die nähere Erläuterung darüber müſſen wir von der alles entwikkelnden Zeit erwarten! —

Reiſen nach Guinea.

Zweite Unterabtheilung.

Reiſen nach der Küſte von Guinea im engern Verſtande.

Die Küſte von Guinea im engern Verſtande begreift unter ſich die Pfefferküſte, die Elfenbeinküſte und die Goldküſte.

Jede dieſer Küſten macht für ſich ſchon eine ſo beträchtliche Landſtrekke aus, daß jede für ſich abgehandelt, und einer genauen Betrachtung gewürdigt zu werden verdient.

Wir wollen deswegen zuerſt die merkwürdigſten der älteren Reiſen nach Guinea überhaupt hier aus den Urquellen — mit den nöthigen, erläuternden Anmerkungen und Zuſäzzen — ſammeln, und dann jeden der vier Haupttheile der Küſte von Guinea im engern Verſtande, naturhiſtoriſch und geographiſch betrachten, und die wichtigſten der dahin unternommenen Reiſen in kurzen Auszügen beifügen.

Am Ende folgt dann eine allgemeine Ueberſicht der heutigen Beſchaffenheit dieſer Negerküſte, und des Handels auf derſelben, nebſt einem kritiſchen Aufſazze über den Negerhandel, deſſen eigentlicher Mittelpunkt dieſer Küſtenſtrich iſt.

Was die Reiſen ſelbſt betrifft, die in dieſer Unterabtheilung nach dem entworfenen Plane zuſammengereiht ſind, ſo habe ich wenig daran geändert; ich habe ihnen, nach dem Muſter meiner Vorgänger, ihren eigentlichen Ton gelaſſen, und bloß das Ueberflüſſige abgekürzt, und das Holperichte im Styl geebnet. Denn dieſe Reiſen ſelbſt ſind an ſich ſchon zu merkwürdig, als daß ſie nicht verdienten, unverändert aufbehalten zu werden.

I.

Erſte Reiſen

der

Engländer

nach

Guinea.

Die ſummariſche Geſchichte der erſten Reiſen der Portugieſen nach Guinea iſt ſchon im zweiten Bande dieſes Werks erzählt *) worden. Von dieſen ſowol, als den übrigen erſten Reiſen der Europäer nach dieſem Theile der Weſtküſte von Afrika beſizzen wir keine einzelnen, ausführlichen Tagebücher mehr; nur allein von den erſten Seefahrten der Britten dahin haben uns die Reiſeſammler noch genauere Nachrichten aufbehalten.

Schon im Jahre 1481 unternahmen es zwei Engländer **John Tintam** und **William Fabian**, Schiffe nach der Küſte von Guinea auszuſenden; die Reiſe ſelbſt wurde aber durch den portugieſiſchen Hof hintertrieben, der ſich auf ſein päpſtliches Privilegium ſtüzte.

Erſt um die Mitte des 16ten Jahrhunderts erwachte der Handelsgeiſt der Britten, der ſie anſpornte, an den Reichthümern Theil zu nehmen, welche die Portugieſen aus Afrika und Oſtindien holten.

*) Seite 267. und folgende.

Die Tagebücher der erſten dadurch veranlaßten Reiſen der Britten, findet man in der Hackluytſchen Sammlung von Reiſebeſchreibungen, und im erſten Bande der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, deutſche Ueberſezzung, Seite 241. und folgende.

Aus dieſer entlehne ich ſie — und theile ſie hier meinen Leſern etwas abgekürzt, und in verbeſſerter Schreibart mit. Es ſind freilich nur trokne Tagebücher, aber doch in mancher Rükſicht der Aufbewahrung werth, um ſo mehr, da ſie **merkwürdig** ſind, und zur Geſchichte der Reiſen gehören.

Die intereſſanteren, angenehmeren Reiſebeſchreibungen folgen dann nach.

I.

Thomas Windham's Reiſe nach Guinea und Benin *).

Im Jahre 1553.

Der brittiſche Seefahrer und Schiffshauptmann **Thomas Windham** hatte in den Jahren 1551 und 1552 mit ſo glüklichem Erfolge zwei Reiſen nach Maroko gethan — die erſten, die von einem Britten nach der Weſtküſte von Afrika unternommen worden waren — daß mehrere Londoner Kaufleute dadurch gereizt wurden, auch eine Reiſe nach Guinea auf ihre Koſten unternehmen zu laſſen.

Am 12 Auguſt 1553 ſegelten zwei ſtattliche Schiffe, die Schlüſſelblume und der Löwe, nebſt einer Pinnaſſe, der Mond genannt, welche mit 140 Mann, hinlänglichen Geſchüzze und Lebensmitteln verſehen waren, von Portsmouth aus.

*) Dieſe und die folgende Reiſebeſchreibung iſt zuerſt in einer kleinen Sammlung von Richard Eden herausgegeben worden, welche im J. 1577. in 4. zu London unter dem Titel erſchien: Hiſtory of Travayles in the West-and East-Indies &c. by Eden and Willes. — Daraus entlehnte ſie dann Hackluyt.

Sie wurden von zwei Hauptleuten geführt. Der eine war ein Portugieſe Namens **Antonio Anes Pinteado**, der Sohn von **Juan Anes**, aus der Stadt Porto in Portugal gebürtig, ein kluger und braver Mann. Er war ſowohl ein erfahrner Schiffer als kluger Hauptmann, und hatte wegen ſeiner Kenntniß in der Schiffahrt bei dem Könige von Portugal in groſſen Gnaden geſtanden, der ihm die Vertheidigung der Küſte von Braſilien und Guinea wider die Anfälle der Franzoſen anvertrauet hatte, denen er auch ein groſſes Schrekken in dieſen Meeren war. Er hatte auch eine Hofbedienung, doch weil er durch ſeine Neider verläumdet, in Ungnade gefallen war, ſah er ſich genöthiget, nach England zu entweichen. Der andere Hauptmann war der erwähnte **Windham**, ganz das Gegentheil von jenem, und nicht mit der geringſten Tugend begabt. Zu Portsmouth ſchon fieng er an, ſeine üble Gemüthsart zu zeigen, da er einen Verwandten von einem der reichſten Kaufleute, die an der Reiſe Theil hatten, aus ſeinem Schiffe jagte; welches aber ein Glük für dieſen jungen Menſchen war, ſo daß Andere nachher auch wünſchten, er möchte ihren Söhnen den nämlichen Dienſt erwieſen haben.

Als ſie ihre Reiſe fortſezten, kamen ſie nach dem Eilande Madera, wo ſie zum Gebrauche ihrer Schiffe Wein einnahmen. Hier trafen ſie eine groſſe Galliote des Königs von Portugal an, welche

mit Soldaten und Geſchůzze beſezt, ausgeſchikt war, die Schiffe anderer Nazionen abzuhalten, in dieſen Meeren zu handeln, und vornämlich dieſe Reiſe der Engländer zu hintertreiben, wiewol ſie es nicht würde haben ins Werk ſezzen können, wenn ſie es verſucht hätte. Es ſchien ganz, als ob der König von Portugal insgeheim Nachricht erhalten hätte, daß die engliſchen Schiffe eine Abſicht auf ſein Caſtell **Mina** hätten, wiewol Niemand daran gedacht hatte.

Bis jezt hatte ſich **Windham** dem Scheine nach wohlgeſinnt und freundſchaftlich gegen **Pinteado** betragen. Nachdem ſie aber Madera verlaſſen hatten, änderte er auf einmal ſein Betragen. Er nahm die Führung der Schiffe allein über ſich, und fragte nichts, weder nach **Pinteado**, noch den Faktoren. Er bediente ſich ſogar ſchimpflicher Reden und Drohungen. Er nahm dem **Pinteado** die Bedienung der Schifsjungen und gewiſſer Matroſen, die ihm von den Kaufleuten waren zugegeben worden, und behandelte ihn bloß als einen gemeinen Schiffsmann. Dies war eine empfindliche Kränkung für dieſen rechſchaffenen Befehlshaber, weil nichts ſchmerzlicher für einen Portugieſen oder Spanier iſt, als wenn man ihn ſeiner Ehre beraubet.

Da ſie weiter fuhren, und bei den kanariſchen Inſeln vorbei waren, kamen ſie an die Inſel **St. Nikolas**, wo ſie ſich mit wildem Ziegenfleiſch

verſahen, welches daſelbſt im Ueberfluß iſt, ob man wol ſonſt nichts da antrifft. Von hier ſezten ſie ihren Lauf weiter fort. Weil ſie aber wegen der groſſen Hizze nicht ſobald nach Guinea zu kommen wünſchten, ſo hielten ſie ſich unterwegs bei den wüſten Inſeln auf. Allein da ſie unter der Anführung eines Mannes waren, der alles nach ſeinem Kopfe that, woraus nichts Gutes kommen konnte, ſo verweilten ſie ſich zu lange. Endlich kamen ſie in den groſſen Fluß Seſto, an der Küſte von Guinea, wo ſie ihre Schiffe mit Guineapfeffer hätten beladen können, eine Frucht, die ſehr hizzig iſt, und einer Feige gleicht, wie ſie auf dem Baume wächst, voller Körner iſt, welche in der Hülſe los ſind, und durch die Mitte ein Loch hat. Dieſe Art von Spezerei wird in den kalten Ländern ſehr gebraucht, und kann daſelbſt mit groſſem Vortheil verkauft, oder gegen andere Waaren umgeſezt werden. Allein, auf die Ueberredung, oder vielmehr auf Antrieb dieſes wunderlichen Anführers, verachteten die Leute dieſe Frucht in Vergleichung des feinen Goldes, wornach ſie dürſteten, und ſegelten noch hundert Meilen weiter, bis ſie an das Goldland kamen. Damit ſie ſich nicht dem portugieſiſchen Kaſtelle del Mina nähern möchten, ſo verkauften ſie von ihren Waaren für 150 Pfund Gold des Landes. Sie hätten ihre ganze Ladung für Gold umſezzen können, wenn man Pinteados Vorſtellungen gefolgt hätte. Allein Windham wollte weiter gehen, ob ſich gleich Gold ge=

nug da fand, wo er war. Er befahl alſo dem Pinteado, denn ſo weit hatte er es gebracht, die Schiffe nach **Benin**, 150 Meilen über die Linie hinaus zu führen, wo er ſie mit Pfeffer beladen ſollte. Pinteado, welcher die ſpäte Jahrszeit in Erwägung zog, ermahnte ihn, nicht weiter zu gehen, ſondern hier zu bleiben, und die übrigen Güter gegen Gold zu verhandeln. Allein Windham, anſtatt ihm zu folgen, gerieth in Wuth, nannte ihn einen Juden und ſagte: Dieſer jüdiſche Hurenſohn verſprach uns an ſolche Orte zu bringen, die gar nicht exiſtiren, oder wo er uns nicht hinbringen kann. Wenn er es aber nicht thut, ſo will ich ihm die Ohren abſchneiden, und ſie an den Maſtbaum nageln laſſen.

Pinteados Abſicht war, die Leute zu erhalten, weil er wohl wußte, daß ihr Leben auf gleiche Art in Gefahr ſtand, ſie möchten nun zu ſpät oder zu früh dahin kommen. Kämen ſie zu ſpät, ſo hätten ſie den Roſſia auszuſtehen, welches ihr Winter iſt, der nicht ſowol wegen der Kälte, als wegen einer erſtikkenden Hizze gefährlich iſt, die nebſt einer trüben und wolkichten Luft und ſtürmiſchen Wetter die Eigenſchaft hat, daß die Kleider auf dem Leibe verfaulen. Kommen ſie zu früh, ſo müſſen ſie die brennende Sonnenhizze befürchten, welches die Urſache war, daß ſie ſich unterwegs aufhielten. Er wurde alſo wider ſeinen Willen genöthiget, die Schiffe nach dem Fluſſe **Benin**

zu bringen; hier warfen ſie Anker, und ſchikten ihre Pinnaſſe 50 oder 60 Meilen den Fluß hinauf. Als der Hauptmann **Pintcado, Franciſko**, ein Portugieſe, **Nikolaus Lambart**, einer von Adel, und andere Kaufleute daſelbſt ans Land ſtiegen, ſo wurden ſie nach Hof gebracht, welcher 10 Meilen weiter lag. Bei ihrer Ankunft wurden ſie von einer Menge Volks vor den König geführet. Er war ein ſchwarzer Neger, wiewohl nicht ſo ſchwarz als die andern, und ſaß in einem groſſen, langen und weiten Saale. Die Wände waren von Erde gemacht, und ohne Fenſter; in dem Dache aber, welches von dünnen Bretern war, waren verſchiedene Oeffnungen, wie Trichter, um die Luft einzulaſſen.

Der König wird mit groſſer Pracht bedienet. Seine Edelleute ſehen ihm niemals ins Geſicht; ſondern kauern auf ihre Hinterbakken, mit ihren Ellenbogen auf ihren Knieen, und mit ihren Händen, vor ihren Augen. Sie unterſtehen ſich nicht, ihre Augen aufzuheben, bis es Seine Majeſtät befielt. Wenn ſie ſich ihm nähern, ſo nehmen ſie, ſobald ſie ihm vors Geſicht kommen, dieſe Stellung an, und wenn ſie ſich wegbegeben, ſo kriechen ſie eben ſo ehrerbietig zurük; weil es ein Verbrechen iſt, ihm den Rükken zuzukehren.

Nachdem der König die Engländer hatte aufſtehen laſſen, fragte er ſie im portugieſiſchen, welches er von ſeiner Kindheit an gelernet hatte, war-

um

um ſie gekommen wären. Sie antworteten durch Pinteado, ſie wären Kaufleute, und kämen ihre Waaren gegen die Waaren des Landes zu vertauſchen. Der König befahl hierauf, daß ſie 30 oder 40 Quintals Pfeffer, die ſchon ſeit langen Zeiten in ſeinen Vorrathshäuſern aufgeſchüttet waren, anſehen, und ihm auch Proben von ihren Waaren bringen ſollten. Als beide Theile die Waaren beſehen hatten, ſo erbot ſich der König, ihnen innerhalb 30 Tagen ihre Schiffe mit Pfeffer zu beladen, und wenn ihre Güter nicht zureichten, ihm den Werth dafür zu bezahlen, ſo wollte er ihnen bis ſie wieder zurükkämen, borgen. Sogleich ſchikte er auch aus, um den Pfeffer im ganzen Lande zu ſammeln, und ehe 30 Tage vergiengen, waren 80 Tonnen nach Hofe geliefert.

Da inzwiſchen die Engländer ſich nicht im Zaume hielten, und von den Landesfrüchten aſſen, den Wein von den Palmbäumen unmäſſig tranken, auch ſich beſtändig badeten, weil ihr Körper beinahe ganz von der Hizze zerſchmolz, ſo bekamen ſie am Ende des Jahres Geſchwulſt und Fieber, woran 3 oder 4 in einem Tage ſtarben. Als Windham erfuhr, daß ſeine Leute ſo ſtark darauf giengen, ſchikte er ſogleich, als die 30 Tage verfloſſen waren, zu dem Hauptmann Pinteado und den andern, ſie ſollten ſogleich zurükkommen. Dieſe thaten ihm aber durch ein Schreiben zu wiſſen, welche groſſe Menge Pfeffer ſie ſchon geſammelt

hätten, und noch erwarteten; ſie bäten ihn alſo, ſie nicht zu übereilen, ſondern wohl zu erwägen, welchen groſſen Ruhm ſie ſich erwerben würden, wenn ſie von einer vortheilhaften Reiſe zurükkämen, und wie ſchimpflich es hingegen wäre, wenn ſie ohne volle Ladung zurükkehrten.

Unterdeſſen brach Windham voller Wut Pinteados Kabinet und Kiſten auf, und nahm ihm die kalt abgezogenen Waſſer und eingemachten Sachen, womit er ſich wegen ſeiner Geſundheit verſorgt hatte, und ließ ihm nicht einmal ſeine Schiffer=Inſtrumente, noch ſein übriges Geräthe. Bald darauf wurde er krank und ſtarb ebenfalls. Als Pinteado wieder an Bord kam, ſo betrübte er ſich ſo über ſeinen Tod, als wenn er ſein beßter Freund geweſen wäre. Seine Verfolgungen waren aber nicht mit Windham geſtorben; im Gegentheil, er wurde ärger mißhandelt, denn es ſpieen ihm einige ſowohl Offiziere als Matroſen ins Geſicht, Andere nannten ihn einen Juden, und machten ihm den Vorwurf, er habe ſie hieher geführt, um ſie umzubringen, noch Andere zogen den Degen gegen ihn, und drohten, ihn zu tödten. Sie beſtanden einmüthig darauf, die Küſte zu verlaſſen. Er bat ſie, nur ſo lange zu warten, bis ihre Kameraden, die am Hof waren, zurükkämen, allein ſie wollten auch dieſes nicht eingehen. Hierauf verlangte er, ſie möchten ihm das Schiffsboot nebſt einem alten Stük Segel überlaſſen; er verſpreche

ihnen, die Andern damit nach England zu bringen. Da er aber ſahe, daß alle Vorſtellungen vergebens waren, ſchrieb er an die Kaufleute, und meldete ihnen den ganzen Vorfall, und verſicherte ſie, daß, wenn er beim Leben blieb, er wieder zurükkommen, und ſie abholen würde. Er ſelbſt wurde, nachdem man ihn wieder ſeinen Willen am Bord behalten hatte, in die Klaſſe der Kuchenjungen geſezt, und ſehr ſtreng behandelt; die Gütigkeit des Kochs erleichterte ihm aber ſein Schikſal in etwas.

Nachdem ſie eines von ihren Schiffen, wegen Mangel der Leute, verſenkt hatten, reisten ſie ab; ſechs oder ſieben Tage hernach ſtarb auch Pinteado aus Gram über die harte Behandlung; ein Mann der würdig war, einem groſſen Regenten zu dienen. Von 140 Leuten kamen ohngefähr 40 zurük, wovon auch noch viele ſtarben.

II.

Johann Lok's
brittiſchen Schiffshauptmanns,
Reiſe nach Guinea.

Im Jahre 1554.

Eden, der erſte Herausgeber dieſes Tagebuchs, berichtet in ſeiner Vorerinnerung, daß, wie er in der erſten Reiſe mehr die Ordnung der Geſchichte, als den Lauf der Schiffahrt mitgetheilt habe, von welcher er damals keinen richtigen Unterricht erhalten konnte; ſo wäre bei dieſer zweiten Reiſe ſeine vornehmſte Abſicht, die Wahrnehmungen eines Lotſen, der ein erfahrner Seemann geweſen, in einem Tagebuch anzugeben, und zwar unverändert, ſo wie er es von ihm erhalten hatte. Für uns iſt aber dies nautiſche Detail zu unintereſſant, als daß wir es nicht weglaſſen ſollten.

Die Geſellſchafft von Kaufleuten, welche dieſe zweite Reiſe auf ihre Koſten unternehmen lieſſen, beſtand aus folgenden Männern: **Georg Barne, John York, Thomas Lok, Anton Hikmann** und **Edward Caſtelin.**

Am 11 Oktober d. J. 1554 verlieſſen ſie die Themſe, mit drei gut ausgerüſteten Schiffen, der Dreieinigkeit, von 140 Tonnen, dem Bartholomäus, von 90 Tonnen, und dem Evangeliſten Johannes, von 140 Tonnen. Es waren auch zwei Pinnaſſen dabei, wovon die eine an der Küſte von England untergieng. Nachdem ſie zu Dover vierzehn, und zu Rye drei oder vier Tage gelegen, ſo giengen ſie noch nach Dartmouth, und von da richteten ſie am 1 November, Abends um 9 Uhr, ihren Lauf weiter. Sie fuhren ſüdweſtwärts, und legten den 3ten gegen Mittag, ſechzig Meilen zurük.

Den 17 des Morgens hatten ſie Madera im Geſichte; am 19 gegen Mittag erreichten ſie die Inſel Palma, Teneriffa und die übrigen kanariſchen Inſeln.

Von Gomera ſegelten ſie ſüdoſtwärts, hundert Meilen nach dem Vorgebirge de las Barbas, unter dem 22° 30′ N. Br. (Nördlich vom weiſſen Vorgebirge.) Die ganze Küſte iſt ſehr flach, mit ſechzehn oder ſiebzehn Faden tiefem Waſſer, und wurde damals von dem Vorgebirge, bis auf ſieben oder acht Meilen von dem Rio de l'Oro von den Spaniern und Portugieſen beſucht, welche während des Oktobers daſelbſt einen Fiſchhandel trieben.

Von hier fuhren ſie ſüdſüdweſt und ſüdweſt gen Süd, bis ſie unter den 20° 30′ kamen.

Hierauf giengen ſie ſüdwärts bis 13° N. Br. Sie fuhren immer ziemlich nahe am Ufer hin.

Am 1 Dezember fanden ſie ſich unter dem 13 Grade, und fuhren von da oſtwärts, bis unter dem 19 Grade, wo ſie weſtſüdweſtwärts an den Untiefen von Rio grande hinſteuerten. Am 4 darauf, fanden ſie die Polhöhe 6° 30′, und nun fiengen ſie an, ihren Lauf nach Südoſten zu richten.

Am 21 gedachten Monats kamen ſie zum Vorgebirge Meſurado, welches ſich ihnen wie der Kopf eines Meerſchweines zeigte. Es liegt unter dem 6° N. Br., und zeichnet ſich durch drei hohe Bäume aus. Auf dem veſten Lande ſind vier oder fünf hohe Hügel, deren einer ſich über den andern erhebt, und welche die Südoſtſeite der Bäume umgeben. Die ganze Küſte iſt mit weiſſem Sande bedekt.

Am 22 kamen ſie zum Fluſſe Seſto, wo ſie bis zum 29 blieben. Von hier ſchikten ſie die Pinnaſſe nach dem Fluſſe Dulce (5° 30′ N. B.) voraus, um daſelbſt vorläufig den Handel zu eröffnen.

Der Fluß Seſto (5° 40′) iſt an einer Reihe Felſen an der ſüdoſtlichen Seite der Rhede leicht zu erkennen. Bei der Einfahrt in den Hafen ſtehen ſechs Bäume, die kein Laub tragen. Der Hafen iſt gut, bei der Mündung aber gar zu enge, weil gerade da, wo man hineinfährt, ein Felſen iſt.

Von dem Fluſſe Seſto bis an den Fluß Dulce ſind fünf und zwanzig Meilen, und das hohe Land dazwiſchen, welches acht Meilen von dem erſten anfängt, wird Rakeado genannt. Gegen Südoſt findet man einen Ort Schwagro, und einen andern Schyawe oder Schavo genannt, woſelbſt man friſch Waſſer bekommen kann. Von Schyawe geht eine Reihe Felſen, und gegen Südoſt ein Vorgebirge, Kroke genannt, von wo aus bis Rakeado neun oder zehn Meilen iſt. Von hier gegen Südoſt iſt auch ein guter Hafen, St. Vincent genannt. Gerade gegen ihn über iſt ein Felſen unter dem Waſſer, zwei und eine halbe Meile vom Ufer. Drei oder vier Meilen von dieſem Felſen gegen Südoſt erſcheint eine Inſel, welche aber nicht über eine Meile von der Küſte entfernt iſt. Gegen Oſtſüdoſt von der Inſel iſt ein Felſen, welcher über dem Waſſer hervorragt, und die Einfahrt in den Fluß Dulce, welcher daran mag erkannt werden. Die nordweſtliche Seite des Havens hat flachen Sand. Die ſüdöſtliche Seite gleicht einer Inſel, und iſt ein wüſtes Stük Feld, ohne Bäume. Die Schiffe haben 13 oder 14 Faden tief Waſſer, guten Sumpf und Sandgrund. Hier warfen ſie den lezten December Anker.

Am 3 Januar 1555 verlieſſen die Schiffe den Fluß Dulce, und ſegelten weiter hin an der Küſte. Das Vorgebirge de las Palmas oder das Palmenkap iſt ein ſchönes hohes Land; an der Oſt-

ſeite aber ſind einige niedrige Oerter am Ufer, welche wie rothe Klippen mit weiſſen Streifen ausſehen, und den Landſtraſſen gleichen, jeder eine Kabel lang.

Dieſes Vorgebirge iſt die ſüdlichſte Spizze dieſer Küſte, und liegt unter dem 4° 20' N. Br.

Die Küſte von dem Vorgebirge de las Palmas, bis an das Vorgebirge der drei Spizzen (de tres Puntas) iſt ſchön und rein, ohne Felſen, und ohne Gefahr. Das Ufer iſt meiſt ſehr hoch. Gegen Nordweſt, fünf Meilen von dieſem Vorgebirge, iſt ein unebener Grund, und zwei Felſen, zwiſchen welchen in einer Bucht von einem Meerbuſen ein Kaſtell Arrá genannt, liegt, welches dem König von Portugal gehört, und an den gedachten Felſen leicht erkannt wird, weil es ſonſt von dem Vorgebirge de las Palmas bis an das Vorgebirge der drei Spizzen keine giebt. Von dem Vorgebirge de las Palmas bis Arra ſind fünf und neunzig Meilen, und die Küſte von dem Kaſtell bis an die weſtliche Spizze von tres Puntas, liegt Südoſt gen Süd- und Nordweſt gen Nordwärts. Dieſe weſtliche Spizze iſt ein niedriges Land, und geht eine halbe Meile in die See hinaus. Auf dem innerſten Theile derſelben, gegen das Land zu, ſteht ein dikker Buſch Bäume; da kamen ſie den 11 Januar an.

Am 12 langten ſie bei einer Stadt, Namens Samma oder Sammua an, die acht Meilen öſt-

nordorſtwärts von dem Vorgebirge der drei Spiz-zen liegt. Auf dieſem Wege iſt eine groſſe Reihe Felſen, die weit in die See hinausgehen. — Sie blieben vier Tage vor dieſer Negerſtadt liegen. Das Oberhaupt des Orts wollte durchaus nicht eher den Handel eröffnen, als bis er eine Geiſel hätte; **John Yorks** Neffe wurde daher als ſolcher hin-eingeſchikt. Sobald er aber dahin gekommen war, wollten die Einwohner nicht weiter handeln, ſie hielten ihn zurük, und ſchoſſen mit ihrem Geſchüzze, wovon ſie blos zwei oder drei Stükke hatten, auf die Engländer.

Am 16 kamen ſie an einen Ort, das Vorge-birge **Korea** genannt, wo ſich der Hauptmann **Don Juan** aufhielt, deſſen Leute ihnen freund-ſchaftlich begegneten. Dieſes Gebirge liegt vier Meilen oſtwärts von dem Kaſtell **Mina**, wo ſie den 18 ankamen, und alle ihre Zeuge, bis auf zwei oder drei Ballen verkauften, und Erlaubniß erhielten, acht oder neun Meilen oſtwärts zu ge-hen, um an zwei andern Orten den Reſt zu ver-handeln. Der erſte dieſer Orte hieß **Perekow**, der andere **Perekow grande**. Der leztere iſt durch einen groſſen runden Hügel **Monte Ro-tondo** genannt, kenntlich, der nahe dabei an der Weſtſeite liegt. An der Waſſerſeite ſind viele hohe Palmbäume.

Von hieraus ſegelten ſie den 13 Februar wie-der zurük, und fuhren längs der Küſte hin, bis

ſie nur noch ſieben oder acht Meilen von dem Vorgebirge der drei Spizzen entfernt waren. Am 15 Abends giengen ſie tiefer in die See, wo ſie betrügliche Strömungen fanden. Doch auf dem Rükwege von der Küſte von Mina bis an das Vorgebirge de las Palmas kann man ſich ſicher gen Weſten halten, wo der Strom ſtäts nordwärts geht; zwanzig Meilen von dieſem Vorgebirge, oſtwärts an dem Fluſſe de los Potos (unter 4° 40′ N. Br.) kann man ſich mit friſchem Waſſer und Balaſt verſehen, auch iſt hier viel Elfenbein zu bekommen.

Zwiſchen dem Vorgebirge de Monte und Kapo Verde ſind die Ströme ſtark, welches leicht irre führt.

Am 22 April waren ſie unter dem achten Grade. Sie giengen alſo gen Nordweſt, da ſie den Wind bis zum 1 Mai von Nordoſt und Oſtnordoſt, zuweilen auch von Oſten hatten. Von dem achtzehnten Grade vierzig Minuten hatten ſie den Wind aus Oſten und Oſtnordoſten, zuweilen auch aus Oſtſüdoſten. Sie fuhren nun mit abwechſelndem Winde immer nordwärts, und ſuchten die kanariſchen Inſeln zu erreichen.

Endlich kamen ſie (das Tagebuch gibt das Datum nicht an) glüklich wieder nach England zurük, und brachten eine reiche Ladung mit; nämlich: über 400 Pfund zwei und zwanzig karatiges Gold; 36 Fäſſer Guineapfeffer, und ungefähr 250

Elefantenzähne von verſchiedener Grösſe. Einige dieſer lezteren waren neun Spannen lang in der Krümme, andere waren ſo dik wie ein Manns-ſchenkel, wovon das Stük beinahe 90 Pfund wog. Sie berichteten, ſie hätten welche geſehen, wovon das Stük 125 Pf. gewogen. Sie hatten auch eine andere Art, welche ſie ein- zwei oder dreijährige Kalbszähne nannten; die anderthalb, zwei, drei und mehrere Fuß, nach dem Alter des Thieres, lang waren.

Eden, der Herausgeber dieſes kurzen Tage-buchs fügte noch einige hiſtoriſch-geographiſche Nachrichten von Guinea bei, die wir aber hier weg-laſſen, weil er ſie aus andern Schriftſtellern ent-lehnt hat, deren Nachrichten ſeither durch beſſere Beobachter entbehrlich gemacht worden ſind.

III.

William Towrſon's
eines Londoner Kaufmanns,
erſte Reiſe nach Guinea*).

Im Jahre 1555.

Die dritte Reiſe der Britten nach Guinea, wurde unter Willhelm Towrſon's Führung unternommen, welcher am 30 September d. J. 1555 mit zwei guten Schiffen, dem Hirſche und der Hindinn, aus dem Haven Newport auf der Inſel Wight auslief, um den Fluß Seſto und die benachbarten Gegenden auf der Küſte von Guinea zu beſuchen. Die Veränderung des Winds war Urſache, daß die Schiffe bis zum 14 Oktober zubrachten, ehe ſie die Rhede von Dartmouth erreichten. Hier hielten ſie ſich ſechs Tage auf; am 20 giengen ſie unter Segel, und wendeten ſich gen Südweſt.

Am erſten Oktober waren ſie unter dem 31° N. Br. und am 3 hatten ſie Porto Santo im

*) Er machte dieſe Reiſe als Direktor und Schiffshauptmann, und beſchrieb ſie nachher auch ſelbſt.

Geſichte. Da ſie von Nordnordweſt kamen, ſo erſchien ihnen dieſe kleine portugieſiſche Inſel, wie zwei kleine Hügel nebeneinander. Die Oſtſeite iſt hohes Land, und gleicht einer Reihe von Bergen, die durch ein Thal gemacht wird. Die Weſtſeite iſt niedriger mit einigen kleinen runden Hügeln. An demſelben Tage erblikten ſie auch 12 (engl.) Meilen von **Porto Santo** die gröſſere portugieſiſche Inſel **Madera.** Gegen Südweſt iſt das Land ſchön und fruchtbar, in der Ferne ſcheint es wie ein groſſes, hohes und feſtes Land.

Am 6 frühe ſahen ſie den **Pik** (Spizberg) von **Teneriffa**, der wie ein Zukkerhut geſtaltet iſt, und bald darauf die kanariſche Inſel **Palma**, welche auch hoch iſt. Am Tage darauf erblikten ſie die Inſel **Gomera**, welche zwiſchen **Teneriffa** und **Palma** liegt; da ſie aber befürchteten, der Wind möchte ihnen genommen werden, ſo lieſſen ſie beide Inſeln gegen Oſten liegen, und ſegelten zwiſchen **Palma** und **Gomera** durch. Noch am nämlichen Tage erblikten ſie auch die Inſel **Ferro**, welche ſie lange im Geſichte behielten; denn ſie mußten Tag und Nacht wegen des Windes ſtille liegen. Sie wandten darauf das Schiff, und giengen fünf Stunden Oſtnordoſtwärts zurük, um auf die nächſte Art vorbeifahren zu können, weil der Wind noch immer ſüdöſtlich war, ein ſeltner Vorfall auf dieſer Küſte, weil der Wind meiſtentheils Nordoſt und Oſtnordoſt da iſt. Am folgen=

den Morgen waren ſie der Inſel gerade gegen über, und hatten Raum genug, ſolche vorbei zu ſegeln.

Am 8 hielten ſie ihren Lauf, ſo nahe als ſie konnten, an dem Winde; weil ſie wegen der Schwäche ihren ordentlichen Lauf, um die Küſte der Barbarei zu erreichen, nicht halten konnten; er war Südoſt gen Oſt.

Am 12 ſahen ſie gegen ſich über ein Segel, welches ſie für ein Fiſcherſchiff hielten; ſie gedachten mit ihm zu ſprechen. Allein eine Stunde darauf fiel ein ſolcher Nebel, daß ſie weder das Fiſcherſchiff, noch das ihrige ſehen konnten. Sie ſchoſſen verſchiedene Stükke nach der **Hindinn** ab, ſie hörte ſolche aber nicht. Nachmittags meldete ſich die **Hindinn** durch einen Schuß, welchen der **Hirſch** ſogleich beantwortete. Eine halbe Stunde darauf zertheilte ſich der Nebel, und ſie bemerkten, daß ſie vier Meilen von der barbariſchen Küſte waren, und 15 Faden tief Waſſer hatten; wegen widrigen Winds ankerten ſie hier. Anfänglich erkannten ſie die Gegend nicht ſogleich, weil das meiſte niedriges Land iſt, und nichts kenntliches hat, als das Ufer ſelbſt, welches ſo weiß, wie Sand oder Kalk, und ſehr tief nach dem Strande zu iſt. Nach der Berechnung des Steuermanns, waren ſie von dem Fluſſe **del Oro** ſechzehn Meilen gegen Oſten. Sie warfen hier ihre Fiſchernezze aus, und fiengen eine groſſe Menge Fiſche, welche die Portugieſen **Pergoſſes** nennen, und gemeiniglich

an dieſer Küſte fangen; die Franzoſen nennen ſie **Sadero**, die Engländer **Saltwater-Breams** oder **Meerbrachſeme** *).

Am 13 Nachmittags entdekte **der Hirſch** ein Segel, welches auf ihn zukam; ſie hielten es für das, welches ſie den Tag vorher geſehen hatten. Der Hauptmann befahl **der Hindinn** die Anker zu lichten, und auf das Schiff zuzufahren. Er beſezte das Boot mit Mannſchaft, um ſich ihm an Bord zu legen, und zu ſehen, wer es wäre. Nach einer halben Stunde lichtete auch **der Hirſch** die Anker; als aber das Fahrzeug ſie wahrnahm, wandte es ſich, und bald darauf fiel ein zweiter ſtarker Nebel, der die ganze Nacht anhielt, und ſie nöthigte, von dem Nachjagen abzuſtehen. Nachmittags drehte ſich der Wind, und ſie fuhren nun, um dicht ans Ufer zu kommen, Südweſt gen Weſt.

Am 14 Morgens war es ſehr neblicht. Um 12 Uhr aber entdekten ſie eine Karavelle von 60 Tonnen, welche fiſchte; ſie ſchikten ihr Boot mit fünf Mann nach ihr. Die Karavelle ließ ihren Anker in Eile fallen, und zog die Segel auf. Als ſie dies ſahen, verfolgten ſie dieſelbe, und da ſie ſie eingeholt hatten, lieſſen ſie die Segel ſtreichen,

*) Es iſt der gelbfloſſige Meerbrachſem (Sparus rhomboides. L.) den die Engländer ſo nennen. (Müller's Linn. Naturſyſtem, VI. B. S. 187 und 188.)

und führten ſie fort, obgleich 14 bis 15 bewaffnete Männer am Bord derſelben waren, die aber nicht den Muth hatten, ſich zu wehren. Da ſie dem Hirſch nahe gekommen waren, befahl der Hauptmann, ihn mit dem Boote abzuholen, und gieng an Bord der Karavelle, um Acht zu haben, daß den Leuten derſelben kein Leid geſchähe, noch etwas weggenommen würde, als was ſie für Geld gutwillig ablaſſen wollten. Die Engländer bekamen von ihnen drei groſſe Nezze voll Feigen, zwei kleine Töpfe voll Oel, zwei Pipen voll Waſſer, vier Oxhöfte Salzfiſche, die ſie auf der Küſte bekommen, und einige friſche Fiſche, die ſie nicht achteten, weil eine ſolche Menge auf der Küſte ſind, daß ein einziger Mann in einer Stunde, und bisweilen in noch kürzerer Zeit, ſo viel fangen kann, daß zwanzig Perſonen einen Tag daran genug haben. Der Hauptmann bezahlte ihnen für die angezeigten Waaren, und etwas Wein, welcher am Borde getrunken wurde, nebſt drei oder vier groſſen Kannen, die ſie auf die Schiffe ſchikten, 27 Piſtolen, welches gewiß zwei Mal ſo viel war, als ſie gefordert haben würden. Er ließ ihnen auch helfen, ihren Anker und Tau wieder herauf bringen, die ſie hatten fallen laſſen.

Hierauf giengen ſie unter Segel, der widrige Wind aber machte, daß ſie ungefähr 12 Meilen von dem Fluſſe del Oro wieder ankern mußten. Sie ſahen noch fünf Karavellen, die aber alle bei Erblikkung der Schiffe die Flucht ergriffen.

Am

Am 16 paſſirten ſie nach der Rechnung des Steuermanns den Wendezirkel des Krebſes. Den 17 ſegelten ſie, ohne daß ſie die Küſte der Barbarei (eigentlich die Küſte der Sahara) aus dem Geſichte verloren, 25 Meilen weiter, und am 18 Mittags um 12 Uhr waren ſie dem weiſſen Vorgebirge ſchief gegenüber.

Am 12 Dezember erblikten ſie die Küſte von Guinea; ſie ſtieſſen ſogleich nordoſtwärts an das Land hinan, ſo daß ſie des Nachts um 12 Uhr kaum zwei Meilen vom Ufer entfernt waren. Hierauf wendeten ſie ſich, und fanden 18 Faden tief Waſſer; ſie bemerkten auch gegen das Ufer hin ein Licht, welches ſie für ein Schiff hielten, und daraus urtheilten, es müſſe der Fluß Seſtos ſeyn; ſie ankerten ſogleich, und rüſteten ſich zum Gefechte, weil ſie das vermeinte Schiff für ein portugieſiſches oder franzöſiſches hielten. Das Licht mußte aber vom Ufer gekommen ſeyn, denn am Morgen war kein Schiff zu hören noch zu ſehen. In der Entfernung von zwei engliſchen Meilen entdekten ſie drei kleine und einen groſſen Felſen. Hierauf fuhren ſie gegen Oſtſüdoſt am Ufer hin, weil der Steuermann den Ort nicht ſogleich erkannte; denn das ganze Land iſt niedrig, und voller ſehr hohen Bäume längs dem Ufer hin, ſo daß es bloß durch die Polhöhe zu erkennen iſt. Die Nacht durch hatten ſie friſchen Wind mit Donner und Blizzen abwechſelnd.

Am 13 giengen ſie Oſtſüdoſt weiter bis zwei Meilen von der Küſte, das Land war hier voller Wälder, und groſſe Felſen verſchloſſen das Ufer, gegen welche die See heftig ſchlug. Die Wellen brachen ſich ſo weiß als Schnee, und ſtiegen ſo hoch, daß man ſie vier Meilen weit ſehen konnte; es war daher unmöglich, daß hier ein Boot landen konnte. Mittags nahmen ſie die Sonnenhöhe, und ſchloſſen daraus, daß ſie 24 Meilen oſtwärts von dem Fluſſe Seſtos entfernt ſeyn müßten. Sie machten ſich gegen das Land zu, und warfen zwei engliſche Meilen vom Ufer in fünfzehn Faden tiefem Waſſer Anker. Die See war hier ſo eben, daß man mit kleinen Schiffen hätte darauf fahren können. Am Nachmittag machten ſie ihr Boot zurechte, damit ſie längs dem Ufer einen Ort ſuchen könnten, um friſches Waſſer einzunehmen. Denn es war unmöglich nach dem Fluſſe Seſtos wieder zurükzukehren, weil Wind und Strom ihnen zuwider waren. Am 14 gingen ſie längs der Küſte zurük, und gegen Mittag fanden die Boote einen Ort, wo ſie Waſſer ſchöpfen konnten. Da ſie weit in der See waren, begegneten ihnen verſchiedene Boote des Landes, welche klein, lang und enge waren; in jedem war ein Mann, dem ſie Brod gaben, worüber dieſe Leute ſehr vergnügt waren. Um vier Uhr kamen ihre Boote mit friſchem Waſſer zurük, und dieſe Nacht legten ſie ſich einem Fluſſe gegenüber vor Anker.

Am 15 lichteten ſie die Anker und zogen die

Segel auf, um näher ans Ufer zu gehen. Sie fanden zuweilen Felſen, zuweilen ſchönen Grund; und niemals weniger als ſieben Faden. Sie ankerten eine Meile vom Ufer an der Mündung des Fluſſes **St. Vincent**, und ungefähr eine Meile hinaufwärts fanden die Boote gutes Waſſer. Dieſer Fluß liegt unter 4° 30′ N. Br., und etwa 8 Meilen über Seſtos, nach ungefährer Schäzzung. Er iſt aber ſo ſchwer zu finden, daß ihn ein Boot ein halbe Meile davon noch nicht ſehen kann, weil der Eingang durch eine Reihe Felſen ganz verſtekt iſt; ein Boot muß einen ganzen Tag zwiſchen dem Ufer und den Felſen hinfahren, ehe es an die Mündung kommt. Obgleich der Fluß ſehr breit iſt, und auch verſchiedene andere hineinfallen, ſo iſt die Einfahrt doch unbequem, weil die See ſo hoch anſchwillt; wenn man aber einmal darin iſt, ſo findet man ihn da ſo ruhig, als die Themſe.

Nahe an der See um dieſen Fluß herum wohnet ein ſehr zahlreiches Volk, welches ganz nakt geht, bloß die Scham hat es mit einem viertelellen langen Tuch aus Baumrinde bedekt. Dieſe Baumrinde läßt ſich wie Flachs, ganz zart ſpinnen. Einige tragen auch gemahlte Tücher davon auf dem Kopfe. Der größte Theil geht mit bloſſem Kopfe, und ihre Haare tragen ſie auf unterſchiedliche Art geſchnitten. Die meiſten haben ihre Haut ſo gerizt, daß ſie einem Wamms von gedruktem Leder gleicht. Die Frauenzimmer kann

man blos an den Brüſten von den Männern unterſcheiden, die aber gewöhnlich ſehr häßlich, und ſo lang, wie ein Ziegeneuter herunterhängen. Viele haben ſie ſo lang, daß ſie ſie als Unterlage beim Liegen gebrauchen.

Noch am nämlichen Morgen giengen unſre Engländer mit der Schaluppe in den Fluß, und nahmen Armbänder, Bekken, bunte Knöpfe, Steine u. ſ. w. zu ſich; erhandelten denſelben Tag ein Oxthoft und 100 Pfund Pfeffer (d. h. Guineapfeffer, eigentlich Paradieskörner) und zwei Elefantenzähne, um einen billigen Preis. Die Bekken waren den Negern am liebſten; ſie gaben für ſechs Bekken einen Elefantenzahn von 30 Pfund, und für eines ungefähr 30 Pfund Pfeffer.

Am 16 wollten ſie den Handel fortſezzen, aber zu ihrem Erſtaunen fanden ſie, daß jezt die Negern gerade die Waaren, die ihnen den Tag vorher ſo angenehm geweſen waren, ſehr geringe ſchäzten. Sie boten einen Spottpreiß für ein Bekken. Die Engländer kauften daher an dieſem Tage nicht über 100 Pfund Körner. Der Handel wurde durch das Oberhaupt der Negern geſchloſſen, und dieſer war ſo fein, daß er nur 15 Pfund Pfeffer für ein Bekken bot, da ſie doch den Tag vorher ganze Körbe voll dafür bekommen hatten. Als er ſahe, daß die Engländer auf dieſe Art nicht handeln wollten, ſo gieng er mit ſeinen Booten zurük, und wie es ſchien, in der Meinung, daß die Engländer ihm

folgen ſollten. Dieſe merkten aber ſeine Abſicht, lichteten die Anker, und fuhren weiter.

Sie ſtiegen hierauf in einiger Entfernung wieder an das Land, um die Gegend zu beſehen; ſogleich verſammelten ſich einige ſechzig Negern um ſie her; anfånglich ſchien es, als ob ſie ſich fürchteten, nachher aber kamen ſie nåher, und nahmen ſie traulich bei der Hand. Einige giengen in die Negerſtadt, die ungefåhr aus zwanzig kleinen Hütten beſtand, welche mit grünem Laub und Zweigen bedekt, an den Seiten ganz offen waren. Unter dem Hauſe ſahen die Englånder ein ellenhohes Gerüſte, worauf die Negern liegen, und viele artige Sachen aus Baumrinden machen. Die Weiber arbeiten die nåmlichen Sachen, wie die Månner. Viele Weiber tanzten, um ihre Gåſte zu beluſtigen, und ſangen nach ihrer Art dazu; ihr Geſang wollte aber den brittiſchen Ohren nicht behagen; ſie wiederholten immer die Worte: Sakere, Sakere, ho, ho! Sakere, Sakere, ho, ho! Dabei ſprangen ſie in die Hӧhe, und klatſchten in die Hånde. Auſſer einigen Ziegen, kleinen Hunden und Hünern, ſahen ſie hier kein Vieh. Wie ſie alles geſehen hatten, begaben ſie ſich wieder an Bord. Als das Oberhaupt der erſten Negerſtadt dieſes gewahrte, ſo ſchikte er in einem Boote zwei Bedienten mit einem Korbe voll Pfeffer zu ihnen, um ſie wieder zum Handel einzuladen, mit dem Verſprechen, ihnen eine Menge Güter zu verhandeln, wo=

von ſie den Engländern die Proben weiſen mußten. Auf dieſe Einladung ſchikte **Towrſon** den Steuermann mit einigen Kaufleuten ans Ufer. Als ſie in den Fluß gekommen, kam ihnen der Negerhauptmann mit Körnern entgegen, und da er Towrſon nicht ſah, ſo fragte er durch Zeichen, wer das Haupt unter ihnen wäre; ſie wieſen auf den Steuermann, darauf bot er ſeine Waaren an, er hielt ſie aber ſo theuer, und hatte ſo wenig bei ſich, daß ſie nur 50 Pfund Pfeſſer bekamen.

Als unſre Engländer nachher am Ufer hin gegen der Negerſtadt zu, ſpazieren giengen, pflükte einer von ihnen auf dem Wege einen Kürbis, dies beleidigte die Negern ſo ſehr, daß ſie mit Pfeilen und groſſen Schilden herbeikamen, und ihnen durch Zeichen zu verſtehen gaben, ſie ſollten ſich fortmachen. Da ſie nur einen Bogen und einige Schwerter bei ſich hatten, befolgten ſie auch dieſen Wink. Sie wollten ſogleich, da ſie an Bord gekommen, abſegeln; der Wind aber der nicht in See hinausgieng, verhinderte ſie einige Felſen zu paſſiren.

Der Fluß **St. Vincent** hat alle Stunden Ebbe und Flut, die aber nicht ſtark iſt; bei ihrer Anweſenheit war ſie anderthalb Faden. Das Land war ſoweit ſie ſahen ganz mit Bäumen bedekt, die ſehr verſchieden von den europäiſchen waren; einige hatten ein groſſes Laub wie Kletten, das

aber höher war, als ein Menſch reichen konnte. Es giebt auch an der Seeſeite eine Art Erbſen, welche groſſe und lange Stiele haben, man fand ſie beim Meſſen 27 Fuß lang. Sie wachſen wie Bäume auf dem Sande, und ganz nahe am Meer; dieſe Bäume und Gewächſe ſind immer grün. Dem Steuermann fiel auch noch beſonders auf, daß der Wind bei Tage aus der See und bei Nacht vom Lande blies, und ſich auſſerdem ſehr ſelten veränderte. Gold oder ſonſt etwas Schäzbares hat Towrſon hier nicht bemerkt, vielleicht iſt die Faulheit des Volks daran Schuld, welches auf nichts Achtung giebt. Es könnte vielmehr Pfeffer ſammeln, wenn es ſich Mühe gäbe; es gibt auch Vögel hier, denen die Einwohner aber freien Flug laſſen.

Den 18 gegen Abend, als ſie längs der Küſte hinſegelten, trafen ſie einige Boote, die ſie zum Handel in einen gegenüberliegenden Fluß einluden. Damit ihnen aber die Hindinn nicht ſo weit vorauskäme, nahmen ſie die Einladung nicht an. Vor dieſem Fluſſe liegen drei groſſe und fünf kleine Felſen, und am Ufer ſteht ein groſſer und ein kleiner Baum.

Den 19 als ſie längs dem Ufer hinfuhren, kamen drei Boote heraus, und brachten ihnen Pfeffer mit. Sie hielten ſich aber nicht auf, giengen weiter, und legten ſich die ganze Nacht an das Ufer vor Anker. Den 20 verlor die Hindinn,

welche neben ihnen zwiſchen den Felſen in einen ſchlechten Grunde geankert hatte, einen kleinen Anker. Morgens, da ſie weiter giengen, kam ein Neger, der ihnen durch Zeichen zu verſtehen gab, daß ſie Pfeffer einhandeln könnten. Viele luden ſie auch durch ein Feuer, das ſie auf dem Lande machten, ein, ans Land zu kommen.

Da ſie den Waſſerplaz verlieſſen, fanden ſie, daß die Ebbe und Flut weſtwärts gieng, und die Küſte am Ufer ſehr felſicht war.

Am 21 konnten ſie, ob ſie gleich friſchen Wind hatten, wegen der Flut von der Küſte her nicht über ſechs Meilen fahren. Den 22 machten ſie Tag und Nacht über, ſechzehn Meilen um das Vorgebirge das **Palmas** zu umſegeln.

Am 23 waren ſie der Spizze gegenüber, und ehe ſie den weſtlichen Theil vorbeifuhren, ſahen ſie eine groſſe Reihe Felſen, welche ungefähr drei Meilen weſtwärts, und eine oder mehr Meilen vom Lande liegen. Kurz darauf bekamen ſie den öſtlichen Theil des Vorgebirgs ins Geſichte, welcher vier Meilen von dem weſtlichen liegt; rechts auf der Ekke liegen zwei grüne Felder, die wie Wieſen ausſehen. Gegen Weſten gleicht es einer Bai, woran es ſehr leicht zu erkennen iſt, weil ſich da das Land von dem Vorgebirge zurükzieht. Vier Meilen weiter erſcheint eine Landſpizze, und zwei Meilen davon macht die Küſte eine groſſe Bai, die der Mündung eines Fluſſes gleicht.

Sie blieben die Nacht hier vor Anker, damit ſie den Fluß nicht vorbei führen, wo die Engländer im verfloſſenen Jahre alle ihre Elefantenzähne bekommen hatten. Die meiſten Körner findet man zwiſchen dem Vorgebirge das Palmas und dem Fluſſe Seſtos; iſt man das Vorgebirge vorbei, ſo iſt der Vorrath nicht mehr ſo ſtark. Dieſen Tag ſegelten ſie ſechzehn Meilen und gegen Abend bemerkten ſie, daß die Flut, welche ſtäts weſtlich gelaufen, von dieſem Vorgebirge gegen Oſten floß.

Am 24 kamen einige Boote, und brachten kleine Eier, welche weich und ohne Schalen waren, und gaben ihnen durch Zeichen zu verſtehen, daß auf dem Lande friſches Waſſer und Ziegen wären. Der Steuermann ankerte, und ſchikte das Boot an das Ufer, weil er es für den Fluß hielt. Da aber einige die ihn kannten, fanden, daß er es nicht war, kamen ſie mit dem Boote zurük, und giengen längs dem Ufer hin. Der Hirſch lichtete auch den Anker und that das nämliche. Dreizehn Meilen hinter dem Vorgebirge glaubte der Steuermann Fluß zu ſehen, da ſie wirklich ſchon zwei Meilen daran vorbei waren; auch berichteten, die im Boote vom Ufer zurükkamen, daß ſie keinen Fluß geſehen. Sie trauten darauf nicht, ſondern warfen Anker, und der Hauptmann mit dem Steuermann nebſt noch fünf andern ſtiegen ins Boot, und unterſuchten es ſelbſt. Am Ufer erkannten ſie auch den Fluß, den ſie ſuchten, ſie

fanden aber den Eingang wegen der Höhe des Meeres sehr schwer. Sobald ſie in dem Fluſſe waren, kamen ſogleich einige Boote, und brachten ihnen Elefantenzähne. Durch Zeichen gaben ſie ihnen auch zu verſtehen, daß ſie ihnen mehrere bringen würden. Nachdem ſie einige von ihren Obern beſchenkt hatten, giengen ſie wieder an Bord. Das Boot der Hindinn ward an einen andern Ort geſchikt, wo ſie durch Zeichen von den Einwohnern zu verſtehen bekamen, daß friſches Waſſer da wäre. Beim Landen ſahen ſie keinen Fluß, und blos eine Negerſtadt. Das Volk brachte ihnen ſogleich Waſſer, und durch Zeichen bedeuteten ſie ihnen, daß ſie morgen Zähne zum Verkauf bringen wollten. Eine Meile von dem Fluß gegen Weſten liegt ein Felſen in der See, und zwei oder drei Meilen gegen Weſten macht den Fluß eine Landſpizze kenntlich, worauf fünf Bäume ſtehen. Den Fluß ſelbſt kann man aber erſt erkennen, wenn man ganz dicht dabei iſt. Er iſt klein, aber hat ſehr friſches und geſundes Waſſer; an jeder Seite des Fluſſes iſt eine Negerſtadt, die unter einem Hauptmann oder Oberhaupte ſteht. Zwei Meilen über dem Fluſſe an der andern Stadt, geht eine Spizze heraus, die ſo grün iſt, wie eine Weide, worauf ungefähr ſechs einzelne Bäume ſtehen, woran die Küſte leicht zu erkennen iſt.

An dieſem Orte, und vier Meilen weſtwärts wachſen längs dem Ufer hin Palmbäume, woraus

die Negern ihren Palmwein machen. Zwei Meilen davon ſind die Bäume wegen ihrer weiſſen Farbe und Höhe leicht zu erkennen; der höchſte befindet ſich immer in der Mitte. Sie haben blos einen runden Buſch an der Spizze ſtatt der Zweige, und da hängen die Negern, nachdem ſie ein Loch hineingebohrt eine Flaſche daran, und der Saft, der daraus fließt, iſt ihr Palmwein.

Die Entfernung von dem Palmenkap bis zu dem Kap de **tres Puntas** oder der **drei Spizzen** iſt 100 (engliſche) Meilen, und von da bis zu dem Haven, wo ſie ihre Zeuge zu verkaufen gedachten, 40 Meilen. Das Volk fanden ſie hier geſitteter und höflicher, nach **Towrſons** Bericht, als da, wo ſie vorher Waſſer eingenommen hatten, aber Sprache, Bauart und Hausgeräthe, waren nach ſeiner Bemerkung einerlei. Auſſer den bunten Steinen und Armbändern achteten ſie hier nichts.

Von beiden Orten kamen des Morgens Boote mit Zähnen an das Schiff; **Towrſon** mußte ihnen aber erſt bei dem Waſſer des Meeres ſchwören, ihnen nichts zu leide zu thun, ehe ſich Einige ins Schiff wagten *). Man bewirthete ſie mit den Schiffsſpeiſen, und ſie lieſſen ſich es recht herzlich ſchmekken. Die Engländer handelten ihnen ihre Elefantenzähne, 14 an der Zahl ab, und

*) Das Meer iſt ihr Fetiſch.

beim Weggehen wurden ſie von den Negern auf den folgenden Tag in ihre Stadt eingeladen.

Um keine Zeit zu verlieren, ſchikte Towrſon den 26 den Steuermann und zwei Kaufleute in die eine Stadt, und er ſelbſt gieng mit einem Kaufmann in die andere. Sie hatten von jeder Sorte einige Güter bei ſich, und handelten ungefähr an jedem Orte zwanzig kleine Zähne ein. Der Steuermann auf der Hindinn hatte auch in ihrer Abweſenheit am Borde 11 Zähne für Armbänder eingetauſcht. Auſſer dieſen angezeigten Zähnen kauften ſie an dem einen Orte eine Ziege und fünf junge Hüner. Um Mittag kehrten ſie wieder an Bord zurük, giengen unter Segel, und fuhren am Lande 18 Meilen weiter.

Am 28 mußten ſie, wegen Veränderung des Windes die See halten, als er ſich aber wieder änderte, näherten ſie ſich dem Lande, welches einer groſſen, rothen, runden und nicht ſehr hohen Klippe glich; gegen Oſten war ſie kleiner, und dahinter lag ein grüner Plaz, und runder Hügel.

Am 29 näherten ſie ſich dem Ufer, und entdekten auf der Spizze der groſſen rothen Klippe, ein groſſes Gebüſch von Bäumen, und gegen Weſten, ſo weit ſie ſehen konnten mehrere Klippen von der nämlichen Farbe, welche ſo, wie das Ufer mit Bäumen bedekt waren. Gegen Oſten bemerkten ſie keine auſſer einer einzigen, welche eine Meile von einem Fluſſe lag. Nachmittags gegen

3 Uhr erblikten ſie wieder eine Negerſtadt an der Seeſeite, welche die Steuerleute 25 Meilen weſtwärts von dem Vorgebirge der drei Spizzen entfernt ſchäzten.

Am 3 Januar 1556 früh kamen ſie an das Vorgebirge, und des Nachts paſſierten ſie nach dem Bericht der Steuerleute, 8 Meilen gegen Weſten ein portugieſiſches Kaſtell. Das Vorgebirge glich beim erſten Anblik einem hohen mit Bäumen bewachſenen Lande. Bei der Annäherung entdekten ſie zwei Landſpizzen, zwiſchen welchen zwei Baien lagen. Ohnerachtet auf den Karten das mittelſte Vorgebirge von dem weſtlichen drei Meilen entfernt iſt, ſo beträgt es in der That doch nur eine Meile. Vor dem mittelſten liegt ein kleiner Felſen ſo nahe, daß wenn man nicht ganz dicht am Fluſſe iſt, man ihn nicht von demſelben unterſcheiden kann. Dies Gebirge iſt ſehr baumreich, und wenn man es von Oſten ſieht, ſo erhebt ſich dicht bei demſelben ein kleiner Hügel. Eine Meile von dem mittelſten iſt das dritte Vorgebirge, welches ein ſehr hohes Land iſt, wie die beiden andern; eine kleine Landſpizze mit verſchiedenen Felſen ſteigt dicht am Ufer in die Höhe. Acht Meilen vor dem Vorgebirge geht das Land Südoſt gen Oſt; aber wie ſie vom Vorgebirge vorbei waren, lief es wieder oſtnordoſtwärts. Zwei Meilen hinter dem entfernteſten Vorgebirge iſt ein zwei Meilen langer freier offener Plaz, nachher wird

aber das Land wieder höher, und es zeigen ſich hinter einander verſchiedene Landſpizzen, wobei auch einige Felſen liegen. Das mittelſte geht am weiteſten in die See, und kann daher von Oſten, weil es ſich mit zwei Felſen erhebt, am weiteſten geſehen werden.

Um die Stadt St. Johann nicht zu verfehlen, ankerten die Engländer, nachdem ſie nicht über 8 Meilen gemacht hatten. Nachmittags kam ein Boot vom Ufer, und fuhr an ihnen vorbei um, wie ſie dafür hielten, ihre Flaggen zu beobachten; es näherte ſich aber nicht, ſondern fuhr wieder zurük. Sie entdekten am 4 darauf eine Reihe Felſen am Ufer, und weſtwärts zwei groſſe zuſammenhängende Hügel mit einer Sattelartigen Vertiefung. Der Steuermann glaubte, genannte Stadt läge zwiſchen den Felſen, als ſie aber mit Gütern beladene Boote hinſandten, fanden ſie keine. Von den zwei Hügeln oſtwärts liegt eine Reihe Felſen, beinahe zwei Meilen in die See, und dahinter eine groſſe Bai, welche gegen Nordnordoſt, wie die Küſte läuft. Die weiteſte Landſpizze erſtrekte ſich gegen Nordoſt gen Oſt. Der Schiffer bemerkte eine groſſe, rothe Klippe hinter der Landſpizze, und hielt ſie für die St. Johannesſtadt. Die Einwohner luden ihn durch ein rothes Tuch ein, welches ſie ausſtekten. Nach einem halbſtündigen Warten, ſchikten ſie ein Boot heraus, welches ihm ein Stük Gold, von der

Schwere einer halben Krone zeigte. Sie wünſchten, das Maaß und Gewicht, deſſen ſich die Engländer bedienten, zu kennen, um es ihrem Hauptmann zu berichten. Man gab ihnen ein zwei ellenlanges Maaß, und ein Gewicht von zwei Angeln, oder 20 engliſchen Schillingen, und damit fuhren ſie ab, ſie brachten aber bald darauf ein Maas von zwei Eilen und anderhalb Viertel, und einem Stük Goldes, von der Schwere eines Kruſados, zurük, und gaben durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie für ein ſolches Maas ſoviel gäben; man wieß ſie aber damit ab. Sie kamen nicht wieder, und man ſah, daß ſie es nicht anders thun würden; deswegen fuhren die Schiffe weiter am Ufer hin; das Boot machte dabei den Wegweiſer, und da es eine halbe Stunde gefahren, kam es an eine Spizze, vor welcher eine Reihe Felſen ſtanden; hinter derſelben entdekte der Schiffer einen Ort, welchen er ganz beſtimmt für die St. Johannesſtadt angab. Sie kamen Nachts dahin, und ankerten ſo nahe, als es ihnen möglich war. Am folgenden Morgen überzeugten ſie ſich völlig von der Wahrheit. Sie warfen ungefähr einen Stükſchuß vom Ufer Anker, beſezten ihre Boote, und giengen dahin. Sie warteten beinahe zwei Stunden, es kam aber kein Boot zu ihnen. Die Portugieſen hatten das Jahr vorher dieſe Stadt halb zerſchoſſen, die Negern verjagt, und auch einen Mann von ihnen mitgenommen. Das Boot von der Hindinn gieng hierauf in die Bai, welche der

Stadt oſtwärts lag, und fand einen ſchönen Fluß. Die Negern winkten ihnen, und gaben ihnen zu verſtehen, daß ſie Gold hätten, keiner wollte aber an Bord des Boots kommen, wahrſcheinlich mochten ihnen die Portugieſen ihre Boote genommen, und ſie noch keine haben. Da die Engländer gut bewaffnet waren, ſo ſtieſſen ſie mit dem Boote ans Ufer. Sogleich kam der Negerhauptmann, ein ernſthafter Mann, mit einem Wurfſpieſſe in der Hand von ſechs langen Männern begleitet, die mit Spieſſen und Schilden bewaffnet waren, zu ihnen; die Spieſſe waren von Eiſen und ſchön geſpizt. Gleich darauf folgte ein anderer mit einem Stul für den Hauptmann. Die Engländer grüßten ihn durch Abnehmung ihrer Müzzen und Beugung des Leibes. Er aber griff nicht nach ſeiner Müzze, und ſeine Beugung des Leibes war kaum ſichtbar; er ſezte ſich ſehr feierlich auf ſeinen Stul. Seine Begleiter aber dankten uns auf die nämliche Art, wie wir ſie gegrüßt hatten. Um die Hüften trug das negeriſche Oberhaupt einen Zeug von der Landesarbeit, den er um ſich geſchlagen, und mit einem Gürtel veſt gemacht hatte. Seine Müzze war vom nämlichen Zeuge; der Oberleib war nakt, ſo auch die Arme und Füſſe. Einige ſeiner Bedienten hatten die nämliche Kleidung, wie er; Andere hatten nichts, als ein Tuch zwiſchen den Beinen, welches hinten und vorne mit einem Gürtel veſtgemacht war; ihre Müzzen waren von Fellen, und wie ein Korb, oder wie ein Beutel geſtaltet. Sie

verſtehen

verſtehen die Kunſt, die Rinde gewiſſer Bäume ſehr ſchön zu Zeug, Seilen, Fiſchleinen und dergleichen zu verarbeiten. Auch aus dem Golde machen ſie artige und ſchöne Sachen, als Spieſſe, Angeln, zweiſchneidige Dolche. Einige dieſer leztern ſind ſo lang, als ein Schneidemeſſer, ſehr ſcharf, und wie eine türkiſche Klinge gekrümmt, welche die meiſten an ihrer Seite hängen haben. Ihre Schilde ſind von Rinde, und ſehr dicht geflochten; ſie ſind groß, und mehr lang als breit; wenn ſie niederknieen iſt der ganze Leib damit bedekt; ihre Bogen ſind kurz, und nicht ſtärker, als ſie ein Mann mit einem Finger aufziehen kann. Die Sehne iſt von Baumrinde, flach, und einen Viertels Zoll breit.

Towrſon überſandte dem Hauptmann zwei Ellen Zeug und zwei Bekken zum Geſchenke. Dieſer forderte darauf ein Gewicht, um den Werth der Waaren zu beſtimmen. Er wollte aber das Gewicht von zwei Angeln nicht annehmen, noch zugeben, daß ſeine Negern etwas anders, als kupferne Bekken kauften, weil die übrigen Waaren ihm nicht gefielen. Die Engländer verkauften ihm dann 74 kupferne Bekken, für ungefähr einen halben Angel, eins in das andere gerechnet, und 9 zinnerne, jedes für einen Viertels Angel. Ungefähr um 2 Uhr kam der Hauptmann wieder, und beſchenkte Towrſon mit einer Henne, und zwei groſſen Wurzeln, und gab ihm zu verſtehen, daß die Negern nach ſeiner Stadt kommen, und viel

Gold mitbringen würden. Um 4 Uhr kamen auch hundert Mann von drei Anführern begleitet, mit Spieſſen und Bogen. Sobald ſie näher kamen, ſtekten ſie die Spieſſe an dem Ufer in die Erde, und nachdem ſich die Anführer niedergeſezt hatten, ſchikten ſie einen Abgeordneten an Bord; dieſer hatte ein Maas von einer Elle, einem Viertel, und einem Sechzehntheile bei ſich, und verlangte ein Gewicht von einem Angel und 12 Gran, für viermal ſo viel; Towrſon both ihm 2, 3, und zulezt 4 Ellen für ein Gewicht von zwei Angeln; weil er aber von ſeiner Forderung nichts nachlaſſen wollte, ſo gieng er weg. An dem nämlichen Tage nahmen ſie blos $6\frac{1}{2}$ Unzen für Bekken ein. Am 6 des Morgens beſezten ſie das Boot, nebſt dem Beiſchiffchen, ſtark mit Mannſchaft, um ſich vor einem Anfall von den Portugieſen zu ſichern, welche ihnen in dem vergangenen Jahre einen Mann genommen hatten. Sie giengen an das Ufer, weil die Schwarzen wegen Mangel an Barken nicht zu ihnen kommen konnten. Der nämliche junge Mann empfieng ſie, der bei ihnen am Bord geweſen; er verſtand die portugieſiſche Sprache ein wenig, und ihren Handel vollkommen; wahrſcheinlich hatte er mehrmal ſchon mit Portugieſen gehandelt. Er wiederholte ſein erſtes Gebot, und ſagte ihnen, wenn ſie dieſes nicht wollten, ſo ſtände es ihnen jeden Augenblik frei, abzureiſen. Die Engländer lieſſen ſich es nicht zweimal ſagen, und reißten ab; die Schiffe, die eine Meile davon lagen, ſchikten

ſie aber, Sand und Balaſt zu holen, wieder zurük. Als der Hauptmann ſahe, daß ſie keine Waaren mitbrachten, und daß es ihr Ernſt wäre, abzuſegeln, ſo fragte er durch Zeichen noch einmal, ob ſie nicht 4 Ellen geben wollten, da ſie es verneinten, ſagte er, daß wenn die Boote zurükkämen, ſie ihnen das verlangte Gewicht geben wollten. Um geſchwinder fertig zu werden, gieng Towrſon und Johann Savill in einem Boote, und der Schiffer John Makeworth und Richard Curligin in dem andern an das Ufer. Erſterer nahm 52 Unzen, und der zweite $8\frac{1}{4}$ Unze Gold ein. Den folgenden Tag gieng Towrſon wieder ans Land, und verkaufte beinahe alle Zeuge, die er mitgebracht hatte; ſeine Einnahme war dieſen Vormittag 3 Pfund 19 Unzen Gold. Einige verlangten noch blecherne Bekken; Savill und Makeworth brachten ſie ihnen, und nahmen 18 Unzen Gold ein; auf ein gewiſſes Geſchrei das gemacht wurde, verlief ſich alles Volk, worauf ſie auch abfuhren. Da ſie noch am Ufer waren, kam ein junger Menſch zu ihnen, der ein wenig portugieſiſch ſprach, welchem Towrſon für 3 Unzen Gold, 39 Bekken und 2 kleine Schüſſelchen verkaufte, welches das meiſte war, das ſie aus den Bekken löſten. Den Vormittag hatte der Schiffer an den nämlichen jungen Mann 5 Bekken für eine halbe Unze Gold verkauft.

Dieſer Menſch mußte bei den Portugieſen geweſen ſeyn. Er nannte ſie nichtswürdige Leute,

denn ſie machten ſie zu Sklaven, wenn ſie ſie wegnehmen konnten, und legten ihnen Eiſen an die Füſſe. Zu gleicher Zeit ſagte er ihnen auch, daß ſie alle Engländer und Franzoſen, welche ſie bekommen, aufhängen würden; es befänden ſich 60 Mann in dem Kaſtell, und jährlich langten ein groſſes Schiff und eine kleine Karavelle daſelbſt an, und die Johannisſtadt lebte in ſtätem Krieg mit den Portugieſen. Dies feuerte den Towrſon noch mehr an, nach dieſer Stadt zu gehen, die nur 4 Meilen von dem Kaſtell liegt, aus welchem ihre Leute im vorigen Jahre geſchlagen worden waren. Der Schwarze kam ohne Furcht zu ihnen auf das Schiff, und erkundigte ſich nach 5 Männern, die ſie im vergangenen Jahre mitgenommen hatten. Man ſagte ihm, daß ſie wohl gehalten, und nur dann erſt wieder zurükgebracht würden, wenn ſie die engliſche Sprache vollkommen verſtänden, damit ſie den Engländern in ihren Geſchäften beiſtehen könnten. Mit dieſer Antwort ſchien er ganz zufrieden. Als die Boote wieder an Bord gekommen, giengen ſie unter Segel; kurz darauf entdekten ſie ein groſſes Feuer auf dem Lande, bei deſſen Schein ſie etwas Weiſſes erkannten, welches ſie für das Kaſtell hielten. Weil es ſchwer iſt, eine Stadt zu erreichen, wenn ein Schiff darüber hinaus iſt, ſo warfen ſie zwei Meilen vom Ufer Anker, um nicht bei der Johannisſtadt vorbei zu fahren. Dieſen Tag nahmen ſie 7 Pfund und 5 Unzen Gold ein.

Die Johannesſtadt liegt in einer groſſen und tiefen Bai. Das Volk war am meiſten auf Bekken und Zeuge begierig. Einige aber kauften auch Meſſer, Kazzenwedel und Hörner; und andere die an das Ufer giengen, verkauften Mützzen, Dolche und einen Hut. Sie zeigten auch Towrſon einen groben franzöſiſchen Zeug, welcher grün, gelb und weiß geſtreift war. Viele trugen groſſe bunte Glasknöpfe an dem Halſe.

Wie ſie der Johannisſtadt ganze nahe waren, konnten ſie wegen des Nebels das Kaſtell nicht erkennen. Als ſich das Wetter aufklärte, ſahen ſie es, und auch ein weiſſes Haus, wie eine Kapelle auf dem Hügel. Sie näherten ſich dem Ufer, und warfen in 7 Faden tiefem Waſſer Anker, zwei engliſche Meilen von der Stadt. Der Strom gieng hier wie an vielen Orten vorher, mit dem Winde. Das Land iſt bald hoch, bald niedrig, und mit vielen Bäumen bedekt. Die Johannisſtadt ſelbſt iſt nicht groß, denn ſie hat nur ungefähr 20 Häuſer, die mit einem Walle aus Rohr, Binſen und dergleichen gemacht, umgeben, der aber nur eines Manneshöhe hat. Nach 2 oder 3 ſtündigem Warten, ohne daß Boote zu ihnen gekommen wären, ſchikten ſie die ihrigen mit Gütern beladen an das Land. Es kam aber ſogleich ein Mann, und gab ihnen durch Zeichen zu verſtehen, daß Don Johann auf dem Lande wäre, und erſt dieſen Abend nach Hauſe kommen würde. Er verlangte für dieſe Nachricht, wie es die meiſten zu thun pflegen, die

am erſten an das Boot kommen, eine Belohnung; Towrſon gab ihm eine Elle Zeug. Am folgenden Tag, als ſie wieder an das Ufer fuhren, kam ihnen ein Boot entgegen, welches ihnen anzeigte, Don Johann wäre noch nicht zurük, würde aber denſelben Tag gewiß kommen. Es kam auch ein ander Boot, aus einer Stadt Namens Don Devis, eine Meile weiter davon, zu ihnen, und lud ſie zu ſich, auch hatte es Gold zur Probe bei ſich. Towrſon gieng mit der Hindinn hin, und nahm Zeuge mit ſich ans Ufer; ſie konnten aber denſelben Tag des Handels nicht einig werden. Am 10 giengen ſie wieder ans Ufer und es kam ſogleich ein Boot mit vielem Golde heraus. Nach langem Handeln hatte endlich Towrſon das Maas auf drei Ellen, und ihr Gewicht auf einen Angel und zwanzig Gran gebracht, und nahm in einer Viertelſtunde ein Pfund und eine Viertels Unze Gold ein. Sie baten ihn hierauf zu verziehen, bis ſie den Zeug getheilt hätten, wie es ihr Gebrauch iſt, und wieder kommen könnten. Sie giengen hierauf weg, und während ſie den Zeug auf dem Sande ausgebreitet hatten und theilten, kam einer aus der Stadt gelaufen; nachdem dieſer mit ihnen geſprochen, flohen ſie mit ihren Waaren in die Wälder, und winkten den Engländern zu landen. Da dieſe aber eine Verrätherei beſorgten, ſo kehrten ſie zu der Hindinn zurük. Von hier aus wurden ſie auf dem Hügel 30 Perſonen mit einer Flagge gewahr, die ſie für Portugieſen hielten.

Towrſon gieng in dem Boote der Hindinn zum Hirſch, weil er gern wiſſen möchte, was dieſer mache. Als er dem Schiffe ganz nahe war, ſchoß es zwei Stükke ab, worüber er ſich wunderte, und ſo geſchwind als möglich zu ihm eilte. Sogleich ſah er auch, daß das Beiſchiff nebſt dem Boote vom Ufer eilte. Sie erzählten ſogleich, als ſie an Bord gekommen, ſie hätten ſich den ganzen Tag an dem Ufer befunden, und jedem von Don Juans beiden Söhnen $3\frac{1}{2}$ Elle Zeug, und 3 Bekken gegeben; auch dem Vater hätten ſie 3 Ellen Zeug, und das Gewicht von einem Angel und 12 Gran geſchikt. Da ſie aber auf die Antwort gewartet, wären die Portugieſen von dem Hügel über ſie hergefallen; die Schwarzen hatten ſie zwar durch Zeichen, die ſie nicht verſtanden, gewarnt, zu gehen. Der eine Sohn des Don Juans hatte ſich zu dem Feinde geſchlagen, und hätte ſie beinahe erreicht, ehe ſie an ihr Boot gekommen. Die Portugieſen hatten hierauf mit ihren Stükken geſchoſſen, aber Niemand beſchädigt. Da dieſes das Schiff geſehen, habe es 2 Stükke unter ſie geſchoſſen. Sie nahmen darauf Geſchüz in die Boote und in das Beiſchiff, und giengen wieder an das Ufer. Sie blieben in einiger Entfernung wegen widrigen Windes liegen, und ſchoſſen auf ſie. Die Portugieſen antworteten mit ihrem Geſchüz von den Felſen und Hügeln, die ſie bedekten. Die Schwarzen waren blos aus Furcht auf der Seite der Portugie-

ſen, und da die Engländer bemerkten, daß ſie ſo in der Furcht waren, daß ſie ihnen nichts abkaufen durften, ſo kehrten ſie zu ihren Schiffen zurük. Am folgenden Tag waren die Portugieſen noch in der Stadt, ſie lichteten daher die Anker, und fuhren längs den Küſten hin.

Die Stadt, **Johanns de Viſo**, liegt wie die Stadt **Don Johanns** auf einem Hügel, ſie hat aber nicht mehr als 6 Häuſer, weil die übrigen abgebrannt ſind. Das meiſte Gold kommt von dem Lande, und man würde einen groſſen Vorrath davon haben bekommen können, wenn nicht die Eingebohrnen des Landes von den Portugieſen in ſo groſſer Furcht wären gehalten worden. Am 11 bekamen ſie 4 Meilen weiter eine andere Stadt auf einem Hügel zu Geſichte. Eine halbe Meile dahinter ſahen ſie eine groſſe Stadt am Ufer, wohin ſie giengen, um einen Verſuch mit dem Handel zu machen. Im entgegengeſezten Falle, wollten ſie nach **de Viſos** Stadt zurükkehren, weil ſie ſicher glaubten, die Portugieſen würden nach ihrer Abreiſe ſie verlaſſen haben. Von dem Kaſtell bis hieher ſind ſehr hohe Hügel, die man über alle andere ſehen kann; ſie ſind aber an der Seeſeite voller Wälder, und groſſer rother Klippen. Die Boote des Orts ſind ſehr groß, denn eins führt 12 Mann; ſie ſind aber von der nämlichen Bauart, als die andern auf dieſer Küſte. Um dieſe Städte gibt es wenig Flüſſe; die Sprache iſt der zu Jo-

hannisſtadt ganz gleich. Eine jede hat aber auch drei oder vier portugieſiſche Worte, durch welche ſie ſich verſtändlich machen.

Ungefähr Abends um 5 Uhr an dem nämlichen Tage ſahen ſie längs dem Ufer 22 Boote gegen Weſten; da nun dieſes einem Anſchlag gegen ſie ähnlich ſah, ſo giengen ſie den 12 unter Segel; ſie trafen unterwegs mehrere Städte mit groſſen Häuſern an, als in den vorigen. Das Volk kam heraus, um ſie anzuſehen; aber Boote ſahen ſie nicht. Gegen Oſten, hinter der am weiteſten liegenden Stadt ſind ſchwarze Felſen, welche bis an das äuſſerſte Vorgebirge des Landes, welches ungefähr eine Meile davon iſt, fortgehen. Von da geht die Küſte Oſtnordoſt, wo wieder ſandiges Ufer anfängt. Von dieſen Felſen winkten ihnen die Schwarzen mit einer weiſſen Flagge zu; da ſie aber den vornehmſten Ort in einer nicht weiten Entfernung ſahen, ſo wollten ſie ſich hier nicht aufhalten. Sobald ſie die Spizze des Landes erreicht hatten, erhob ſich ſchon wieder eine Meile davon eine andere, auf welcher ein Felſen liegt. Dieſen Ort hielten ſie für den, welchen ſie ſuchten. Sie hatten ſich auch nicht geirrt, und warfen in einem fünf Faden tiefen Waſſer, eine Meile davon, Anker.

Sie ankerten des Vormittags mit dem Boote, nahe an dem Ufer, es wollte aber kein Boot zu ihnen kommen, ohnerachtet viele am Ufer lagen; wahrſcheinlich aus Furcht, weil in dem vergange-

nen Jahre vier Mann mit Gewalt mitgenommen wurden. Sie giengen wieder an das Schiff, weil ſie ſicher glaubten, es wäre nichts zu thun. Gegen Abend kamen aber viele Negern an die Waſſerſeite und winkten ihnen mit weiſſen Flaggen zu. Nicht lange hernach kam auch ihr Oberhaupt, nebſt noch einer Menge anderer Leute, und ſezten ſich an dem Ufer unter einem Baume nieder. Als ſie dieſes ſahen, nahm Towrſon etwas zum Geſchenke für ihn zu ſich. Da dem Hauptmann die Zeit zu lang wurde, ſchikte er ihnen ein Boot entgegen, ſie zu ihm zu rufen; er wollte ſich aber nicht nähern, ſondern verſprach am zweiten Tage wieder zu kommen; unſere Kaufleute gewannen ſie aber dadurch, als ſie an Bord kamen, indem ſie ihnen die Sachen anboten, die ſie dem Hauptmann geben ſollten; dieſe beſtanden aus zwei Ellen Zeug, einem zinnernen und einem blechernen Bekken, einer Flaſche, einem Stük Rindfleiſch, und ſechs Körben mit Gebakkenem. Sie nahmen es mit ſich, und wollten den andern Tag wiederkommen; ſie ſagten auch, daß ihr Oberhaupt Großhauptmann wäre, welches man leicht aus den Leuten, die mit Wurfſpieſſen, Schilden und andern Waffen, die um ihn ſtänden, erſehen konnte.

Die Stadt iſt ſehr groß, und liegt ganz zwiſchen Bäumen auf einem Hügel, daß man ſie nicht eher ſehen kann, als bis man dicht dabei iſt. Oſtwärts ſtehen zwei hohe Bäume, woran man ſie er-

kennen kann, und unter dem Hügel liegt ein anderer, an welchen das Meer ſchlägt; auf dieſer Seite ſind lauter weiſſe Felſen. In einer Bai, hinter dieſer Stadt liegt eine andere kleinere.

Als ſie am 13 Morgens einige Stunden mit dem Boote an dem Ufer gewartet hatten, ohne daß Jemand zu ihnen gekommen wäre, wollten ſie wieder zurük; da dieſes die Schwarzen ſahen, kamen ſie mit einer Flagge gelaufen, ihnen zuzuwinken; worauf die Engländer wieder Anker warfen. Sie gaben hierauf durch Zeichen zu verſtehen, daß der Hauptmann bald kommen würde. Unterdeſſen war ein kleines Schiff bei ihnen vorbeigegangen, welches ſie erſt nachher bemerkten. Am Ufer machten ſie mit ihren Rudern und Segeln eine Schiffsübung. Hierauf kam ein Boot mit fünf Mann zu ihnen, welche ihre Flaſche und eine Henne mit ſich brachten. Durch Deuten auf die Sonne gaben ſie zu verſtehen, daß binnen zwei Stunden die Kaufleute kommen, und alle ihre Waaren einkaufen würden. Towrſon gab ihnen für ihr Oberhaupt ſechs Armbänder. Durch Zeichen gaben ſie auch zu verſtehen, daß es ihnen lieb wäre, wenn ſie eine Geiſel mit bekämen, wogegen ſie auch einen von ihren Leuten ihnen laſſen wollten. Es wurde aber nichts daraus.

Kurz darauf kam einer, wie ein Hauptmann gekleidet, mit einem groſſen Gefolge hinter ſich. Er grüßte die Engländer ſehr freundſchaftlich, und

einer von den Vornehmſten ſezte ſich unter einem Baum nieder, wo auch vor dem Jahre der Hauptmann geſeſſen. An dem Ende eines Holweges wurden ſie eine groſſe Zahl derſelben gewahr, und hinter demſelben hatten ſich die Portugieſen mit einem Stük poſtirt, welches ſie losfeuerten. Ohnerachtet ſie ziemlich nahe dabei waren, gieng doch der Schuß über ſie hinweg. Ehe ſie aber ihre Ruder ergreifen, und fortkommen konnten, wurde noch einmal, aber wieder ohne Schaden für ſie abgefeuert. Hierauf kamen die Schwarzen mit ihrem Geſchüz dicht auf ſie, und ſchoſſen es los, auch die Portugieſen ſchoſſen noch zweimal. Unſer Schiff fieng indeſſen auch an zu ſchieſſen; aber die Felſen und Hügel dekten die Feinde.

Die Negern waren auf die Engländer zornig, weil ſie in dem vorigen Jahre des Hauptmanns Sohn Namens Gainſch, und noch drei andere mit ihrem Golde und allem, was ſie bei ſich gehabt, mit ſich genommen hatten. Dieſer Vorfall machte ſie zu Freunden der Portugieſen, welche ſie vorher haßten, wie aus der höflichen Aufnahme zu erſehen war, die ſie der Dreieinigkeit erwieſen; der Hauptmann kam zu ihnen an Bord, führte die Engländer in ſeine Stadt, und bot ihnen Land zu einem Kaſtell zu bauen, an, und dieſe verkauften auch alle ihre Waaren ſehr gut.

Am 14 giengen ſie, um die Hindinn zu ſuchen. Sie trafen ſie des Morgens an, und kehr=

ten beide wieder nach Oſten, um zu verſuchen, ob ſie an dem Orte, wo ſie im vergangenen Jahre 8 Ballen Frieſe verkauft, nichts machen könnten. Die **Hindinn** hatte den Tag darauf, als ſie der **Hirſch** verlaſſen, 18½ Unze von den Schwarzen eingehandelt. Um 1 Uhr wurden ſie auf dem Sande einige Boote gewahr. Sie näherten ſich ihnen, und nahmen für 18 Suffs Zeug, 3 Unzen Gold ein, jeden Suff zu 3½ Elle gerechnet; für jeden Suff lieſſen ſie ſich einen Angel und 12 Gran bezahlen. Die Schwarzen gaben auch durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie den folgenden Tag Gold genug bringen wollten. **Savill** und **Makeworth** giengen in der **Hindinn**, um den Ort zu ſuchen. **Towrſon** und **Richard Pakemann** blieben zurük, um vielleicht auch hier etwas zu handeln.

Sobald die Negern das Schiff abſegeln ſahen, befürchteten ſie, das andre möchte folgen, und ſchikten in einem Boote 5 Mann ab, um ſie zu bitten, zu bleiben, und baten ſich einen Mann zur Geiſel aus, wofür zwei zur Sicherheit da bleiben wollten. **Edward Morlei's** Diener bot ſich an, mit ihnen zu gehen, und dagegen blieben zwei im Schiffe. Einer davon hatte eine goldene Kette um den Hals, und eine um den Arm, auch hatten ſie Gewicht und Schalen bei ſich. Sie aſſen alles, was man ihnen gab, und ſchienen zufrieden. Die Nacht durch hielten die Schwarzen ein

Licht, dem Ufer gerade über, und um 3 Uhr wurden 3 Stükke gegen daſſelbe gelöst. Sie wurden gewahr, daß dieſes von einer portugieſiſchen Brigantine kam, die ihnen überall von ferne folgte, um das Volk zu warnen, nicht mit den Engländern zu handeln.

Am folgenden Morgen kam der Hauptmann mit ſeiner Frau und 100 Mann, von welchen viele auch ihre Weiber bei ſich hatten, weil ihre Stadt 8 Meilen im Lande lag und ſie entſchloſſen waren, ſo lange an der Seeſeite zu bleiben, bis ſie ihr Nothdürftiges gekauft hätten. Er ſchikte ſogleich ihren Mann an Bord zurük, und ob er gleich 2 Geiſeln für ſeine Perſon verlangte, und auch bekam, nahm er doch nur einen. Er kam mit ſeiner Frau und verſchiedenen Andern an Bord, und machte Towrſon ein Geſchenk mit einer Ziege und zwei groſſen Wurzeln, der ihm zum Gegengeſchenk ein blechern und ein zinnern Bekken, ſechs Armbänder, eine Flaſche voll Malvaſier, ſeiner Frau aber ein Käſtchen gab. Hierauf fiengen ſie an, ſich wegen des Maaßes und Gewichtes zu vergleichen. Er hatte ſein eigenes Gewicht, welches eine Angel und 24 Gran war, wofür er ein Maas von $4\frac{1}{2}$ Elle verlangte. Am Ende entſchloſſen ſie ſich, Towrſons Maas und Gewicht zu nehmen.

Am 16 nahm er 8 Pfund und 1 Unze Gold ein. Von der Hindinn hatte er ſeit ihrer Abfahrt nichts

gehört. Der Geiſel ſagte nur, daß er ſie vergangene Nacht, ungefähr fünf Meilen weit hätte Anker werfen ſehen. Am folgenden Tag verkaufte Towrſon ungefähr 17 Stük Zeuge, und nahm wieder 4 Pfund $4\frac{1}{2}$ Unze Gold dafür ein. Am 18 ließ der Hauptmann noch um eine Flaſche ſolchen Wein bitten, und bot einen halben Dukaten für eine Flaſche. Towrſon machte ihm nicht allein ein Geſchenk damit, ſondern gab auch auſſerdem ihm und einem jeden von ſeinem Gefolge, ein Glas davon zu trinken. Dieſen Tag hatte er wieder eine Einnahme von 5 Pfund 5 Unzen Gold. Am 19 verkaufte er ungefähr für 4 Pfund 4 Unzen Gold. Am darauffolgenden Tag nahm er 3 Pfund $5\frac{1}{4}$ Unze Gold ein; am 21, 8 Pfund $7\frac{1}{4}$ Unze Gold; am 22, 3 Pfund $8\frac{1}{4}$ Unze Gold. Ungefähr um 4 Uhr gieng der Hauptmann mit ſeinen Leuten weg, welcher die ganze Zeit an dem Ufer gelegen war. Am 23 winkten ihnen andere Schwarze vom Ufer zu, und ſie verkauften ihnen Zeug, Meſſer, Käſtchen, und ein Duzend Schellen, wofür ſie 1 Pfund und 10 Unzen Gold einnahmen. Am 24 nahmen ſie ebenfalls 2 Pfund $1\frac{1}{4}$ Unze Gold, für Scheeren, Schellen und Fingerhüte ein. Am 25 verkauften ſie noch 7 Duzend kleine Schellen, und andere Sachen. Weil ſie hierauf merkten, daß kein Gold mehr zu haben war, ſo fuhren ſie ab, um die Hindinn aufzuſuchen. Um 5 Uhr bekamen ſie ſolche in die Augen, und da ſie zu ihr kamen, hörten ſie, daß ſie in ihrer Abweſenheit

48 Pfund $3\frac{1}{8}$ Unzen Gold eingenommen hatte, und auf die Einladung eines Schwarzen, der von ſeinem Hauptmann geſchikt war, giengen ſie mit ihren Waaren an das Land, und nahmen 7 Pfund 1 Unze Gold ein. Hier verlangten die Schwarzen keine Geiſel, gegen den Abend ſandten ſie aber ein Boot an Bord, welches die ganze Nacht da blieb, um den Kaufleuten zu wiſſen zu thun, daß ſie auf den folgenden Tag zum Handel wieder kommen würden. Am 27 verkauften ſie für 8 Pfund $1\frac{1}{4}$ Unze Gold in beiden Schiffen. Am 28 wurde für die Geſellſchaft verkauft, und 1 Pfund $1\frac{1}{2}$ Unze eingenommen. Am folgenden Morgen wurden an dem Ufer zwei Stükke gelöst, es mußten entweder Portugieſen angekommen ſeyn, oder es ihre Schwarzen gethan haben. Sie beſezten daher die Boote mit bewaffneter Mannſchaft, und giengen ans Ufer; es war aber alles fort. Am 30 verkauften ſie wieder für die Geſellſchaft, und für die Schiffer. Als ſie den folgenden Morgen das Boot zum Ballaſt holen ausſchikten, trafen ſie die Schwarzen, mit denen ſie den vorhergehenden Tag gehandelt hatten, bei der Fiſcherei an, und weil ſie kein Gold hatten, vertauſchten ſie Fiſche gegen Schnupftücher und Schlafmüzzen, und halfen den Leuten Sand dafür einladen. Am erſten Februar kamen ſie an einen Ort, wo ſie 1 Pfund $9\frac{3}{4}$ Unzen Gold einnahmen. Am 2 kauften ſie noch mehr; weil ſie aber merkten, daß ihr übriges Getränke ſauer wurde, ſo entſchloſſen ſie ſich von der Küſte abzuſegeln.

zuſegeln. Am 3 und 4 ſezten ſie noch Einiges ab; es war aber von keiner Bedeutung; ſie fuhren hierauf, längs dem Ufer gegen Weſten, weil ſie ſpürten, daß der Wind vom Ufer kam. An dieſer Küſte machten ſie die Beobachtung, daß gemeiniglich Morgens um 2 Uhr der Wind vom Ufer aus Nordnordoſt kömmt, und bis 8 Uhr anhält, den ganzen Tag und die Nacht aber aus Südweſt kömmt. Die Ebbe und Flut, oder der Strom an dieſem Ufer geht ſtäts nach dem Winde. Am 5 ſegelten ſie weiter, und glaubten unterwegs einige engliſche Schiffe anzutreffen, welches aber nicht geſchah. Am folgenden Tage machten ſie 24 Meilen, und ſteuerten ſüdweſt, um unter die Linie zu kommen. Am 13 fuhren ſie 12 Meilen, und glaubten nach ihrer Rechnung bei dem Vorgebirge **das Palmas** zu ſeyn. Am 22 waren ſie dem Vorgebirge **Monte** gegen über, welches ungefähr 30 Meilen weſtwärts von dem Fluſſe Seſtos liegt. Am erſten März verloren ſie in einer Windsbraut die **Hindinn**; ſie ſtekten daher ein Licht auf, und ſchoſſen ein Stük ab; ſie konnten aber nichts von ihr hören. Am Morgen darauf hielten ſie, und da bekamen ſie dieſelbe wieder 3 Meilen hinter ſich zu Geſichte.

Am 22 März befanden ſie ſich auf der Höhe von **Kapo Verde** und am 29 waren ſie unter dem 22 Grade. An dieſem Tage ſtarb **Willhelm King**, einer von den Leuten auf dem Hirſch, welcher lange

Zeit krank geweſen. Seine Kleider vertheilte man unter diejenigen, denen ſie fehlten; ſein Geld aber wurde aufgehoben, um es ſeinen Freunden in England zu geben. Am 30 befanden ſie ſich unter dem Windezirkel. Sie ſegelten bis am 20 April, wo ſie ſich auf der Höhe der azoriſchen Inſeln befanden. Am 7 Mai erreichten ſie den ſüdlichen Theil von Irland. Sie giengen ans Ufer, und holten für Gold von dem Landvolke, welches ungeſittete Leute waren, friſch Getränke, zwei Schafe und andere Lebensmitteln, ſo viel ſie nöthig zu haben glaubten, bis ſie nach England kämen. Am 14 ankerten ſie endlich mit der mittägigen Flut in dem Haven von Briſtol.

VI.

William Towrſon's zweite Reiſe nach Guinea.

Im Jahre 1556.

Nach Towrſons Rükkehr von der Küſte von Guinea, wurde abermals eine kleine Flotte ausgerüſtet, um nach Guinea zu ſchiffen. Towrſon erhielt das Oberkommando. — Dieſe Flotte beſtand aus folgenden drei Schiffen: Der Tiger von 120 Tonnen, unter Towrſon's — der Hirſch von 60 Tonnen, unter John Skire's — und eine Pinnaſſe von 16 Tonnen, unter John Davis Kommando.

Am 14 September 1556 gieng der Tiger von Harwich nach der Inſel Scilly ab, um den Hirſch und die Pinnaſſe von da abzuholen, welche zu Briſtol ausgerüſtet, und mit Lebensmitteln verſehen wurden. Er kam am 28 daſelbſt an, aber die erwarteten Schiffe waren noch nicht angelangt. Nachdem er einige Wochen vergebens auf ſie geharrt hatte, kehrte er am 12 Oktober nach Plymouth zurük. Hier ſtieſſen die Schiffe endlich zuſammen, und lieſen am 15 November miteinander aus dem genannten Haven aus.

Am 28 bekamen ſie die Inſel **Porto Santo**, und den darauf folgenden Tag Morgens die Inſel **Madera** zu Geſicht.

Am 3 Dezember erreichten ſie die kanariſche Inſel **Palma**, und am 9 waren ſie dem **weiſſen Vorgebirge** gegen über, wo ſie einige Karavellen antrafen, welche des Fangs der Meerbrachſemen wegen da waren.

Am 18 waren ſie auf der Höhe von **Sierraleona**, und den ganzen Tag fuhren ſie wider einige Fluten, welche ſo geſchwind gegen Weſtſüdweſt floſſen, als wenn ſie über eine Sandbank fielen; ſie machten gleich einem Strom, oder einer ſchnell daher fahrenden Flut, wenn das Waſſer flach iſt, ein groſſes Geräuſch; und doch konnten die Schiffe auf 150 Faden tief keinen Grund finden.

Am 30 erreichten ſie die Küſte von **Guinea**, welche ſie 4 Meilen davon entdekten. Die Auſſicht beſteht aus drei Hügeln, welche gegen Nordoſt gen Oſt liegen; zwiſchen den beiden nördlichſten waren zwei groſſe Bäume, und ein wenig weiter gegen Nordweſt, gewiſſe Anhöhen.

Nachdem wir (ſo erzählt der Verfaſſer des Tagebuchs) eine Zeitlang an dem Ufer hingeſegelt waren, glaubten wir, wir wären ſchon über den Fluß Seſtos hinausgefahren; wir wandten uns daher, um ihn zu erreichen. Bald darauf erblikten wir drei Schiffe und zwei Pinnaſſen gerade in

unſerm Winde; wir machten uns alſo fertig, zu ihnen zu kommen. Wir zogen die Schiffe ab, um den Wind ſo nahe als möglich zu bekommen. Nach einem ein- oder zweiſtündigen Segeln wandten ſie ſich, und wollten denſelben Weg nehmen. Weil nun unſre Schiffe ſie verjagten, ſo lieſſen ſie davon ab. Als ſie ſich aber in Ordnung geſezt hatten, wandten ſie ſich, und kamen mit fliegenden Flaggen und Wimpeln unter dem Schalle der Trompeten auf uns zu.

Als beide Flotten zuſammen ſtieſſen, ſo hatten die Fremden den Wind von der unſrigen. Wir Britten entſchloſſen uns zum Gefechte, und bemüheten uns, ihnen unter den Wind zu kommen. Sie vermieden aber dieſes ſorgfältig, und wir fragten ſie, woher ſie wären? Sie ſagten, aus Frankreich; und nachdem man ihnen geſagt, daß unſre Schiffe aus London wären, ſo fragten ſie, was für Portugieſen wir geſehen hätten? Wir ſagten ihnen die Wahrheit, nämlich, daß wir keine andere geſehen hätten, als Fiſcher. Sie ſagten uns hierauf, daß einige portugieſiſche Schiffe nach Mina gegangen wären, um dieſen Plaz zu vertheidigen, und an dem Fluſſe Seſtos hätten ſie ein anderes von 200 Tonnen verbrannt, wovon bloß der Schiffer und einige Andere ſich gerettet hätten, und am Ufer zurükgeblieben wären. Die Uebrigen alle ſeien im Feuer umgekommen. Der Admiral und verſchiedene Andere kamen hierauf als

Freunde an Bord unſrer Schiffe, und verlangten, wir möchten ihnen wegen der Portugieſen Geſellſchaft leiſten, und mit ihnen nach Mina gehen. Wir entſchuldigten uns aber damit, daß wir erſt an der Küſte angekommen wären, und noch kein friſches Waſſer geſchöpft hätten. Die Franzoſen zeigten uns darauf, daß wir 50 Meilen hinter dem Fluſſe Seſtos wären. Doch verſicherten ſie uns, es wäre hinlänglich Waſſer hier zu haben, und ſie ſelbſt wollten uns durch ihre Boote dazu helfen, weil ſie gerne in unſerer Geſellſchaft reiſen wollten; mit dem Handel wäre hier auch nichts zu machen, denn ſie hätten ſich ſechs Wochen an der Küſte aufgehalten, und nicht weiter als drei Tonnen voll Körner zuſammenbringen können.

Wir Engländer berathſchlagten uns über dieſen Antrag. Wir überlegten, daß die Franzoſen, wenn die Küſte von Mina rein wäre, uns den Handel verderben würden, weil ſie vor uns hingiengen; wäre ſie aber nicht rein, und die Portugieſen würden ſie wegnehmen, ſo würden ſie von dieſen erfahren, daß wir noch zurük wären, und daher auf uns lauern, und uns auch wegnehmen; giengen wir aber miteinander, ſo würden wir ſtärker als die Portugieſen ſeyn, und die Franzoſen müßten dann als unſre Geſellſchafter den Handel mit uns theilen. Dies beſtimmte uns. Wir ließen daher den Franzoſen wiſſen, daß wir ihnen am folgenden Tage gewiſſe Entſchließſung geben woll-

ten. Die Franzoſen baten hierauf unſern Befehls-haber Towrſon, die Schiffer von den Schiffen, und die Kaufleute, wie er es für gut finden würde, mit ſich zu ihnen zum Mittagsmahle zu bringen. Sie erboten ſich auch, uns ſo lange Waſſer aus ihren Schiffen zu geben, bis ſie ihr Verſprechen, uns welches von der Küſte zu verſchaffen, erfüllt hätten.

Am 31 frühe ſchikte nun das franzöſiſche Admiralſchiff ſein Boot an Bord des Tigers, und Towrſon, die Schiffer, nebſt einigen Kaufleuten ſtiegen hinein, und fuhren zu dem Admiral, welcher ein anſehnlich Gaſtmahl angeſtellt hatte, und ſie ſehr freundſchaftlich bewirthete. Er wiederholte ſein Anſuchen, ihm Geſellſchaft zu leiſten, erbot ſich ſogar, die Lebensmittel, nebſt allem was er auf ſeinen Schiffen hätte, die ganze Reiſe über mit uns zu theilen; ja er that noch mehr, er wollte ſeine Flaggen einziehen, und ganz unter Towrſon's Befehlen ſtehen. — Die Befehlshaber wurden zuſammen einig; die Schiffe warfen hier Anker, und ſchikten ihre Boote, nebſt den franzöſiſchen Pinnaſſen an's Ufer, um friſches Waſſer zu ſuchen. Unſre eigene Pinnaſſe blieb auſſen in der See vor Anker liegen, und näherte ſich dem Lande nicht.

Die Boote kamen am erſten Januar d. J. 1557 zurük, ohne daß ſie einen Fluß gefunden hatten. Wir giengen darauf wieder unter Segel, und ka-

men endlich an die Mündung eines Fluſſes, in welchen wir am folgenden Tage hineinfuhren; wir handelten mit den Negern, und bekamen fünf kleine Elefantenzähne; an den nächſten Tagen darauf bekamen wir ihrer noch mehrere, doch immer noch zu wenig für uns alle. Wir entſchloſſen uns deswegen am 4ten mit dreiſſig Mann an's Land zu gehen, um ſelbſt Elefanten zu ſuchen und zu jagen. Wir hatten uns mit Lanzen, Armbrüſten, Bogen, Hellebarden, langen Schwerdern, Degen und Flinten verſehen. Auch trafen wir wirklich zwei ſolche Thiere, auf die wir mit Flinten und Bogen ſchoſſen, ſie giengen uns aber durch, und beſchädigten beim Weggehen einen von unſern Leuten.

Am 5 darauf giengen wir wieder unter Segel, und fuhren längs der Küſte hin.

Am 6 kamen wir an den St. Andreas-Fluß. An der Weſtſeite deſſelben iſt hohes Land, und eine ſchöne Bai; wir liefen am folgenden Tage in denſelben hinein, fanden aber kein Negerdorf, ſondern wilde Negern, welche nicht gewohnt ſind zu handeln. Dieſer St. Andreas iſt ein ſehr groſſer Fluß, der an einigen Orten in der Mündung ſieben Faden Waſſer hat. Nachdem wir nun Waſſer eingenommen hatten, fuhren wit wieder weiter, immer an dem Ufer hin, und kamen an den rothen Klippen vorbei. Am 10 hielten wir Engländer mit dem Admiral, den Schiffshauptleuten, Schiffern und Kaufleuten der kleinen franzöſiſchen Flot-

te einen Rath, worin beſchloſſen wurde, daß an allen Orten, wohin wir auch kämen, wir alle in Eintracht unſre Geſchäften betreiben, und einander den Handel nicht verderben wollten. Zu dem Ende wurde ausgemacht, daß jedes Mal einige von unſern Booten den Preis für alle feſtſezzen, und jedes Boot für ſein Schiff verkaufen ſollte. — Dieſe Nacht landeten die Boote am Ufer, und trafen einige Negern an, die ihnen ſagten, daß ſie Gold hätten. Deswegen wurden hier die Anker geworfen.

Aber am 11 nahmen wir den ganzen Tag nur einen halb Angel, vier Gran ſchwer Gold ein, welches nach dem Geſichte gekauft wurde; denn das Volk an dieſem Orte, Namens Alloo, hatte keine Gewichte.

Am 12 fuhren wir weiter längs den Küſten hin, und fanden eine Stadt; weil aber keine Boote aus derſelben kommen wollten, ſo fuhren wir unverrichteter Dinge wieder ab. Dagegen ſchiffte Towrſon am 13 in ſeinem Boote an der Küſte hin, bei verſchiedenen keinen Städten vorbei, deren Bewohner ihm an drei verſchiedenen Orten zuwinkten, an das Land zu kommen, aber die See gieng an dem Ufer ſo hoch, daß es nicht möglich war zu landen. Er bemerkte nur an einem Orte ein Negerboot; wenn ſie aber auch gleich an allen Orten welche gehabt hätten, ſo wäre es ihnen doch nicht möglich geweſen, zu ihm zu kommen. Etwas weiter wollte ein

Boot ſich hinaus wagen, durch die Heftigkeit der Landflut wurde es aber umgeworfen, wobei einer von ihren Leuten ertrank. Dieſe Negern machten ſo ein gräßliches Geſchrei darüber, daß wir Engländer es ganz deutlich hören konnten. Sie zogen den Körper des Ertrunkenen aus dem Meere, und trugen ihn nach ihrer Stadt hin.

Als wir uns endlich am 14 auf einen Stükſchuß weit dem Kaſtell **Mina** näherten, wurde ſogleich eine Almadie, um uns zu beobachten heraus geſchikt. Da dieſe aber ſah, daß wir keine Portugieſen wären, ſo kehrte ſie wieder nach der Stadt zurük. Es liegt nämlich eine groſſe Stadt bei dem Kaſtell, welche die Negern Dondu nennen. Auch zeigen ſich hier zwei Felſen, die wie Inſeln ausſehen; das Kaſtell ſelbſt liegt auf einer Spizze, welche einer Inſel gleicht. Fünf oder ſechs Meilen vor dem Kaſtell war das Land hoch, ſieben Meilen zuvor aber niedrig, und hinter dem Kaſtell fanden wir das Land wieder hoch. Dieſes Kaſtell lag ungefähr fünf Meilen oſtwärts von dem Vorgebirge der drei Spizzen oder de tres Puntas. — Towrſon gieng hier mit ſeinen Negern ins Boot, und fuhr an dem Vorgebirge hin. Er traf daſelbſt zwei kleine Städte, aber keine Gelegenheit zur Handlung, und keine Boote an. Seine Negerdollmetſcher verſtanden das Volk ſehr gut, einer von ihnen Namens Georg gieng an beiden Orten an das Land, und wurde wohl von ihnen aufgenommen.

Am folgenden Tage ſchiffte **Towrſon** weiter hinauf an dem Ufer hin, und ungefähr drei Meilen hinter dem öſtlichen Theile des Vorgebirges, lief er in eine ſchöne Bai, und fand eine kleine Stadt, und einige dazu gehörige Boote. Die Einwohner wollten aber lange nicht herauskommen. Auf das Zureden ſeiner Schwarzen kam endlich ein Boot, mit dem er den **Georg** an das Land ſchikte, und nachdem dieſer mit ihnen geſprochen batte, näherten ſie ſich den Booten ohne Furcht. Unſer Befehlshaber machte dem Negerhauptann ein Geſchenk mit einem Bekken, und zwei Schnüren Glaskorallen; ſie zeigten ihm ungefähr zwei Dukaten ſchweres Gold, forderten aber ſoviel dafür, daß er es nicht nehmen wollte, weil die Franzoſen und Engländer es mit einander ausgemacht hatten, daß ſie den Preiß der Güter in einem Boote veſtſezzen wollten, worauf ein jeder in ſeinem Boote verkaufen könnte. Dieſer Ort hieß **Bulle**. Die Einwohner des Orts waren ſehr vergnügt, die Negern zu ſehen, welche mit uns dahin kamen, und erwieſen uns alle Freundſchaft, da ſie ſahen, daß es eben dieſelben waren, welche vorher von hier waren mitgenommen worden. Hier bekamen die Boote die Nachricht, daß zwei Schiffe, ungefähr vor einem Monate ein anderes angegriffen, und in die Flucht getrieben hätten; und daß kurz vorher vier portugieſiſche Schiffe von einem franzöſiſchen abgetrieben worden ſeien. Wir hielten es für die Ruderbarke, von welcher die

Franzoſen ſagten, daß ſie um die nämliche Zeit mit ihrer Pinnaſſe da geweſen wäre. Sie berichteten zugleich, daß ihnen zwei andre Schiffe, eines von 240 Tonnen, und ein anderes von 80 Tonnen folgten, welche beide nach Mina gehen würden, das eine hätten ſie bei dem grünen Vorgebirge, und das andere an dem Fluſſe Seſtos zurük gelaſſen.

Am 16 gieng Towrſon mit zwei franzöſiſchen Pinnaſſen längs dem Ufer hin, nnd fand eine Bai und einen Fluß; von da ſchiffte er nach Hanta, einer Stadt, 12 Meilen hinter dem weiſſen Vorgebirze. Hier waren unſre Negern gut bekannt, und das Volk weinte für Freuden, als es ſie ſah. Es erkundigte ſich nach zweien andern, Namens Anton und Binne, und als ſie ihnen ſagten, daß ſie zu London wären, und auf der nächſten Reiſe auch mit hergebracht würden, ſo giengen die eingebohrnen Schwarzen mit ihnen an Bord, um zu handeln. Sie brachten aber ein Gewicht mit, welches ſo klein war, daß man ihnen das, was ſie forderten, nicht halb geben konnte. Sie ſagten den Booten, daß fünf Schiffe und eine Pinnaſſe bei dem Kaſtelle wären, daß die Portugieſen dem Lande vielen Schaden thäten, und daß ſie vor ihnen in immerwährender Furcht lebten. Sie wurden aber ſehr aufgemuntert, als wir Engländer ihnen ſagten, daß wir ſie wider dieſe Ruheſtörer vertheidigen wollten.

Am 17 ſegelten wir nebſt den Franzoſen längs dem Ufer hin, wir machten aber wenig Handelsgeſchäfte, weil die Schwarzen in ihren Preiſſen ſehr unbillig waren. Doch verkauften wir 80 Stük Armbänder für eine Unze Gold. Hierauf fuhren wir nach Schamma ab, welches zwei Meilen weiter liegt, und giengen mit fünf Booten, die mit Leuten und Geſchüz gut beſezt waren, unter Trompeten= und Paukenſchall in den Fluß. Wir glaubten hier einige Portugieſen zu finden; aber wir hatten uns geirrt. Wir ſchikten daher unſre Schwarzen unter Bedekkung von den Unſrigen an das Ufer, und ſie wurden überall ſehr gut aufgenommen. Die dortigen Negern waren auſſerordentlich erfreut, ihre Landsleute wieder zu ſehen, beſonders die Frau eines Bruders des einen, und eine Muhme des andern unſerer Negern. Von allen aber wurden ſie ſo freundlich behandelt, als ob ſie ihre eigenen Brüder geweſen wären. Wir Engländer ſprachen auch dem Negerhauptmann Muth ein, und ſagten ihm, daß er ſich vor den Portugieſen nicht mehr zu fürchten hätte, weil wir ihm in jedem Falle helfen wollten. Hierauf lieſſen wir in unſern Booten Stükke und Musketen abfeuern, und dann unſere Leute mit ihren Bogen an das Ufer ſteigen, um vor dem Volke und ihrem Hauptmann ihre Fertigkeit im Schieſſen auch mit dieſen Waffen zu zeigen; worüber die Negern ſehr erſtaunten, beſonders da ſie ſahen, daß die Unſrigen ſo weit als ſie ſchoſſen. Sie verſuchten es auch unſre

Bogen zu ziehen, ſie konnten es aber nicht. Dieſe Schwarzen erzählten uns dann, daß ein engliſches Schiff bei ihnen geweſen, welches nach **Mina** abgegangen, und ihnen einen Schwarzen zurükgelaſſen hätte, welchen ſie auch einmal mit ſich nach Holland genommen gehabt hätten. — Als es nun ſpäte geworden, kehrten wir wieder zu unſern Schiffen zurük, denn wir erwarteten ſtündlich die Portugieſen.

Am 18 giengen wir wieder mit der nämlichen Mannſchaft in den Fluß, und wurden endlich mit den Schwarzen über den Preiß des Goldes einig. Wir nahmen eine Angel *) Dukaten für $2\frac{3}{8}$ Ellen Zeug ein. Ueberhaupt erhandelten wir für siebenzig Dukaten Gold, wovon wir Engländer dreiſſig und die Franzoſen vierzig bekamen. Am 19 darauf gieng jedes Schiff für ſich ans Ufer, und nahmen eine Menge Gold ein. Towrſon nahm für ſeinen Theil 4 Pfund $2\frac{1}{2}$ Unze Gold ein, und das Boot von dem Hirſch 31 Unzen. Gegen Abend meldeten uns die Schwarzen die Ankunft der Portugieſen auf den folgenden Tag, entweder zu Waſſer oder zu Lande. Kurz, ehe die Boote abfahren wollten, hörten ſie in dem Gebüſche Musketen losſchieſſen, woraus ſie ſchloſſen, daß es Portugieſen ſeyn müßten, die es thäten, um ſie in

*) Ein Angel iſt 10 Schilling engliſch, oder 2 Thlr. 20 Ggr. ſächſiſch = 5 fl. 6 kr. rhein.

Furcht zu jagen, und den Handel mit den Negern zu unterbrechen. Sie wagten ſich aber nicht heraus.

Am 20 beſezten wir Engländer unſere fünf Boote mit unſeren und des franzöſiſchen Admirals Leuten. Zwölfe davon hatten ihre Bruſtharniſche an, und ihre Sturmhauben auf; die Uebrigen waren alle auch wohl bewaffnet. Sie hatten vier Trompeter, einen Trommelſchläger und einen Pfeifer bei ſich, und die Boote waren mit ſeidenen Wimpeln und Flaggen geſchmükt. In dieſer Ausrüſtung fuhren ſie in den Fluß, und handelten. Die Kriegsleute fuhren immer den Fluß auf und ab; die Portugieſen lieſſen ſich aber weder hören noch ſehen. An demſelben Tage berichteten uns die Negern die Ankunft einiger Schiffe zu Hanta.

Am 21 beſezten wir wieder unſere Boote, und fuhren an einen Ort, der eine Meile weſtwärts liegt. Hier fanden wir viele Schwarzen mit einem andern Hauptmann, und verkauften ihnen unſere Waaren um den nämlichen Preiß, wie an dem vorigen Orte. Am 22 giengen unſre Leute wieder an Bord, und handelten ganz ruhig. Towrſon nahm 4 Pfund 6 Unzen Gold ein. Am 23 gegen Abend kamen die Schwarzen mit ihrem Hauptmann, und brachten uns die Botſchaft, daß die portugieſiſchen Schiffe von ihrem Kaſtell abgeſegelt wären, um uns anzugreifen, wobei ſie uns baten, auf unſerer Hut zu ſeyn. Wir aber antworteten ihnen,

daß wir uns über dieſe Nachricht freuten, und um ihnen zu beweiſen, daß dies Ernſt wäre, lieſſen wir die Trompeten blaſen, und ſchoſſen einige Stükke ab. Die Negern waren ſehr zufrieden darüber, und baten uns, die Portugieſen ohne Schonung anzufallen, wenn ſie unſern Handel ſtören wollten; zugleich verſprachen ſie uns Nachricht zu geben, wenn ſie zu Lande kämen.

Am 24 giengen wir unter Trompeten- und Paukenſchall an das Land, und handelten, und zu Mittag ſpeißte der Hauptmann aus der Stadt mit Towrſon. Am folgenden Tage entdekten die Schiffe, während die Boote am Ufer waren, fünf portugieſiſche Segel. Nachdem ſie ihr Geſchüz um jene abzurufen, losgelaſſen hatten, brachte ein jedes Schiff ſeine Fäſſer ans Ufer, um Waſſer zu ſchöpfen, und kehrten darauf zurük. Ehe ſie aber die Anker gelichtet, und die nöthigen Befehle ertheilt hatten, ward es ſchon finſter. Wir zogen daher die Segel auf, und hielten uns die ganze Nacht zuſammen, um, wenns möglich wäre, den Wind zu gewinnen; doch machten wir uns auch zum Gefechte fertig. Als der Tiger ſich einigen von den portugieſiſchen Schiffen näherte, feuerte eines ein Stük ab, wahrſcheinlich war es das Admiralſchiff, um die übrigen zuſammen zu rufen, und ſich mit ihnen zu beſprechen.

Am 26 als unſre engliſchen Schiffe ſich dem Ufer näherten, hatten wir die Portugieſen vor

Augen,

Augen, welche vor Anker lagen, und ganz ruhig waren. Wir Engländer gaben nun allen unſern Leuten weiſſe Binden, damit die Franzoſen uns unterſcheiden könnten, wenn es zum Entern käme. Da wir mit Allem fertig waren, kam die Nacht herbei, ehe wir noch die Portugieſen erreichen konnten. Wir warfen aber ungefähr einen Stükſchuß weit von ihnen die Anker.

Am 27 lichteten wir, wie auch die Portugieſen die Anker, und gegen 7 Uhr, als wir ihnen den Wind abgewonnen hatten, fuhren wir eine Meile hinter ihnen drein; ſobald die Feinde dieſes bemerkten, wandten ſie ſich wieder nach dem Ufer, wohin unſre Schiffe ihnen folgten; hierauf wendeten ſie ſich wieder, und giengen ſeewärts ein. Unſere Schiffe wendeten ſich zu gleicher Zeit, und weil wir vor ihnen waren, ſo zogen wir unſre Hauptſegel ein, und warteten auf ſie. Das erſte Schiff, welches heran kam, war eine kleine Barke, welche gutes Geſchüz führte, und ſo gut ſegelte, daß ſie nichts achtete. Sie ſchoß auf den Tiger; der Schuß gieng aber über ihn weg; hierauf ſchoß ſie auch auf den franzöſiſchen Admiral, und traf ihn an zwei oder drei Orten. Dann gieng ſie den engliſchen Schiffen vor, weil dieſe in ihren Gefechtſegeln waren. Sodann kam eine andere Karavelle unter des Tigers windfreie Seite, und ſchoß auf ihn und auf das franzöſiſche Schiff. Sie beſchädigte zwei von ſeinen Leuten, und ſchoß

ihm durch den groſſen Maſt. Nach ihr kam auch ihr Admiral unter des Tigers windfreie Seite. Er konnte ihm aber nicht ſo viel Schaden thun, als die kleinen Schiffe; weil er ſein Geſchüz höher führte. Der Tiger konnte auch keinen guten Schuß auf eines von ihnen thun, weil er zu ſchwach in der Seite war, ſo daß alle ſeine Stükke unter das Waſſer giengen. **Towrſon** entſchloß ſich daher, ſich dem groſſen Schiff an Bord zu legen. Sobald aber der franzöſiſche Admiral mit ihm gieng, kam er hinter denſelben, und konnte ihn nicht einholen. Hierauf gerieth er wieder hinter zwei Karavellen, und in Kurzem konnte er keins von den Schiffen mehr einholen, und kam ganz vom Winde ab. Da ſich nun der franzöſiſche Admiral nach dem Ufer wandte, überließ er uns Engländer unſrer eignen Hülfe. Die beiden andern Franzoſen hielten auch den Wind, und wollten ſich nicht nähern. Der Hirſch war hinter ihnen, ſo daß er nicht zum Tiger kommen konnte. Aus dieſen Urſachen zog der Tiger die Hauptſegel auf, und jagte die Feinde. Nachdem er ſie zwei Stunden ſeewärts verfolgt hatte, wandten ſie ſich wieder gegen das Ufer, in der Abſicht von ihm abzukommen, und dem franzöſiſchen Admiral den Wind abzugewinnen. Er wandte ſich mit ihnen, und hielt noch immer den Wind, weil er glaubte, daß ſein Vizeadmiral und die Pinnaſſe, wie ihnen befohlen war, ihm gefolgt wären. Da aber die Portugieſen bei ihnen vorbeigegangen, und ein je-

der auf ihn und auf den Vizeadmiral geſchoſſen hatte; ſo giengen ſowohl die franzöſiſchen als die engliſchen Schiffe in die See, und lieſſen ihn im Stiche. Er fuhr noch immer mit ihnen und behielt ihren Wind, um dem franzöſiſchen Admiral beizuſpringen, welcher unter aller ihrer windfreien Seite war. Da er von ihnen angegriffen wurde, gab ihm ein jeder eine ganze Lage. Hierauf wandten ſie ſich wieder, und getrauten ſich nicht, ihm an den Bord zu legen, weil ſie ſahen, daß der Tiger in ihrem Winde war; ſonſt würden ſie ohne Zweifel ihn weggenommen oder zu Grund gebohrt haben. Die drei kleinſten giengen ſo dichte, daß es keinem Schiffe möglich war, ſie zu entern, und führten ſo gutes Geſchüz, daß wenn ſie den Wind gehabt hätten, ſie einigen der beßten Schiffe der vereinigten Flotte ſehr würden zugeſezt haben. Der Admiral ſowohl, als auch der Vizeadmiral waren beide trefflich gerüſtet.

Sobald das franzöſiſche Admiralſchiff von den Feinden los war, ſo legte es ſich, ſo nahe als es konnte an den Wind; und als es ſah, daß der Tiger ihnen gegen das Ufer folgte, ſo lief es wie die übrigen in die See, und ließ ihn allein. Da die Portugieſen dieſes merkten, ſo wandten ſie ſich, und er mit ihnen, um den Wind zu behalten, und fuhr immer ſtäts einen Stükſchuß weit von ihnen. Auf dieſe Art folgten ſie einander bis in die Nacht, und dann verloren ſie ihn. Die

übrigen Schiffe ſezten alle ihre Segel bei, ſoviel ſie konnten, und giengen in See, wobei ſie dem **Tiger** dankten, welcher, wie ſie ſelbſt eingeſtanden, ihnen alle nur verlangte Hülfe geleiſtet hatte.

Am 28 traf **Towrſon** nebſt dem Vizeadmiral die Pinnaſſe, und zwei von den franzöſiſchen Schiffen an; das dritte war ganz entflohen. — Er gieng in das Beiſchiff, um zu erfahren, warum ſie ihn verlaſſen hätten. **Rires** entſchuldigte ſich damit, daß ſein Schiff ſich weder heben noch lenken habe laſſen, und was die Pinnaſſe anbetraf, ſagte **Davis**, ſie würde nichts mehr thun können, und er könnte ſie auch nicht weiter führen; denn das Ruder wäre zerbrochen; daher ſah ſich der **Hirſch** genöthiget, ſie zu ziehen. Hierauf gieng er zu dem franzöſiſchen Admiral, in dem er einen herzhaften Mann fand. Die Hälfte ſeiner Leute aber war krank oder todt. Der andre franzöſiſche Schiffshauptmann ſagte, er wäre in dem nämlichen Zuſtande, ſein Schiff wollte keine Segel leiden, er könnte alſo nichts thun. Die Franzoſen getrauten ſich auch aus Furcht vor den Portugieſen nicht, Anker zu werfen.

Am 29 kam der Schiffer von der Pinnaſſe, und meldete, daß das Steuerruder nebſt allem Eiſenwerke, oben und unten zerbrochen wäre, und daß er ſie nicht mehr erhalten könnte. Man beſchloß darauf, ſie einzureiſſen, und die Leute davon auf den **Hirſch** zu nehmen. Nachdem man

vier Stükke, einen Anker, und das Brennholz herausgenommen hatte, ſtekte man ſie in Brand, und hierauf fuhren wir wieder längs der Küſte hin.

Am 30 giengen wir ans Ufer, und ſprachen mit einigen Schwarzen, die uns ſagten, daß einige franzöſiſche Schiffe da geweſen wären, mit denen ſie aber nicht gehandelt hätten, weil ſie ſo unbillig geweſen ſeien. Am folgenden Tage gieng **Towrſon** an das Ufer; er handelte aber nicht. Da wir ſahen, daß die Schwarzen zu keiner Billigkeit zu bringen wären, ſo lichteten wir am erſten Februar die Anker, und kamen zu einem Orte, der auf einer Anhöhe ſtand. Am 3 kamen wir vier Meilen weiter zu einer Stadt; ſobald wir zwei Stükke abfeuerten, kam der Hauptmann heraus. Weil ihm **Thomas Rippen** bekannt war, ſo wurde ſolcher ans Ufer geſchikt. Sobald ihn der Hauptmann ſah, erinnerte er ſich ſeiner, auch viele Schwarzen erkannten ihn, und fragten nach **Towrſon.** Da man ihnen ſagte, daß er im Boote wäre, ſo ließ ihr Oberhaupt ſogleich zwei Boote in die See gehen; von Ferne riefen ſie ſchon **Towrſon** erfreut zu. Er ſchikte dem Hauptmann, nach Landesgebrauch ein Geſchenk, und das franzöſiſche Schiff mußte das nämliche thun. An demſelben Abend wurde von keinem Handel geſprochen, weil es ſchon ſpät war; inzwiſchen lieſſen uns die Negern einen Geiſel da, und nahmen von **Towrſon** einen dagegen mit.

Als dieſer am 4 ans Ufer kam, ſo fand er, daß die franzöſiſchen Schiffe, die da geweſen waren, ihm den Handel ſehr verderben hatten; dennoch nahm er $5\frac{1}{2}$ Unzen Gold ein. Am 8 hatte er eine Einnahme von $8\frac{1}{8}$ Unzen Gold. Weil er aber merkte, daß die Schwarzen den Unterſchied zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Zeugen einſahen, ſo ſagte er zu dem Hauptmann **Bundel**, er wollte weiter hinunter gehen, weil er da, wo die Franzoſen ihre Zeuge verkauften, nicht viel thun konnte, worüber dieſer ſehr bekümmert ſchien.

Am 6 kam eine Almadie, und einige Negern an Bord, und baten ihn, in ihre Stadt zu kommen, wo mehr Gold, und ſehr viele Kaufleute, wie ſie ſagten, wären. Er gieng hin, und fand, daß der alte Hauptmann abgegangen, und ein neuer an deſſen Stelle gekommen war. Sie thaten aber, weil die Kaufleute noch nicht beiſammen waren, denſelben Abend nichts, als daß ſie ſich Geiſeln gaben.

Am 7 kam **Georg**, der Schwarze zu **Towrſon**, der uns in einem kleinen Boot, wenigſtens 30 Meilen gefolget war. Als er kam, ſchloſſen die Engländer und Schwarzen ſogleich den Preiß, und Towrſon nahm dieſen Tag 1 Pfund $1\frac{3}{4}$ Unze Gold ein. Dieſer Schwarze, welcher zu der Zeit des Gefechts zu **Schamma** gelaſſen worden, ſagte, daß er das Treffen von dem Ufer mit angeſehen hätte. Er berichtete, nachdem unſre Schiffe weg-

geſegelt wären, ſeien die Portugieſen in ihren Fluß gekommen, und hätten ihnen geſagt, daß die Engländer mit einem Stük zwei von ihren Leuten getödtet hätten, welches von dem **Tiger** wäre abgeſchoſſen worden; ſie hätten um einen Aufenthalt daſelbſt angeſucht, der Hauptmann von **Schamma** hätte ſie aber nicht geduldet.

Am 11 kam auch der franzöſiſche Vizeadmiral, und ſeine Pinnaſſe zu uns. Er ſagte, er wolle weiter gegen Oſten gehen, weil da, wo ſie ſie verlaſſen hätten, nichts mit dem Handel zu thun wäre. Aber wir widerriethen es ihm, und ſagten ihm, er ſollte zu der ihm angewieſenen Geſellſchaft zurükkehren. Er weigerte ſich ſo lange, bis wir drei bis vier Schüſſe auf die Pinnaſſe thaten. Er wandte ſich darauf, und ſegelte ſeewärts. Wir Engländer kauften an dieſem Tage ein Pfund und fünf Unzen Gold. Am 12 kam eine von den franzöſiſchen Pinnaſſen mit Zeugen beladen, und wollte hier davon verkaufen; **Towrſon** gab es aber nicht zu, und ſchikte ſie ans Schiff, wo ſie den ganzen Tag liegen mußte. Unterdeſſen nahm er wieder 5 Pfund $6\frac{1}{2}$ Unze Gold ein, und am darauf folgenden Tag noch einige Unzen mehr von einigen Schwarzen. Am 16 fuhren wir an eine andere Stadt. Als **Towrſon** am folgenden Tag ans Ufer kam, ſo hörte er, daß drei von den portugieſiſchen Schiffen bei dem Kaſtell, und die übrigen beiden zu **Schamma** wären. — Der Haupt=

mann von jenem Orte war nach der Hauptſtadt gegangen, um mit dem Könige zu ſprechen; er kam aber bald wieder zurük, und brachte unſern Kaufleuten ein Maß und Gewicht mit. **Towrſon** ſchikte auch einen Abgeſandten an den König, um dieſen und ſeine Hauptſtadt zu ſehen. Unterdeſſen waren die portugieſiſchen Schiffe nur drei Stunden weit von den unſrigen entfernt.

Am 28 kamen einige Bedienten des Königs zu uns. Wir handelten 1 Pfund $2\frac{1}{8}$ Unzen Gold von ihnen ein. An den folgenden Tagen war unſre Einnahme aber noch weit beträchtlicher. Die Negern fragten nun auch nach feinen Zeugen. **Towrſon** wieß ihnen zwei Stükke von den feinſten, die er bei ſich hatte; aber ſie waren ihnen noch nicht fein genug, doch da er ihnen ſagte, daß er keine feinere bei ſich habe, ſo kauften ſie davon. Gegen Abend ſchikte er den Steuermann und einen Kaufmann mit einem Geſchenke zum Könige, und ließ ihm melden, daß die Schiffe nicht lange bleiben könnten, weil es ihnen an Lebensmitteln fehlte. Es mangelte beſonders am Getränke, denn das Bier war meiſtentheils aus den Fäſſern heraus gequollen.

Am 31 kamen unſre beiden Abgeſandten von dem Könige **Abaan** wieder zurük. Er hatte ſie ſehr gnädig aufgenommen, beſaß aber ſelbſt wenig Gold; doch verſprach er ihnen, daß wenn ſie noch verweilen wollten, ſo wollte er im ganzen Lande

nach Gold herumſchikken. Er bat ſie nach ihrer Rükkunft in England mit ihrem Könige zu ſprechen, damit er ihm Leute und Materialien ſchikte, um ein brittiſches Kaſtell in ſeinem Lande zu bauen; auch verlangte er Schneider, die ihm und ſeinen Leuten Kleider machten. Er verſicherte ſie noch, daß wenn ſie in Zukunft gute Waaren brächten, ſo würden ſie Abgang genug finden; für diesmal hätten die Franzoſen ſie ſchon mit Zeugen hinlänglich verſehen.

Die Königliche Hauptſtadt lag ungefähr 4 (engl. oder $\frac{3}{4}$ deutſche) Meilen im Lande *), und ſchien ſo groß, als London zu ſeyn **), die Bauart war aber nicht beſſer, als an den übrigen Orten. Es iſt hier ein groſſer Ueberfluß von Landweizen (Wälſchkorn). An der einen Seite der Stadt waren, nach ihrer Rechnung 1000 Haufen von ſolchem Weizen und einer andern Art Korn, welches in Spanien ſehr gemein iſt, und Hirſe genannt wird ***). Sie bewachen ſie alle Nacht, und haben Strikke mit Glokken daran, queer über

*) Dieſe Stadt iſt wahrſcheinlich die Negerſtadt Guaffo oder Groß-Kommendo.

**) Das nenne ich geſchnitten! — Eine Negerſtadt ſo groß wie London!

***) Hier wird der indianiſche Hirſe, Dora oder Durra (Holeus ſorghum. L.) gemeint, welcher eine Gattung Roßgras iſt.

die Wege gezogen, welche in die Stadt führen; wenn alſo einer an den Strikken zieht, ſo läuten die Glokken, und die Wächter laufen hinzu, um zu ſehen, wer es iſt. Sind es Feinde, die über die Strikke treten, ſo wird Läm gemacht; ſie fangen ſie auch, indem ſie Nezze fallen laſſen, welche in dieſer Abſicht über die Wege hängen, welche ſie gehen müſſen; weil man auf keine andere Art, wegen des dikken Strauch- oder Buſchwerks, welches um die Stadt iſt, hineinkommen kann. Die Stadt iſt auch rings herum mit Strikken, welche mit Binſen und Baumrinden zuſammen gebunden ſind, umzogen *).

Die Abgeſandten kamen ungefähr früh um fünf Uhr nach der Stadt, denn wegen der Hizze kann man hier zu Lande nur bei Nacht reiſen. Um 9 Uhr ſchikte der König zu ihnen, weil kein Menſch eher zu ihm darf, als bis er gerufen wird. Sie wollten ihre Geſchenke ſogleich mit ſich nehmen, die Negern ſagten ihnen aber, ſie müßten erſt dreimal bei ihm geweſen ſeyn, ehe ſie ihm Geſchenke anbieten dürften **). — Er ſprach ſehr freundlich

*) Eine allerliebſte Erfindung, die zu dem negeriſchen London ganz vortreflich paßt! Nur Schade, daß die Negern auch ſchneidende Werkzeuge haben, womit ſie dieſe Beveſtigung von Strikken durchſchneiden können, damit ſie nicht, wie Sperlinge, an Bindfaden gefangen werden! —

**) Wie delikat! —

mit ihnen, und hielt ſie beinahe eine halbe Stunde auf. Er ließ ſie hernach noch zweimal holen *); das leztemal nahmen ſie ihre Geſchenke mit, welche er mit Dank empfieng, und ſogleich ihnen einen Topf Palmwein zum Trinken bringen ließ. Ehe man aber trinkt, müſſen in dieſem Lande gewiſſe Zeremonien beobachtet werden. Nämlich:

Erſt machen ſie ein Loch in die Erde, ſchütten etwas Getränke hinein, und thun die ausgegrabene Erde darauf. Wenn dieſes geſchehen iſt, ſo ſezzen ſie den Topf darauf, und nehmen mit einer kleinen, aus Kürbis gemachten Schale etwas von dem Getränke heraus, und legen es an drei verſchiedene Orte auf die Erde. An einigen Orten haben die Negern Büſchel von Palmrinden vor ſich in der Erde ſtekken, worein ſie etwas von dem Getränke gieſſen, ehe ſie trinken; ſo wie ſie denn auch überall den Bäumen groſſe Ehrerbietung erweiſen.

Als dieſe Zeremonien vorbei waren, nahm der König eine goldene Schale, worein er Wein goß, und trank, unterdeſſen das Volk: Abaan! Abaan! nebſt einigen andern Worten ausrief. Als der König getrunken hatte, gab er einem Jeden zu trinken; hierauf beurlaubte er ſie. Wenn man ſich von dem Könige wegbegiebt, ſo iſt die Gewohn-

*) Um ja den guten Leuten die Freude zu machen, daß ſie ihre Geſchenke anbringen konnten!

heit, daß ſich ein Jeder gegen ihn bükt, und zugleich beide Hände gegen einander bewegt. Gewöhnlich hat der König acht oder zehn alte graubärtige Männer bei ſich ſizzen. —

Wir ſezten nun unſern Tauſchhandel noch einige Zeit mit gutem Erfolge fort, und nahmen eine beträchtliche Menge Gold ein. Sobald wir aber gewahr wurden, daß das Gold hier alle war, ſo lichteten wir die Anker, und fuhren weiter.

Am erſten März kamen wir zu einer Stadt, Maure genannt; wir trafen aber weder Boote noch Leute daſelbſt an. Als wir wieder wegſchiffen wollten, kamen zwei Almadien von einer andern Stadt, welche 2½ Unze Gold vertauſchten, und uns zu wiſſen thaten, daß die Schwarzen, die zu Maure gewohnt, nach Lagua oder Laguy gezogen wären. Am 2 kamen wir zwei Meilen vom Ufer dem Kaſtell del Mina gegen über, wo wir fünf portugieſiſche Schiffe vor Anker liegen ſahen. Denſelben Tag gegen den Abend erreichten wir Schamma. Am 3 ſahen wir ein ſchmales Schiff von ungefähr 200 Tonnen in unſerm Winde, welches nicht gar zwei Meilen von uns war; gleich darauf ſahen wir wieder zwei andere hinter uns, eins von 500 Tonnen oder mehr, das andere war eine Pinnaſſe. Dies war eine neue Flotte, die aus Portugal kam. Wir lichteten daher die Anker und ſuchten in die See hinaus zu kommen. Da aber der Wind aus Südweſt kam, ſo gieng der Hirſch

mit dem Tiger zugleich, und kamen auf 3 Meilen von dem Winde ab. Die Portugieſen verfolgten uns von Morgens neun bis Abends fünf Uhr, ohne daß ſie etwas wider uns ausrichteten. Als man zulezt wahrnahm, daß ihr Hauptſchiff weit hinter ſeiner Geſellſchaft war, weil ſeine groſſe Bramſtänge verloren gegangen, ſo entſchloß ſich der Tiger, ihn gerade vorzugehen; es war auch wirklich der beſte Lauf für ihn, da er gewiß überzeugt war, daß er ſo, wie jezt der Wind ſtand, in des andern ſeinen kommen würde. Der Hirſch war aber ſo weit von dem Winde abgekommen, daß der Tiger, wenn er nicht ſeine Geſellſchaft verlieren wollte, es unterlaſſen mußte. Wir zogen deswegen einige Segel ein, und giengen mit ihm gleich; als der Hirſch dies bemerkte, ſuchte er wieder an den Wind zu kommen, und kam auch ſo nahe als vorher daran.

Am 4 fiengen wir an, unſre Speiſen im Salzwaſſer zu kochen, weil wir von dem Orte abgekommen waren, wo wir friſches Waſſer ſchöpfen konnten; auch wurde das für einen jeden beſtimmte Maaß Getränke verkleinert, damit es deſto länger aushalten möchte, weil wir nun entſchloſſen waren, nach Hauſe zurükzugehen.

Am 12 März waren wir dem Vorgebirge **das Palmas** gegen über, und am 16 darauf ſahen wir Land, welches wir für das Vorgebirge **Meſurado** hielten, an welchem Orte ſehr hohes Land

iſt. Am 18 verlor Towrſon den Hirſch aus dem Geſichte, und ſchloß daraus, der Schiffer werde in der Abſicht ans Land gefahren ſeyn, ihn zu verlaſſen, weil Towrſon ihm über ſeine thörichte Fahrt Vorwürfe gemacht hatte.

Am 27 bekamen wir zwei kleine Inſeln zu Geſicht.

Am 18 April waren wir auf der Höhe vom Kap Verde, und am 24 giengen wir durch den Wendezirkel des Krebſes. Am 5 Mai waren wir auf der Höhe von St. Michael. Am 23 entdekten wir dem Anſehen nach ein franzöſiſches Schiff in unſerm Winde, von ungefähr 90 Tonnen, welches ſehr kühn auf uns los kam. Da es merkte, daß der Tiger von einer langen Reiſe kam, und wahrſcheinlich dadurch ſehr geſchwächt ſeyn würde, wie es auch war; ſo kam es näher, und dachte ſich ihm an Bord zu legen; es erſchienen auch ſogleich einige von ſeinen Leuten, und befahlen uns die Segel zu ſtreichen. Wir antworteten ihnen mit Drat- und Kettenkugeln und Pfeilen ſo ſtark, daß ihnen das obere Werk des Schiffs um die Ohren flog, und den Schiffshauptmann mit allen ſeinen Leuten aufrieb; mit einem Wort, wir richteten das Schiff erbärmlich zu. Dieſes kühlte ſeinen Muth ganz ab; es blieb zurük, und ſpannte ſeine Segel, um ſo geſchwinde als möglich von uns abzukommen. Aus Dankbarkeit gaben wir ihnen noch vier oder fünf Kugeln auf den Weg zum Abſchied, und auf

dieſe Art wurden wir von dieſen Gäſten befreiet. Auf dem Tiger befand ſich ein franzöſiſcher Trompeter, welcher ſchon einige Zeit krank lag; bei dieſem Vorfall aber, ſtand er auf, nahm ſeine Trompete, und blies ſo lange, bis er nicht mehr konnte, und ſo ſtarb er *)!

Am 28 wurde Rath gehalten, und beſchloſſen, in die Severne einzulaufen, und zu Briſtol auszuſchiffen. Denſelben Abend aber bekamen ſie den Lizard ins Geſichte, welches wir nicht verhindern konnten, weil wir wegen des Windes nicht um die Spizze das Landesende herum kommen konnten. Wir kamen daher den folgenden Tag Morgens um 9 Uhr glüklich zu Plymouth an.

*) Den wahren Tod eines Trompeters.

V.

William Towrſon's dritte Reiſe nach Guinea.

Im Jahre 1558 *).

Im Jahre 1558 unternahm **Willhelm Towrſon** ſeine dritte und lezte Fahrt nach Guinea; auch jezt wieder als Befehlshaber einer kleinen Flotte

*) In der Allg. Hiſt. d. R. III. B. S. 292. ſteht die Jahrzahl dieſer Reiſe 1557, und dabei die Anmerkung, daß dieſe Jahrszahl in der erſten Ausgabe der Hackluytſchen Sammlung ſtehe, in der zweiten aber ſei das Jahr 1577 angegeben, welches die Herausgeber der A. H. d. R. für einen Drukfehler halten. Daß aber die Jahrzahl 1557 irrig iſt, leidet keinen Zweifel; denn Towrſon kam von ſeiner zweiten Reiſe erſt am 28 Mai 1557 zurük, und kann alſo nicht am 13 Januar deſſelben Jahrs ſeine dritte angetretten haben; daß aber auch das Jahr 1577 nicht das ſeyn kann, in welches Towrſon's dritte Reiſe verſezt werden muß, erhellet aus dem, was weiter unten von einem Kriege mit Frankreich geſagt wird; denn im J. 1577 war kein Krieg zwiſchen England mit Frankreich; Königinn Eliſabeth hatte längſt Friede gemacht;

Flotte von drei Schiffe; deren Namen waren: der **Mignon**, das Admiralsſchiff, der **Chriſtoph**, das Vizeadmiralsſchiff, und der **Tiger**; ferner war noch eine Pinnaſſe dabei, das **Einhorn** genannt.

Am 13 Januar genannten Jahres giengen dieſe Schiffe von der Rhede von Plymouth unter Segel, und richteten ihren Lauf nach den kanariſchen Inſeln, und von da aus dann nach der Küſte von Guinea.

Am andern Tage nach ihrer Abfahrt trafen ſie zwei Kauffarthei-Schiffe aus Danzig an; das eine derſelben, die Roſe, war ein Schiff von 400 Tonnen, und der Schiffspatron deſſelben hieß **Niklaus Roſe**; das andere führte den Namen **Einhorn**, von 150 Tonnen, deſſen Schiffer hieß **Melchior White** *). Beide hatten meiſtentheils Weine zu **Bourdeaux** geladen. Unſere Schiffe befahlen ihnen ſobald ſie ſie eingeholt hatten, ihre Boote an Bord zu ſchikken, und fragten ein jedes

macht; hingegen bei ihrem Regierungsantritt im J. 1558 dauerte der Krieg noch; folglich glaube ich dieſe Reiſe in leztgenanntes Jahr ſezzen zu dürfen, um ſo mehr, da Towrſon zwei Jahre nacheinander ſchon mit glüklichem Erfolg dieſe Fahrt gemacht hatte.

*) War er ein Engländer oder ein Deutſcher? Ich vermuthe lezteres, und glaube, daß der Verfaſſer dieſes Tagebuchs den deutſchen Namen Weiß durch White überſezt habe.

insbeſondere, ob ſie Waaren geladen hätten, die den Franzoſen gehörten *)? Sie antworteten alle einſtimmig, ſie hätten keine. Aber ſie wiederſprachen ſich in ihren verſchiedenen Ausſagen; auch ſahen ihre Kaufmannsbriefe ſehr verdächtig aus. Die Britten befahlen hierauf dem einen, ſeine Ladungszettel herbeizubringen; er läugnete welche zu haben; doch die Engländer giengen mit ihm an Bord, und zwangen ihn, ſie herauszugeben; da fand ſich dann der auffallendſte Unterſchied zwiſchen dieſen und ihren Ausſagen. Nun wurde der Schiffer und der Proviantmeiſter des Einhorns verhört, und dieſe geſtanden, daß ſie zwei und dreiſſig Tonnen, und ein Oxhoft Wein für Rechnung eines franzöſiſchen Kaufmanns bei ſich hätten. Der Patron des zweiten Schiffes geſtand dann ebenfalls, daß er 128 Tonnen für eben dieſen Kaufmann geladen habe **). Sie bekannten aber weiter nichts,

*) Weil damals England und Frankreich in Krieg mit einander verwikkelt waren.

**) In der Allg. Hiſt. d. R. I. B. S. 292. (deutſche Ueberſezzung, das engl. Original habe ich nicht bei der Hand) ſteht, für einen Kaufmann — als ob ſie von Danzig Wein nach Frankreich führten. Dies iſt ein offenbarer Irrthum. Ueberhaupt iſt hier die Ueberſezzung etwas dunkel; doch die Stelle iſt zu unwichtig, um ſich länger dabei aufzuhalten. Genug, die Danziger Schiffe hatten zu Bourdeaux Wein geladen, den ſie nach Hamburg führen wollten, und dieſen

und ſagten, die übrigen Güter wären bei Peter Ludwig in Hamburg geladen worden, und ſollten einem gewiſſen Heinrich Summer in Campſhire eingeliefert werden. Ihre Briefe waren aber deſſen ohngeachtet nicht alle nach Hamburg gerichtet, answendig waren ſie holländiſch, und innwendig franzöſiſch geſchrieben. Die Engländer berathſchlagten ſich hierauf, was jezt am beſten zu thun wäre? Einige waren der Meinung, ſie entweder nach Irland oder Spanien zu führen, um die Güter daſelbſt zu verkaufen, oder auch mit ihnen nach England zurük zu kehren. Towrſon aber erinnerte ſie an den ſo wohl mündlichen als ſchriftlichen Befehl ihrer Prinzipale, ſich auf keine Art aufhalten zu laſſen, da ſonſt die beſte Zeit der Reiſe vorbei ſtreichen würde. Dabei gab er ihnen zu überlegen, daß der Nuzzen, den ſie aus dem Verkauf der Weine ziehen könnten, nicht mit dem Nuzzen, den ſie von ihrer Reiſe haben würden, zu vergleichen wäre. Er wiederrieth ihnen ihr Vorhaben gänzlich, denn wenn ſie jezt nach Irland gehen wollten, da der Wind aus Oſten wehte, ſagte er, ſo würden ſie daſelbſt lange aufgehalten und genöthiget ſeyn, ihre Reiſe ganz einzuſtellen. Dann hätte er gegen den Weg nach Spanien noch ferner einzuwenden, daß, da ihre Schiffe ſo ſchlecht ſegelten, daß er mit ſeinen bloſſen Fokkeſegeln ih-

---

Wein hielten unſre Engländer, als ein franzöſiſches Gut, für eine gute Priſe.

nen gleich fahren könnte, ſie ihn ohnehin alle zwei Tage um einen Tag aufhielten, und ſie dann bei einer Abweichung von ihrer Fahrt noch mehr zurükgeſezt würden.

Kurz, ſie debattirten noch lange darüber; endlich gaben jene doch nach, und der Entſchluß wurde gefaßt, aus den beiden Danziger Schiffen ſoviel heraus zu nehmen, als jeder von ihnen gebrauchen könnte.

Dies wurde auch ins Werk geſezt. Der **Mignon** nahm 14½ Tonne Wein, ein Oxhoft Branntwein, ſechs Stücke Pech, ein kleines Tauwerk, und etwas Kaſtanien heraus, und legte auch eine Tonne Wein in die Pinnaſſe. Der **Chriſtoph** nahm zehen Tonnen, ein Oxhoft Wein, etwas Branntwein, Bleiſchnuren, Kaſtanien, und ſechs Kammerſtükke *) mit ihren Blökken. Nun wurde die Plünderung allgemein. Die Bootsknechte erbrachen auch die Schiffskaſten auf den Kauffahrern, und nahmen ihre Kompaſſe, Stundengläſer, Wurfblei und Lichter weg. Auch warfen ſie etwas von ihrem Pökelfleiſch über Bord, und beraubten ſie ſo ſehr, daß **Towrſon** ihnen aus Mitleid einen Kompaß, ein Stundenglas, ein Wurfblei, eine Bleiſchnur, etwas Brod, Lichter, und was er ſonſt von dem Ihrigen im Schiffe finden konnte,

*) Mörſerartige Kanonen, die heut zu Tage nicht mehr gebräuchlich ſind.

wieder zurükgab. Dabei gab er ihnen auch das Geld zurük, welches ihnen einer von den Schiffern als Löſegeld für einen armen Franzoſen abgenommen hatte. Dieſer war in dem Haven von Bourdeaux ihr Lootſe geweſen, und konnte wegen des ſtürmiſchen Wetters nicht wieder an das Land geſezt werden. Der Tiger nahm aus dem kleinen Schiffe ſechs oder ſieben Tonnen Wein, ein Oxhoft Branntwein, und etwas Pech, aus dem gröſſern aber zwei Schiffsſtükke.

Am erſten Februar Morgens kamen ſie alle wieder zuſammen, um zu berathſchlagen, was ſie nun mit den ausgeraubten Schiffen machen wollten? Einer von ihnen war der Meinung, es wäre am beßten, die Schiffe mit einigen von ihren Leuten nach England zu ſchikken. Towrſon und der Schiffer verwarfen es aber, da ſie es für ſehr unvorſichtig hielten, bei einer ſo langen Reiſe, und in ſo kritiſchen Zeiten die Schiffe von Mannſchaft zu entblöſſen. Nach langem Streite kam es endlich dahin, die Schiffe auf freien Fuß zu ſtellen, und den Danzigern den übrig gebliebenen Wein als Frachtlohn für das, was die Engländer ihnen genommen hatten, zu laſſen. Dann lieſſen ſie ſich von ihnen ein unterſchriebnes Verzeichniß von den Gütern geben, die ſie für die Franzoſen geführt hatten, und lieſſen ſie frei.

Am 10 darauf zerbrach das Steuerruder der Pinnaſſe, als ſie nach ihrer Berechnung noch 25

(engl.) Meilen von der Inſel Groß-Kanaria waren, und ſie mußte an das Hintertheil des Mignons gebunden werden. Um 11 Uhr hatten ſie die Inſel im Geſichte. Als ſie aber noch denſelben Tag dahin kamen, fanden ſie, daß es die Inſel Teneriffa war, und nun erblikten ſie erſt die groſſe Kanarieninſel, welche 12 Meilen weiter gegen Oſten liegt. Sie nahmen ihren Lauf gegen dieſelbe, weil die Rhede von Teneriffa einen ſehr ſchlimmen Grund hat, und weil ſie da auch die Pinnaſſe nicht hätten ausbeſſern können.

Am 12 kamen ſie auf der Rhede dieſer Inſel vor Anker; eine Meile davon liegt die Stadt Kanaria. Nachdem ſie die Stadt und das Kaſtell mit einigen Schüſſen aus dem groben Geſchüz begrüßt hatten, ſchikten der Statthalter und die Offiziers eine Geſandſchaft an die engliſchen Schiffskapitains, und lieſſen ſie erſuchen an das Land zu kommen, und bewillkommten ſie auf das freundſchaftlichſte. Sie boten ihnen ihre Pferde an, wenn ſie in die Stadt reiten wollten. Sie trafen zwei engliſche Kaufleute an, die ſich daſelbſt niedergelaſſen hatten, und blieben den ganzen Tag in ihrem Hauſe. Am folgenden giengen ſie wieder an Bord, um die Waaren auszuſezzen, und die Pinnaſſe ausbeſſern zu laſſen.

Am 14 kam eine ſpaniſche Flotte, von neunzehn Segeln auf der Rhede von Kanaria an; ihr Lauf gieng nach Indien. Sechs Schiffe dieſer

Flotte waren von 4 bis 500 Tonnen, die übrigen von 200, 150 und 100 Tonnen. Sobald ſie vor Anker gekommen waren, begrüßten ſie die Engländer, welche ihnen antworteten. Der Admiral, der ein Ritter war, ſchikte ſeine Pinnaſſe zu Towrſon, und bat ihn zu ihm zu kommen. Er empfieng ihn ſehr höflich, bewirthete ihn, und beſprach ſich mit ihm von England und Flandern. Als Towrſon in das Boot geſtiegen, und im Begriffe war, wieder an ſein Schiff zu gehen, ſagte einer von des Admirals vornehmſten Bedienten zu ſeinem Dollmetſcher Franceſko, einem Portugieſen, Towrſon ſollte ſeine Flagge abnehmen, weil hier der General der kaiſerlichen Flotte wäre *). Franceſko ſagte ihm ſolches ſobald er an Bord gekommen war, und da es Towrſon nicht that, gaben einige ſpaniſche Soldaten mit ihren Flinten Feuer auf den Mignon und ſeine Flagge.

Kurz nachher kamen einige vornehme Spanier an Bord, um ſich in ihren Schiffen umzuſehen. Towrſon ſagte ihnen gerade zu, daß wenn ſie ihren Leuten nicht Einhalt thäten, ſo würde er mit

*) Nämlich des Kaiſers Karls des V. der zugleich König von Spanien war, und damals noch lebte, ob er gleich ſchon ſeine Länder im J. 1555 an ſeinen Bruder und Sohn abgetreten hatte. Er ſtarb erſt am 21 Sept. 1558. — Dies iſt ein Beweis mehr, daß dieſe dritte Reiſe Towrſon's nicht in das Jahr 1577 gehören kann.

ſeinen größten Kanonen auf ſie feuern. Da ſie merkten, daß der Hauptmann ſehr zornig war, hielten ſie ſich nicht lange auf, und unterſagten ihren Soldaten das Schieſſen. Sie kamen bald wieder, und ſagten, daß ſie ihre Leute abgeſtraft hätten. Er führte ſie hierauf in dem Schiffe herum, und bewirthete ſie ſo gut er konnte, worüber ſie auch ſehr zufrieden ſchienen. Am darauf folgenden Tage luden ſie ihn zum Eſſen ein, und ließ ſen ihm zugleich ſagen, daß es dem General ſehr leid wäre, daß Jemand von ſeinen Leuten verlangt hätte, die Flagge vor ihm abzunehmen; es wäre ganz ohne ſein Vorwiſſen geſchehen; er bäte deswegen Herrn Towrſon, es ihm als keine Unhöflichkeit zuzurechnen, und lieſſe ihn verſichern, daß keiner von ſeinen Leuten es wagen würde, ihn zu beleidigen.

Am 17 verlieſſen unſre brittiſchen Schiffe die Inſel Groß-Kanaria, und kamen am folgenden Morgen an die Küſten der Barbarei. Auf ihrer Fahrt längs dem Ufer bekamen ſie den Fluß Rio del Oro ins Geſicht, welcher gerade unter dem Wendezirkel liegt. Am 21 befanden ſie ſich in dem 20½ Grade, welches die Höhe des weiſſen Vorgebirges iſt. Am 25 ſahen ſie Land in einer Bai, die vom grünen Vorgebirge gegen Norden liegt. Am 26 gieng Towrſon mit Francesko und Franz Caſtelin in der Pinnaſſe an Bord des Tigers, der am nächſten beim Ufer war.

Mit dieſem und den andern Schiffen lief er Weſt gen Süd und Weſtſüdweſt, bis ſie um 4 Uhr dem Vorgebirge ganz nahe waren. Sie giengen hierauf Südweſtwärts, und fanden vier Meilen von dem Kap einige ſchönen Inſeln; die eine war voll hoher Felſen die mit Tauben und andern Arten See- und Landvögeln angefüllt waren, ſo daß die ganze Inſel von dem Kothe derſelben ausſah, als ob ſie von Kreide wäre. Zwiſchen den Inſeln war ein ſchöner Meerbuſen, und bei den Felſen war 18 Faden tief Waſſer, und ein guter Grund. Als ſie hörten, daß die Franzoſen einen ſtarken Handel hier trieben, warfen ſie in der Bai Anker. Die Pinnaſſe mußte alſo um ein anderes Gebirge herum gehen, um einen Handelsplaz zu ſuchen. Als es bald Nacht werden wollte, nahm Towrſon ein kleines Boot und das Beiſchiffchen vom Tiger, und gieng damit an die Inſel, wo ſie einige Vögel fiengen, die den Enten glichen. Er hatte noch Luſt hier zu bleiben, und ſprach deswegen mit dem Hauptmann auf dem Chriſtoph, dieſer verwarf aber den Vorſchlag ganz, weil dieſer Ort nicht der Endzwek ihrer Reiſe wäre.

Am 27 verſammelten ſich die Schiffshauptleute, hielten Rath, und beſchloſſen, weil keine Schwarzen zu ihnen kamen, mit der Pinnaſſe längs dem Ufer hin zu fahren; ſie fanden auch bei dem Vorgebirge eine ſchöne Inſel, und eine ganz bequeme Bai. An der Küſte lieſſen ſich ſogleich Ne-

gern ſehen, die ihnen zuwinkten. Hierauf warfen ſie Anker, und giengen mit dem Boote an das Land, um zu ſehen, was hier zu handeln wäre. Die Negern hatten Elefantenzähne, Biſam und Thierhäute; ſie erboten ſich ſogleich ihren Anführer herzuholen, wenn die Engländer einen Mann mitſchikken wollten, ſie wären auch ſogleich bereit, ihnen einen von den Ihrigen dagegen zu laſſen. Man erkundigte ſich, wie lange kein franzöſiſches Schiff bei ihnen geweſen wäre, einige ſagten acht, andere ſechs, und noch andere nur vier Monate. Weil der **Chriſtoph** keine Luſt zu warten hatte, ſo giengen ſie wieder an Bord des **Tigers** zurük.

Am 10 März erreichten ſie die Küſte von Guinea, und zwar fünf Meilen weſtwärts von dem Vorgebirge **de Monte**, nicht weit von dem Fluſſe **Rio das Palmas**. Am 11ten als ſie an das Ufer giengen trafen ſie einen Mann an, der ein wenig portugieſiſch ſprach, und ihnen erzählte, daß vor zwei Monaten ein franzöſiſches Schiff, und vor einem Monat zwei vorbeigeſegelt wären. **Towrſon** tauſchte hier 19 Elefantenzähne, und $2\frac{1}{4}$ Unzen Gold ein.

Am 12 ſegelten ſie nach dem Fluſſe **Seſtos** zu, und kamen am 13ten in der Nacht daſelbſt an. Am 14 ſchikte der **Mignon** ſeine Boote nach Waſſer. Am 15 kamen ſie miteinander überein, den **Tiger** an einen andern Ort zu ſchikken, um Waſſer einzunehmen, und ſich zu erkundigen, ob ſie nicht

guineiſchen Pfeffer bekommen konnten. Hierauf fuhren ſie mit ihren Waaren in den Fluß, wo ſie einen Schwarzen antrafen, der zu Liſſabon gebohren, und von einem portugieſiſchen Schiffe zurükgelaſſen worden war, das im vergangenen Jahre in einem Gefechte mit drei franzöſiſchen Schiffen im Rauch aufgegangen ſei. Sie erfuhren von ihm, daß vor zwei Monaten drei franzöſiſche Schiffe, ſeit ſechs Wochen wieder zwei, und das lezte vor 14 Tagen in dieſem Fluß geweſen, und alle nach Mina geſegelt wären. Sie bekamen denſelben Tag nur wenig Pfeffer.

Am 19 entſchloſſen ſie ſich nach Mina zu ſegeln, theils weil die Franzoſen ſchon alle Körner hier eingehandelt hatten, theils, weil wegen der ungeſunden Luft dieſer Gegend, ſchon 14 Mann auf dem **Mignon** krank lagen.

Am 21 kamen ſie vor den Fluß **Potos**. Einige Boote fuhren nach Waſſer hinein, unterdeſſen **Towrſon** in einem Beiſchiffchen ans Land gieng, und zwölf kleine Elefantenzähne eintauſchte. Am 23 giengen ſie wieder unter Segel, nachdem ſie ſo viel Zähne, als ſie hatten bekommen können, eingetauſcht hatten. Am 31 trafen ſie zu **Hanta** ein, und verkauften einige Armſprangen daſelbſt. Am 1 April entdekten ſie fünf portugieſiſche Segel, ſie ſtachen auf das ſchnellſte in die See, um ihnen den Wind abzugewinnen. Wenn der Wind auf ſeiner gewöhnlichen Sträſſe aus Süd-

weſt und Weſtſüdweſt geblieben wäre, ſo würde es ihnen auch geglükt ſeyn; er wehete aber denſelben Tag von Oſten und Oſtſüdoſt, ſo, daß die Portugieſen den Wind vor ihnen voraus hatten, und alle Schiffe bis auf eins, welches nicht ſo gut ſegelte, innerhalb des Schuſſes kamen. Der Wind wendete ſich bald darauf, und blies wieder aus Südweſt. Da aber die Nacht einbrach, und der **Christoph** vier Meilen ſeitwärts, und dem Winde ganz entgegen gekommen waren; ſo ſteuerte der **Mignon**, und gewann dem Admiral nebſt noch drei Schiffen den Vortheil des Windes ab. Da ſie den Portugieſen nahe genug waren, riefen ſie ihnen zu; ſie wollten aber nicht antworten. Hierauf drehten ſie ſich herum, und legten ſich ihnen gerade vor den Wind. Die Portugieſen drehten ſich ebenfalls herum, und feuerten auf ſie. Sie antworteten mit ihrem Geſchüz, und durchlöcherten den Admiral vier oder fünf Mal. Der **Mignon** bekam verſchiedene Schüſſe in die Segel, es wurde aber keiner beſchädiget. Der Tiger und die Pinnaſſe hielten ihre Segel aufgezogen, und wollten ſich nicht in das Gefecht einlaſſen, weil es Nacht war. Aus eben dieſer Urſache wollte ſich auch der **Mignon** nicht an Bord des Feindes wagen, ſondern ſtellte das Schieſſen, nach einem zweiſtündigen Treffen ein, blieb aber dennoch ſeinem Feinde vor dem Winde liegen. Darauf wendete ſich der Tiger und die Pinnaſſe gleichfalls herum, ſtieſſen zu dem **Mignon**, und richteten ſich alle drei gegen

die freie See, und braunten ein Stük los, um den Chriſtoph dadurch zu warnen. In der Nacht um 12 Uhr ſtieß der **Tiger** bei ſehr geringem Winde, indem der Schiffer ſchlief, durch die Unvorſichtigkeit ſeiner Leute, an den Bord des Mignons, und zerriß deſſelben Schönfahrſegel mit den Hakken an ſeinen Segelſtangen. Das Boot des **Tigers**, das zwiſchen beiden inne lag, ward zerſchmettert, und ſank mit einigen Waaren, die ſich darin befanden. Es wurden auch die Schiffswände verlezt. Doch kamen ſie ohne weiteren Schaden von einander, obgleich nicht viel gefehlet hätte, daß das eine Schiff nicht umgeworfen worden wäre.

Am 2 April trafen ſie den Chriſtoph wieder an. Towrſon gieng an Bord, und bekam die Nachricht, daß die Portugieſen, nachdem ſie ſein Schiff verlaſſen, mit geſammter Macht auf dieſes losgegangen wären. Um 12 Uhr ſeien ſie an einander kommen, und hätten Kugeln miteinander gewechſelt. Die Portugieſen hätten ihnen an verſchiedenen Orten ihre Segel durchlöchert, ſonſt aber keinen groſſen Schaden gethan. Sie beſchloſſen daher, den Feind aufzuſuchen, und ihm den Weg nach allen ſeinen Handelsplätzen abzuſchneiden. Sie sezten ihm demzufolge am 3ten den ganzen Tag nach. Da ſie ihn aber nicht zu Geſicht bekommen konnten, ſo wendeten ſie ſich wieder an das Ufer.

Am 4 als ſie Land anſichtig wurden, fanden ſie, daß ſie um 30 Meilen mehr oſtwärts gekommen

waren, als ſie ihrer Rechnung nach hätten ſeyn ſollen, worüber ſie ſich nicht wenig verwunderten. Denn der erſte Ort, wo ſie anlandeten, war **Lagua**. **Towrſon** gieng daſelbſt mit ſeinem und des **Chriſtophs** Boote ans Ufer, und erfuhr von den Schwarzen, daß ſich vier franzöſiſche Schiffe an dieſer Küſte aufhielten; eines zu **Perinnen**, ſechs Meilen gegen Weſten, ein anderes zu **Weamba**, vier Meilen gegen Oſten; das dritte zu **Perekow**, noch weiter oſtwärts, vier Meilen von **Weamba**; und das vierte zu **Egrand**, welches vier Meilen von **Perekow** gegen Oſten liegt. Auf dieſe Art wurden ſie ſchlüſſig, fortzugehen, und die Franzoſen aus ihren Handelsplätzen zu treiben. Kaum eine Stunde darauf ſahen ſie eines von obgedachten Schiffen unter Segel, das von **Weamba** abfuhr, und ſie jagten es eine Zeitlang. Es war abgeredet, um die Feinde deſto weniger zu verfehlen, daß erſtlich der **Mignon**, und drei Stunden hernach der **Tiger** und der **Chriſtoph** vor Anker kommen, und die ganze Nacht über an der Küſte kreuzen ſollten.

Am 5 fanden ſie drei franzöſiſche Schiffe vor Anker liegen. Eines hieß **la Foye de Honfleur**, und war von 220 Tonnen; das andere **la Ventereuſe**, ein kleines Ruderſchiff von Honfleur, von 100 Tonnen (beide aber gehörten dem Schawdet (Chaudet?) von **Honfleur**) und **Müllet de Batuille** von 120 Tonnen, welches den Kaufleuten von **Rouen** zuſtändig war.

Sie hatten ſich verglichen, daß der Mignon ſich an Bord des Admirals, der Chriſtoph an Bord des Vizeadmirals, und der Tiger an Bord des kleinſten Schiffes legen ſollte. Sobald ſie aber anrükten, lichteten die Herren Franzoſen die Anker, und der Chriſtoph, welcher der vorderſte und der geſchwindeſte war, gieng mit dem Admirale gleich. Das Ruderſchiff gieng ſo ſchnell, daß ſie es nicht einholen konnten. Das nächſte, welches ſie auch wirklich erreichten, war der Mullet. Sie legten ſich an Bord deſſelben, erſtiegen und eroberten ihn. Es war dieſes das reichſte Schiff nach dem Admiral; denn es hatte achzzig Pfund Gold eingenommen; da hingegen das Ruderſchiff nur zwei und zwanzig hatte, wie ſie aus der Ausſage der Gefangenen erfuhren. Sie hatten ſich zwei Monate und einige Tage an der Küſte von Mina aufgehalten. Doch war das Ruderſchiff nebſt noch einem andern Schiffe von Dieppe, und einem kleinem Fahrzeuge, das die ganze Küſte umſegelt hatte, etwas eher, als die übrigen, angelangt. Sie waren erſt einen Monat vor Ankunft der Engländer wieder ausgelaufen. Dieſe drei Schiffe zuſammen hatten auf ſiebenhundert Pfund Gold an ſich gehandelt. Nachdem ſie ihre gemachte Priſe mit genugſamer Mannſchaft beſezt hatten, verfolgten ſie die übrigen beiden Schiffe bis den andern Tag Nachmittags um drei Uhr. Weil ſie aber dieſelben nicht einholen konnten, und überdieſes keinen guten Wind hatten, in ihren Han-

delsplaz zurük zu kehren, ſo gaben ſie die Priſe auf, und ſegelten wieder ans Ufer. Am 7 ward das erbeutete Gold vor den Hauptleuten, Kaufleuten und Schiffern gewogen, und die Summe davon belief ſich auf 50 Pfund 5 Unzen.

Am 12 kamen ſie nach **Egrand**, welches der äuſſerſte Plaz an der Küſte **Mina** iſt. Daſelbſt luden ſie die Kaufmannsgüter aus der gemachten Priſe aus, und wollten das Schiff nebſt dem Proviante an die Franzoſen verkaufen. Weil aber das Schiff lek war, ſo ſchlugen die Franzoſen den Handel aus, und baten, daß man ſie an Bord der engliſchen Schiffe nehmen möchte, welches ihnen auch gewährt ward. Sie beſchloſſen alſo insgeſammt, die Waaren auszuladen, und das Schiff zu verſenken. Am 15 gegen Abend wurden ſie mit dem Ausladen fertig, und vertheilten die Franzoſen in ihre Schiffe bis auf viere, die krank lagen, und nicht im Stande waren, ſich ſelbſt aufzuhelfen. Dieſe viere wollte weder der **Tiger** noch der **Chriſtoph** einnehmen — wie hartherzig! — ſondern ſie lieſſen dieſelbe über Nacht in ihrem Schiffe allein liegen, ſo, daß endlich der **Mignon** genöthigt ward, ſie noch um Mitternacht zu ſich abzuholen.

Am 15 April war die Kompagnie geneigt, nach Benin abzureiſen. Viele davon aber wiederſezten ſich. Sie wurden hierauf einig, ſo lange, als es ihnen die Zeit der Rükreiſe noch verſtatten

wollte, an der Küſte zu bleiben. Es ſollte demnach der Mignon zu Egrand liegen bleiben, der Tiger ſollte nach Perekow, welches vier Meilen davon iſt, gehen, und der Chriſtoph nach Weamba, welches zehn Meilen von Perekow liegt. Im Fall eins von den beiden leztern ſo viel Segel entdekken ſollte, daß es ſich nicht getraute, denſelben die Spizze zu bieten, ſo ſollte eins zu dem andern ſtoſſen, und alsdann beide ſich mit dem Mignon vereinigen. Der Mignon blieb bis zum lezten April zu Egrand, in welcher Zeit viele von der Mannſchaft krank wurden, und ſechſe von derſelben ſtarben. Sie konnten daſelbſt nicht mehr als 3 oder 4 Tage in der Woche mit den Schwarzen handeln; denn die übrige Zeit wollten ſie nicht zu ihnen kommen. Am 3 Mai verkauften ſie franzöſiſche Leinwand, weil die Pinnaſſe nicht, wie es verſprochen war, damit von den andern Schiffen ankam, und gaben nicht mehr, als drei Stäbe, für einen Suff. Am 5 giengen die Negern von ihnen weg, und verſprachen in vier Tagen wieder zu kommen. Sie entſchloſſen ſich dahero, ſo lange zu warten, ob gleich viele von den Seeleuten krank lagen. Am 8 hatten ſie alle ihre Leinwand verkauft, und die Geſellſchaft gieng darauf zu Rathe, ob ſie noch die übrige verkaufen ſollten, welche ſie in dem franzöſiſchen Schiffe erbeutet hatten. Sie antworteten nein, weil verſchiedene von ihren Leuten todt, und noch zwanzig krank waren. Sie beſchloſſen daher, wieder zu den andern Schiffen zu

ſtoſſen, von welchen ſie ſeit dem 27 April nichts gehört hatten, ob ſie gleich die Pinnaſſe bloß zu dem Ende bei ſich führten, daß ſie Nachricht von dem einen Schiffe zum andern überbringen ſollte; und dann wellten ſie alle zuſammen ihre Reiſe fortſezzen, und verſuchen, was in **Don Johannsſtadt** zu thun wäre. Am 10 früh giengen ſie unter Segel, und am 11 kam der Hauptmann vom Chriſtoph und ſagte, daß an denen Orten, wo ſie geweſen, ſehr wenig Handel getrieben würde.

Am 12 begab ſich **Towrſon** mit **Willhelm Crampton** in die kleine Pinnaſſe, und beſuchte den **Tiger** und den **Chriſtoph** zu **Perenine**. Am folgenden Tag ſchikten ſie den **Tiger** nach **Egrand**, weil zu Perenine nichts war, das ihnen zu einem längern Aufenthalte Luſt machte. Am 14 war die groſſe Pinnaſſe bei ihnen angekommen, welche ſie mit Leinwand nach **Weamba** zurükſchikten. Sie war ſchon zuvor daſelbſt geweſen, und hatten 10 Pfund Gold eingehandelt. Am 15 ſtieß der **Mignon** zu ihnen; den Tag darauf giengen ſie mit ihren Booten an das Ufer. Sie bekamen aber nicht mehr, als eine Unze Gold. Am 19 ankerten ſie vor **Maure**, und blieben zwei Tage an dieſem Orte liegen, ſie bekamen aber ebenfalls nicht mehr als eine Unze Gold.

Am 21 kamen ſie nach **Don Johannsſtadt**, und giengen den folgenden Tag mit den Booten an das Land. Es wollte ſich aber Niemand von

den Schwarzen ſehen laſſen. Towrſon und der Hauptmann vom Chriſtoph nahmen darauf das Beiſchiff mit 8 Mann, und giengen damit ſelbſt zu den Schwarzen, um mit ihnen zu reden. Sie gaben zur Antwort, daß ſie Jemand in die Hauptſtadt abſchikken wollten, dem Don Johann Nachricht von ihrer Ankunft zu geben. Am 23 ſtiegen ſie wieder ans Land. Die Schwarzen gaben ihnen die Verſicherung, daß Don Johanns Kaufleute noch denſelben Tag ankommen würden. Sie warteten daher bis gegen Abend. Es wollte ſich aber kein Menſch ſehen laſſen, ſondern es gaben ihnen noch dazu die Einwohner durch verſchiedene Zeichen zu verſtehen, daß ſie ſich entfernen ſollten. Am 24 als der Hauprmann vom Chriſtoph in ſeinem Boote nach Maure zurükkehren wollte, fragten ihn einige von den Schwarzen um den Preis ſeiner Waaren. Sie wurden aber durch eine Almadie, die ſeinem Erachten nach von der Veſtung kam, genöthiget, ſich wegzubegeben. Als er darauf mit einigen ſeinen Leuten landen wollte, warfen die Schwarzen Steine nach ihm, und wollten nicht zugeben, daß er in ihre Stadt kommen ſollte. Sie nahmen deswegen einige von den Almadien, ſtachen in die See, und entfernten ſich vom Ufer.

An demſelben Morgen kam Towrſon bei der Johannsſtadt mit einer weiſſen Flagge ans Ufer. Weil aber Niemand von den Negern herbei kam, ſo ſchloß er daraus, daß Portugieſen daſelbſt ſeyn

müßten. Darauf ließ er ein wolbeſeztes Boot näher an das Land fahren, und ſchikte einen Mann mit einer weiſſen Fahne in der Hand gegen die Stadt zu. Die Schwarzen kehrten ihm aber alle bei ſeiner Annäherung den Rükken, und gaben ſich nicht einmal die Mühe, mit ihm zu reden. Der Hauptmann ſchikte ihnen einen andern in die Wälder nach. Sie wollten aber nicht herkommen. Aus Rache nahmen ihnen ſeine Leute zwölf Ziegen und vierzehn Hüner weg, fügten ihnen aber übrigens keinen Schaden zu. Als ſie wieder an Bord kamen, trafen ſie die Pinnaſſe an, die von Kormatin anlangte, und daſelbſt 2 Pfund 5 Unzen Gold eingenommen hatte. Der Mignon gieng nach eben dieſem Orte, nachdem die aufrühriſchen Bootsleute auf demſelben mit vieler Mühe wieder zur Ruhe gebracht waren. Der Chriſtoph gieng nach Maure. Der Schiffspatron dieſes leztern ſchikte am andern Tag nach ſeiner Ankunft ans Ufer, um Ballaſt daſelbſt zu holen; aber die Negern wollten die Mannſchaft nöthigen, ſogleich wieder an Bord zu kehren. Dieſe trieb Gewalt mit Gewalt ab, tödtete und verwundete etliche Schwarze. Dieſe retteten ſich hierauf mit der Flucht, und die Engländer ſtekten aus Rache ihre Stadt in Brand, und zerhieben alle ihre Kähne.

Am 26 langte die Pinnaſſe von Kormatin wieder bei dem Mignon an, und brachte zwei Pfund eilf Unzen Gold mit. Der Befehlshaber

derſelben berichtete dem Hauptmann **Towrſon**, daß die Negern daſelbſt ein groſſes Verlangen bezeugten, wieder ein Schiff bei ihrer Stadt zu ſehen. Der **Mignon** fuhr daher am folgenden Tage dahin ab. Am 28 kam der **Chriſtoph** von **Maure** an eben dieſen Ort, und beide handelten daſelbſt zwei Tage lang. Am 2 Junius ſtieß der **Tiger** von **Egrand**, und die Pinnaſſe von **Weamba** zu ihnen. Sie hatten zuſammen auf 50 Pfund Goldes an dieſen Orten eingenommen. Am 4 fuhren ſie von **Kormatin** ab, und nahmen ihren Weg nach **Schamma**. Denn ſie konnten wegen Mangels an Lebensmitteln, beſonders aber an Getränke nicht länger an der Küſte liegen bleiben.

Am 7 entdekten ſie fünf Schiffe des Königs von Portugal, welche ſich bei dem Kaſtell vor Anker legten. Am 8 kamen **Georg** und **Binny** zu ihnen, und brachten beinahe 2 Pfund Gold mit ſich. Am 10 begab ſich Towrſon nebſt dem Hauptmann vom Chriſtoph mit einer ſtarken Bedekkung in die kleine Pinnaſſe, um die portugieſiſchen Schiffe in Augenſchein zu nehmen. Ihre Flotte beſtand aus einem Schiffe von 300 Tonnen, und 4 kleinen runden Fahrzeugen, welche ſie Karavellen nennen. Bei ihrer Rükkunft fanden ſie ihre eigenen Schiffe ſieben engliſche Meilen vom Lande ab in der See. Am nächſten Morgen erblikten ſie den **Tiger** in der Gegend von Schamma. Sie würden auch denſelben mit leichter Mühe erreicht

haben. Weil ſie aber dadurch unter den Wind der portugieſiſchen Schiffe gekommen wären, ſo warfen ſie Anker, um den Mignon und die Pinnaſſe, die hinter ihnen waren, zu erwarten. In der Nacht kamen beide heran. Weil ſie aber nicht im Stande waren, ſoweit vorbei zu fahren, ſo ankerten ſie eine Meile unter dem Kaſtell.

Am 12 ſtieß der **Tiger** mit dem **Chriſtoph** zuſammen. Weil beide groſſen Mangel an Lebensmitteln litten, ſo hatten ſie Luſt die Portugieſen anzufallen, um ſich der ihrigen zu bemächtigen. Der Schiffer und die übrige Geſellſchaft auf dem **Mignon** wollten aber nicht in dieſen Anſchlag willigen, weil ſie befürchteten, bei ihrer Rükkunft nach England deswegen am Leben geſtraft zu werden. Es ſtanden endlich auch die beiden andern Schiffe von dieſem Vorhaben ab, damit ſie nicht von einigen ihrer eigenen Reiſegefährten deswegen angeklagt würden. Sie nahmen hierauf die Mannſchaft aus der Pinnaſſe heraus, weil ſie keine Lebensmittel mehr übrig hatte, und der einzige **Mignon** noch im Stande war, ihnen damit auszuhelfen. Sie beſezten dagegen dieſelbe mit 12 Franzoſen, und gaben ihnen ſo viel Lebensmittel, als nöthig war, bis nach Schamma zu kommen. Am 18 kamen der **Tiger** und der **Mignon** zu Schamma an, und lieſſen den **Chriſtoph** zwei Meilen hinter ſich zurük. Hieran war der Wind Urſache, der ſo ſchwach war, daß ſie in 14 Tagen

nicht mehr als 12 Meilen vor dem Winde geſegelt waren, welche ſie vormals in einem Tage und einer Nacht zurükgelegt hatten. Am folgenden Tag nahm Towrſon die Pinnaſſe, und kam damit nach Schamma, um ſich mit dem daſigen Befehlshaber zu unterreden. Dieſer ſagte ihm, daß hier kein Gold, wegen eines Vergleichs, den er mit den Portugieſen eingegangen, zu haben wäre.

Am 21 legte er ſo viel Sachen als er noch hatte, in die kleine Pinnaſſe, und ſchikte ſie mit zwei Kaufleuten nach Hanta, welche daſelbſt ihr Glük im Handel verſuchen ſollten. Am erſten Abend konnten ſie nichts vornehmen; man verſprach ihnen aber auf den folgenden Tag Gold. Da ſie demnach wiederkamen, wollte ſich weder der Befehlshaber noch die Schwarzen mit ihnen in Handel einlaſſen, ſondern man ſuchte ſie nur mit ſchönen Worten aufzuhalten. An dem nämlichen Tage ſchikten ſie die Pinnaſſe mit 25 Franzoſen fort, und gaben ihnen ſo viel Lebensmittel, als ſie entbehren konnten. Fünfzehn von ihnen mußten ſechs Kronen für den Kopf zur Auslöſung geben. Am 23 kam die Pinnaſſe zurük, und die Leute derſelben erzählten, wie übel ihnen die Schwarzen mitgeſpielt hätten, und daß ſie ſich auf keine Weiſe mit ihnen in Handel einlaſſen wollten.

Am 24 beſezte Towrſon ſein Boot und ſeine Pinnaſſe mit ſtarker Mannſchaft, und gieng damit nach Schamma, und brannte daſelbſt die

Stadt ab, weil ſich der Befehlshaber dieſes Orts den Portugieſen unterworfen hatte. Unter der geringen Beute, welche die Schiffsleute machten, wurde ein Koffer eines Portugieſen gefunden, in welchem Gewichte, und einige von ſeinen Kleidern lagen, wie auch ein Brief, der von dem Kaſtell geſchrieben war, aus dem man abnehmen konnte, daß er ſich ſchon lange Zeit da aufgehalten hatte.

Am 25 Nachmittags ſtachen ſie in die See, um die Rükreiſe nach England anzutreten. Am 30 befanden ſie ſich wieder am Lande, und zwar, ihrer Rechnung nach, achtzehn Meilen von Schamma. Als ſie aber an das Land hinan kamen, ſo wurden ſie gewahr, daß ſie 18 Meilen von eben dieſem Orte wider den Wind abgekommen wären. Dieſes rührte von einem Strome her, welcher mit groſſer Gewalt gegen Oſten treibt. Sie traten hierauf ihre Reiſe von neuem an, und richteten ſich, ſo gut ſie konnten, nach dem Winde, um die Linie zu erreichen.

Am 7 Julius erblikten ſie die Inſel St. Thomas, und waren Willens die Rhede derſelben zu ſuchen, um daſelbſt vor Anker zu bleiben. Weil ſie aber gleich den folgenden Morgen guten Wind bekamen, ſo liefen ſie wieder aus. Am 9 darauf war der Wind veränderlich. Sie wendeten ſich, und wurden von neuem an eben dieſe Inſel verſchlagen, indem ſie die Rhede zu finden trachteten, und ſie wurden durch den Strom nahe an das Ufer getrie-

ben. Sie konnten aber keinen Ankergrund finden. Der **Mignon** ward alſo genöthiget, ſeine Pinnaſſe, und die übrigen Schiffe ihre Boote in die See auszubringen, um ſich durch dieſelben von der Inſel wegbogſiren (ziehen) zu laſſen, welches ihnen aber nicht von Statten gehen wollte. Endlich trieb ſie der Wind von der Inſel weg, und drei Meilen in die See hinein.

Am 10 begaben ſich der **Chriſtoph** und der **Tiger** wieder in die See. Die Equipage des **Mignon's** glaubte, ſie wollten einige Schiffe in der Rhede aufſuchen, und war nicht geneigt, ihnen zu folgen, aus Furcht, wieder an das Land getrieben, und eben der Gefahr ausgeſezt zu werden, die ſie in vorhergehender Nacht ausgeſtanden hatte. Jene aber feuerten eine Kanone ab, und ſtekten zwei Lichter aus, worauf mit Ausſtekkung der Lichter geantwortet wurde. Die in der See glaubten, daß die Andern ihnen nachfolgten, und ſezten deswegen ihren Lauf fort. Weil ſie aber den andern Morgen niemand ſahen, und gewahr wurden, daß man ſie vorſäzlich im Stiche ließ, ſo beſchloſſen ſie ihren Reiſegefährten nicht weiter nachzugehen. Am 11 änderten ſie deſſen ohngeachtet ihre Meinung, und wendeten ſich wieder nach der Inſel, um ihre Reiſegefährten aufzuſuchen, welche ſie auch daſelbſt trafen. Am 13 wurden ſie aufs neue an die St. **Thomas**=Inſel verſchlagen, und die folgende Nacht befanden ſie ſich gerade unter der Linie.

Die St. Thomas-Inſel iſt ſehr hoch. Auf der Weſtſeite hat ſie einen hohen Felſen, der aber ganz ſchmal und jähe iſt, und die Geſtalt eines Kirchthurmes hat. Er liegt gerade unter der Linie. Eine Meile von dem Südende dieſer Inſel gegen Weſten iſt ein kleines Inſelchen *).

Am dritten Auguſt giengen unſre Britten endlich mit günſtigem Winde unter Segel, und waren am 12 darauf ſchon auf der Höhe des grünen Vorgebirgs.

Am 22 kamen ſie an eine von den Inſeln des grünen Vorgebirgs, welche del Sale oder Salzinſel heißt. Weil ihnen ein Schotte, den ſie unter den Franzoſen bekommen hatten, berichtete, daß daſelbſt friſcher Proviant zu haben wäre, ſo warfen ſie Anker, und ſchikten am folgenden Tage in der Frühe ein Beiſchiff an das Ufer; ſie fanden aber weder Häuſer noch Einwohner, auſſer vieren, die ſich ihnen aber nicht nähern wollten. Von zahmem Viehe ſahen ſie auch nichts als Ziegen, die zwar in groſſer Anzahl, aber ſo wild waren, daß ſich nicht mehr als drei oder vier fangen lieſſen. Dagegen fanden ſie Erſaz an einer Menge guter Fiſche, an denen ſie ſich erholten, und an den zahlreichen Seevögeln, die ſie auf einer klei-

*) Dieſe und die übrigen afrikaniſchen Inſeln werden in einem der folgenden Abſchnitte dieſes Werks ausführlicher beſchrieben.

nen naheliegenden Inſel fanden. In der Nacht zerriß der Kabeltau an dem Chriſtoph, wodurch derſelbe einen Anker verlor. Weil er alſo nicht länger hier liegen bleiben konnte, ſo giengen ſie ſämtlich unter Segel. Auf eben dieſer Inſel verloren ſie auch ihren Schotten, ohne zu wiſſen, wie. Es blieb ihnen keine andere Vermuthung übrig, als die, daß die Einwohner ihn ſchlafend gefunden, und weggeführet haben. Gegen Abend gieng Towrſon ſelbſt an das Ufer, um ihn zu ſuchen, er konnte aber nichts von ihm erfahren.

Am 24 kam der Schiffer von dem **Tiger**, und ſtellte den Leuten auf dem **Mignon** vor, daß ſeine Leute ſo ſchwach, und ſein Schiff ſo lek wären, daß er ſich nicht getraute, es länger überm Waſſer zu erhalten. Er bat ſie daher, wieder an die Inſel zurük zu kehren, um daſelbſt die Waaren heraus zu nehmen, und das Schiff dann den Wellen Preis zu geben. Man machte ihm aber Gegenvorſtellungen, und vermochte ihn endlich dazu, daß er ſich entſchloß, noch einige Zeit ſich zu gedulden, und unterdeſſen einen franzöſiſchen Zimmermann zu ſich zu nehmen, der den Lek ausfindig machte, durch welchen das Waſſer eindränge. An eben dieſem Tage muſterten ſie die Leute, und fanden, daß auf drei Schiffen nicht mehr als dreiſſig Geſunde waren.

Am 25 fanden ſie die Inſel **St. Nikolas**, und am folgenden die von **St. Lucia**, **Vincent**

und **Anton.** Dieſe viere liegen gegen einander Nordweſt gen Weſt, und Südoſt gen Oſt.

Am 26 kamen ſie wieder an die **St. Antonsinſel**, weil ſie das Vorgebirge nicht paſſiren konnten. An eben dem Tage kam der Schiffer auf dem **Chriſtoph, Philipp Jones** an Bord des **Mignon's**, und berichtete, daß die auf dem **Tiger** ſich nicht länger in dem Schiffe erhalten könnten, weil es ſehr lek wäre, und überdieſes der Schiffer ſich ſehr ſchwach befände. Er hatte ſich daher mit dem Schiffer und der Schiffsgeſellſchaft verglichen, daß ſie den folgenden Tag, wenn ſie bei der Inſel vorbei paſſiren könnten, an die windfreie Seite derſelben laufen, und die Waaren umpakken ſollten. Wofern ſie aber nicht vorbei kommen könnten, ſo ſollten ſie es zwiſchen dieſer Inſel und der Inſel **St. Vincent** thun.

Am 3 September gieng **Towrſon** mit den Schiffern und den Kaufleuten an Bord des **Tigers.** Das Schiff war ſehr lek, und es waren nicht mehr, als ſechs Mann darauf, die arbeiten konnten. Einer unter dieſen war der Oberkonſtabler. Sie beſchloſſen alſo, die Mannſchaft, und ſo viel als ſie von den Waaren retten könnten, einzunehmen, das Schiff aber den Wellen Preis zu geben. Tags darauf griffen ſie die Arbeit an, und nachdem ſie die Kanonen, Waaren, Lebensmittel, und das Geld herausgenommen hatten, ſo verlieſſen ſie das

Schiff am 8ten, in der Breite von fünf und zwanzig Graden.

Am 27 bekamen ſie zwei von den azoriſchen Inſeln zu Geſichte, nämlich die Inſel St. Maria und St. Michael. Unterdeſſen waren die Leute auf dem Chriſtoph ſo krank geworden, daß ſie den Mignon baten, bei dem Kap Finisterre an Land zu gehen; denn ſie konnten es nicht länger auf der See ausdauern. Weil auch die Equipage des Mignon's ſehr krank war, ſo entſchloſſen ſie ſich gern, zu Vigo (in Spanien) einzulaufen, welcher Haven von den Engländern oft beſucht wird.

Am 10 lief der Chriſtoph gegen das Vorgebirge. Der Mignon hatte aber gleich einen guten Wind, nach England zu gehen, und ſezte mit dieſem ſeinen Lauf fort. Er fürchtete, den Kapern in die Hände zu fallen, die gewöhnlich in dieſer Gegend umherkreuzen. Auch wußte er nicht, in was für Vernehmen England und Spanien mit einander ſtänden; und wußte, daß man, wenn ſie auch gleich in Frieden wären, doch wenig Vertrauen auf die Freundſchaft der Spanier ſezzen dürfe. In Anſehung ihrer gethanen Reiſe hatten ſie auch Urſache, zu befürchten, daß der König von Portugal, wenn er erführe, wo ſie geweſen wären, ſchon Mittel finden würde, ihnen durch die Regierung von Spanien Verdräßlichkeiten zuzuziehen. Sie glaubten ferner, wenn ſie einmal in einen Haven einliefen,

daß ſie nicht eher würden abfahren können, als bis ſie mehr Leute aus England erhielten, welches nicht anders, als mit vielen Koſten, und groſſem Zeitverluſte geſchehen könnte, anderer Unbequemlichkeiten zu geſchweigen. Alle dieſe Gründe bewogen ſie, auf ihrem Laufe nach England zu verharren, nachdem ſie zuvor dem Chriſtoph ein Zeichen durch zwei Kanonenſchüſſe gegeben hatten. Dieſer folgte ihnen nach; als er ihre Kanonenſchüſſe vernahm, und ſtekte auch zu dieſem Ende ein Licht aus; ſie bekamen aber den folgenden Tag einander nicht wieder zu Geſichte, weil es am Morgen neblicht war. Sie ſchloſſen daher, daß ihr Reiſegefährte entweder ſeinen Weg nach Spanien genommen, oder auch in der Nacht mehr Segel als ſie aufgeſpannt, und ihnen dadurch vorgekommen ſeyn müßte.

Als ſie von dem Chriſtoph getrennt wurden, ſo befanden ſie ſich noch hundert und zwanzig engliſche (wahrſcheinlich See-) Meilen von England, und fünf und vierzig Nordweſt gen Weſt vom Kap Finisterre. Sie hatten dazumal nicht mehr, als ſechs geſunde Bootsleute, und eben ſo viel Kaufleute im Schiffe, welches eine ſehr geringe Anzahl war, wenn ſie mit einem ſolchen Schiffe einen fremden Haven hätten ſuchen wollen.

Am 16 entſtand früh um ſechs Uhr ein groſſer Sturm aus Weſtſüdweſt; und weil nun die Mannſchaft vor Schwachheit nicht gehörig mit den Segeln

umgehen konnte, ſo verloren ſie ihr Schönfahr=, ihr Fokke= und ihr Bogſprietſegel. Sie waren alſo genöthiget, bis auf den 18ten ohne Segel zu fahren. Weil ſie aber ſchon weit in den Kanal hineingekommen waren, ſo flikten ſie ein altes Fokkeſegel zuſammen, befeſtigten es an die Stange, und ſegelten mit demſelben an der Küſte von England hin. Es dauerte aber kaum zwei Stunden, da es durch einen Stoß von der Segelſtange weggeweht ward. Sie mußten alſo wieder ohne Segel fahren, bis zum nächſten Morgen. Sie hatten indeſſen ein altes Stük Segeltuch an die Vorderſtange gebunden, womit ſie endlich die Inſel Wight erreichten, wo ſie den 20 Oktober Nachmittags anlangten.

Towrſon theilt uns hier noch folgende Bemerkung über den damaligen Guineahandel mit, welche nicht unwichtig iſt.

Die Waaren, welche am meiſten zu Guinea zwiſchen Sierra Leona, und dem äuſſerſten Ende der Küſte del Mina geſucht werden, ſind folgende: kupferne, oder auch bleierne Armbänder; Bekken von allerhand Arten, beſonders von Blech; Krüge von grobem Zinn, in die eine Viertelkanne, oder etwas mehr geht, Stükke Eiſen; Korallen, und anderes ſchlechtes Schmukwerk; blaue Korallen; einige Kazzenwedel. Vor allen andern Leinenzeug; Bekken aus Flandern; rothes Zeug von

ſchlechtem Preiſe, oder auch anderes grobes Zeug, als Keers; Keſſel, die in Holland gemacht werden, mit ehernen Handhaben; groſſe eherne Bekken mit allerhand Zierraten, ſo, wie ſie in Flandern auf die Schenktiſche geſezt werden; groſſe Bekken von Zinn, und Spülkannen mit Zierraten; zinnerne Waſchkannen; groſſe Meſſer von ſchlechtem Werthe; kleine flandriſche Käſtchen; andere Kiſten und Schreinwerk; groſſe Steknadeln; grobe franzöſiſche Dekken; Pakpapier in groſſer Menge; Degen, Dolche, Mäntel, Rökke, Hüte, rothe Müzzen, ſpaniſche Degen, Hämmer, kleine Stükken Eiſen, kleine Glokken, Handſchuhe, lederne Beutel, und allerhand andere geringe Sachen, was man nur will.

Hiemit ſchlieſſen ſich Towrſon's guineiſche Reiſen. Von ſeinen und ſeiner Reiſegefährten weiteren Schikſalen finden wir nichts aufgezeichnet.

VI.

William Rutter's Reiſe nach Guinea*).

Im Jahre 1562.

Im Jahre 1561 wollte eine Geſellſchaft von Kaufleuten zu London wieder ein Schiff nach Guinea ſchikken, deſſen Befehlshaber beſonders den Auftrag erhielt, die Küſten genau zu beobachten, Karten davon aufzunehmen, und auf der Goldküſte ein Fort anzulegen.

Das Kommando und dieſer Auftrag wurde dem Hauptmann Johannes Lok (deſſen erſtere Reiſe nach Guinea oben ihre Stelle fand) angeboten; aber er ſchlug es aus; beſonders auch darum, weil die Portugieſen Miene machten, die Britten mit Gewalt von der guineiſchen Küſte abzuhalten.

Darauf wurde im Jahr 1562 eine andere Unternehmung dahin veranſtaltet. Die Theilhaber waren Sir Willhelm Gerrard, Sir Willhelm Cheſter, und die Herren Thomas Lodge, An=

*) Rutter machte als Faktor dieſe Reiſe mit. Ein anderer Faktor Namens Robert Baker, am Bord des Mignon, beſchrieb dieſe Reiſe nachher in Verſen.

ton Hikmann, und Eduard Caſtelin. Die Schiffe waren der Mignon und die Schlüſſelblume. Die Namen der Befehlshaber ſind unbekannt. Die Schiffe giengen am 25 Februar 1562 von Dartmouth ab. Am 20 März langten ſie bei dem grünen Vorgebirge an, wo ſie ſich nicht aufhielten, ſondern längs der Küſte bis zu dem erſten Haven, wo ſie hingehen ſollten, nach Rio de Seſtos ſegelten. Sie liefen daſelbſt am 8ten April früh ein. Sie fanden hier ein franzöſiſches Schiff, welches, ſo bald es ſie gewahr ward, die Segel aufzog, und in die See ſtach. Unterdeſſen kamen ſie in der Rhede vor Anker. Als das franzöſiſche Schiff an den Flaggen erkannte, daß ſie Engländer wären, ſegelte es bei dem Ufer vorbei und begrüßte ſie mit ſeinem Geſchüz. Rutter, und die andere Kaufleute von beiden Schiffen giengen bald darauf an das Ufer des Fluſſes, um Handel zu treiben. Sie erfuhren daſelbſt von den Schwarzen, daß das franzöſiſche Schiff ſchon drei Tage vor ihnen allhier gelegen, und gehandelt hätte. Es ward alſo beſchloſſen, nicht zuzugeben, daß es ſeine Pinnaſſe von neuem herſchikken, und Handel treiben ſollte, wofern ſich die Franzoſen nicht erſtlich mit dem Hauptmann und den Kaufleuten deswegen verglichen hätten. Am Nachmittag kam die Pinnaſſe in den Fluß. Die Britten riefen ſogleich den Leuten derſelben zu, daß ſie nicht eher kommen ſollten, als bis ſie mit dem Hauptmann geredet hätten; ſie ſollten zu dieſem

Ende auf den Abend an Bord des Admirals kommen. Zur beſtimmten Zeit begaben ſich **Burton** und Johann **Munt** an Bord des **Mignons**, wo ſich auch die Franzoſen einfanden. Sie mußten hierauf einen Vergleich eingehen, ſich auf acht Tage von der Küſte zu entfernen, und die Engländer allein handeln zu laſſen; womit ſie ſehr übel zufrieden waren.

Das franzöſiſche Schiff ſegelte alſo den nächſten Morgen ab, und fuhr oſtwärts längs der Küſte gegen **Rio de Potos**. Die Kaufleute beider Schiffe beſchloſſen, weil ſich keine Schiffe weiter ſehen lieſſen, die Schlüſſelblume voraus zu ſchikken, damit ihnen die Franzoſen nicht den beßten Vortheil der Handlung wegnehmen möchten. Sie kamen alſo den Franzoſen zuvor, als dieſelben an der Weſtſeite von **Potos** handelten, und langten am 12 April daſelbſt an. Sie trieben daſelbſt ihre Handlung bis auf den 15ten, an welchem Tage ſie nach dem Fluſſe St. Andreas abfuhren, und am 17ten daſelbſt ankamen. Hier erwarteten ſie abgeredter Maſſen den **Mignon**, und fanden ihn auch am nämlichen Tage.

Am Palmenkap begegnete dem Mignon ein groſſes portugieſiſches Schiff mit einer Karavelle, die nach Mina gieng; dieſe Schiffe verfolgten ihn, und gaben Feuer auf ihn, ſo wie die Engländer auf ſie; doch beide ohne ſich Schaden zu thun. Sie eilten darauf nach dem Kap de tres Puntas,

in der Abſicht, das portugieſiſche Schiff und die Karavelle, wo möglich, von dem Kaſtell abzuſchneiden. Sie blieben eine Nacht und zwei Tage ohne Segel bei dem Vorgebirge liegen. Als ſie nunmehr glaubten, daß die Feinde vorbei wären, ſo fuhr der Mignon an das Ufer, und ſchikte ſeine Kaufleute nach Anta (Hanta). Am nächſten Morgen, als den 21 April früh, erblikten ſie von neuem das Schiff und die Karavelle in einer ziemlichen Entfernung vom Lande. Den Augenblik giengen ſie unter Segel, und fuhren gerade auf ſie los, in der Hoffnung, ſie noch von dem Kaſtell abzuſchneiden. Dieſes Vorhaben aber ſchlug ihnen zu ihrer nicht geringen Betrübniß fehl. Sobald ſich dann der Feind unter dem Schuzze des Kaſtell befand, ſo machte er ein gewaltiges Feuer auf die Engländer, und dieſe wieder auf ihn, wiewohl mit ſchlechter Wirkung.

Nachmittags kamen ſie vor die Stadt des Don Juan, die von andern Equi genannt wird, und giengen am 22ten frühe ans Ufer, um mit den Einwohnern zu handeln. Die Negern aber wollten ſich ohne Vorwiſſen des Don Louis in nichts einlaſſen; denn Don Juan war kurz vorher geſtorben. Am 23 kamen Antonio, der Sohn des Don Louis, und Pacheko bei ihnen an, in der Abſicht, ihre Waaren zu beſehen. Als ſie im Begriffe waren, dieſes zu thun, ruderten zwei Galeeren aus dem Kaſtell auf ſie los, um ihnen

die Handlung zu verwehren. Deswegen giengen die Engländer am 24ſten unter Segel, und jagten die Galeeren in das Kaſtell zurük. Dies gefiel den Negern. Sie erſuchten die Engländer nach Maure, drei Meilen weiter hinunter, zu fahren, und verſprachen ihnen, dahin nachzukommen; denn hier wären ſie vor den Portugieſen nicht ſicher. Sie warteten daſelbſt auf die Kaufleute der Schwarzen, die Gold mit ſich bringen ſollten. Des Don Louis Sohn und **Pacheko** aber blieben am Borde des Mignons.

Am 25ſten früh rükten die zwei Galeeren von dem Kaſtell wieder an. Die Luft war ſehr ſtille. Sie gaben Feuer, und trafen die Schlüſſelblume dreimal. Kurz hernach, als der Wind vom Ufer wehte, ſahen ſie das vorige portugieſiſche Schiff mit der Karavelle auf ſie loskommen. Sie ſpannten die Segel aus, und näherten ſich denſelben, ſo viel als möglich war. Weil es aber finſter wurde ehe ſie völlig herankamen, ſo verloren ſie dieſelben in der Nacht wieder aus den Augen.

Am 27 fuhren die Engländer an das Ufer, und beſchloſſen in der Nacht, nach **Kormantin** zu gehen. Am nächſten Morgen aber hatten ſie gar keinen Wind, und erblikten das groſſe Schiff und die beiden Galeeren bei ſich in der Nähe, und die Karavelle hart am Ufer. Zu gleicher Zeit ruderten die beiden Galeeren auf das Hintertheil des Mignons, und fochten mit demſelben faſt den

ganzen Vormittag über. Unter währendem Gefechte fieng ein Faß Pulver in der Proviantmeiſters Kammer Feuer, und beſchädigte den Oberkonſtabler, den Proviantmeiſter, nebſt den meiſten Kanonieren. Als die Galeeren dieſes ſahen, thaten ſie einen deſto heftigern Angriff, und ſchoſſen mit einer Kanonenkugel den Fokemaſt mitten von einander, ſo daß er völlig auſſer Stand war, ein Segel zu tragen. Das groſſe Schiff ſchikte zu eben der Zeit, da dieſes geſchah, ſein Boot zu den Galeeren, welche uns darauf plözlich verlieſſen. Sobbald ſie fort waren, ſtiegen die von der Schlüſſelblume an Bord des Mignons, um ſich zu berathſchlagen, was ferner vorzunehmen ſeie. Die Leute auf demſelben waren ganz troſtlos. Endlich beſchloſſen ſie wieder nach Rio de Seſtos zurük zu gehen, weil ſie wohl ſahen, daß die Negern mit ihnen weder handeln wollten, noch durften, ſo lange die Galeeren auf der Küſte wären.

Am 14 Mai in der Frühe ſahen ſie Land. Sie ſchikten ihre Boote aus, um Kundſchaft einzuziehen, was es für ein Ort wäre, und erfuhren, daß es Rio de Barbàs war, der von St. Andre gegen Oſten liegt. Sie hielten ſich daſelbſt bis zum 21 auf, und nahmen friſches Waſſer ein. An dem Tage vor der Abreiſe, verlor die Schlüſſelblume fünf von ihren Leuten, indem die ſchwarze Pinnaſſe umgeworfen ward. Am 22 giengen ſie nach Rio de Seſtos unter Segel, wo ſie am

2ten Junius anlangten, aber ſchon am 4ten deſſelben Monats ſegelten ſie von da wieder ab, und eilten nach Hauſe *).

Am 6 Auguſt kamen ſie bei dem Vorgebirge Start, auf der Weſtſeite von England an. Die Schiffsleute befanden ſich ſehr ſchwach und krank. Auſſer ein und zwanzig Todten, waren viele gefährlich verwundet. Kurz, es waren nicht über zwanzig Mann mehr vorhanden, die geſund und fähig zur Arbeit waren. Einer von den Kaufleuten, Burton, der ſechs Wochen krank gelegen war, befand ſich dazumal ſo ſchwach, daß man an ſeinem Aufkommen zweifelte. Sie brachten von dieſer Reiſe 166 Elefantenzähne, die zuſammen 1758 Pfund wogen, und zwei Faß guineiſchen Pfeffer nach Hauſe.

*) Baker erklärt uns, in ſeiner poetiſchen Beſchreibung dieſer Reiſe, das Räthſel dieſer ſchnellen Abfahrt. Nämlich über einige durch die Negern geſtolenen Waaren geriethen die Britten, welche ans Land gegangen waren, um das Geraubte zu reklamiren, mit dieſen in Streit; es kam zu einem blutigen Scharmützel in den Booten, wobei die Engländer den Kürzern zogen, und weichen mußten. (Allg. Hiſt. d. R. I. B. S. 310. u. ff.)

VII.

Robert Baker's zweite Reiſe nach Guinea.*)

Im Jahre 1563.

Die Urheber dieſer Reiſe, auf deren Rechnung ſie unternommen wurde, waren Sir Willhelm Gerrard, Sir Willhelm Cheſter, Sir Thomas Lodge, und die Herren Benjamin Goſton, Willhelm Winter, Lionel Dukel, Anton Hikmann und Eduard Caſtelin. Es wurden zwei Schiffe dazu beſtimmt, Johann der Täufer, auf dieſem war Lorenz Rondel, Schiffer, und der Merlin ſtund unter Robert Revels Führung. Die Faktore Robert Baker, unſer Verfaſſer, Juſtinian Goodwine, Jakob Gleidel, und Georg Gage. Dieſe Männer giengen im Dezember 1563 unter Segel.

Baker hatte nach dem unglüklichen Zufalle, der ihm in dem vorigen Jahre begegnet war**),

*) Von dem Verfaſſer, wie ſeine erſte Reiſe, auch in Verſen beſchrieben.

**) Nämlich er iſt auch bei dem gefährlichen Scharmüzel mit den Negern geweſen, deſſen am Ende der vorhergehenden Reiſe gedacht wurde.

ein Gelübde gethan, nicht wieder in dieſes Land zu kommen. Er vergaß aber nach ſeiner Rükkunft in England das Gelübde bald wieder, und nachdem er von ſeinen Wunden wieder hergeſtellt war, auch die ausgeſtandenen Schmerzen. Gerne ließ er ſich bereden dieſe Reiſe wieder als Faktor mit zu machen. Als ſie zwei Tage und eine Nacht unter Segel geweſen waren, entdekte die Wache auf dem Maſtkorbe ein oder zwei Segel. Sie hielten es für gut, gerade auf das gröſste zuzuſegeln. Baker, rief nach dem Gebrauche der Schiffleute dem Schiffe zu, von welcher Nazion es wäre? Es antwortete, aus Frankreich. Die Engländer fuhren ſogleich auf es zu, und jene kamen ihnen ohne Furcht entgegen. Baker beorderte ſogleich bewaffnete Mannſchaft gegen den groſſen Fokemaſt, und ließ das Hintertheil mit Pulver beſtreuen, um den Feind, wenn er auf dieſer Seite entern wollte, in die Luft zu ſprengen. Das Gefecht fieng jezt unter dem Schalle der Trompeten an, und ſie ſchoſſen Drat- und Kettenkugeln aus ihrem metallenen Geſchüz. Die Franzoſen ſchwangen von der groſſen Raa ihre Degen, und riefen den Engländern zu, an Bord zu kommen.

Die Engländer nahmen die Aufforderung willig an, und gaben aus ihrem groſſen und kleinen Gewehre Feuer. Sie ſchoſſen auch Pfeile in das Schiff, und ſuchten in gleicher Zeit durch feurige Pfeile, und andere brennende Dinge ihre Segel

in Brand zu ſtekken. Baker ließ, um ſeine Leute deſto mehr aufzumuntern, ſtarken Wein unter ſie austheilen, und machte ihnen hernach den Vorſchlag, an Bord des feindlichen Schiffes zu ſteigen. Sie thaten es mit ihren Leimtöpfen, indem ſie ſein Nezwerk durch Steine zerriſſen; da indeſſen die Leute von oben die feindlichen Topps (Maſtſpizzen) enterten, und diejenigen, die ſie vertheidigten, niedermezzelten. Dann hieben ſie die Raaen ab, und brachten die Segelſtange auf den Bord. Diejenigen, die an der Seite in das Schiff gekommen, hielten ſich mit ihrem Degen ſo tapfer, daß endlich der Ueberreſt von den Franzoſen unter das Verdek fliehen, und ſich ergeben mußte. Da ſie auf ſolche Art das Schiff erobert hatten, ſo ſegelten ſie nach **Groine** *) in Spanien, und verkauften daſelbſt die Ladung.

Sie ſezten hierauf ihre Reiſe nach Guinea fort.

Bei ihrer Ankunft auf dieſer Küſte gieng **Baker** einſt um Mittag mit acht andern in einem Boote, der Handlung wegen, an das Land. Er hoffte ſeine Geſchäfte ſo einzurichten, daß er noch vor Anbruch der Nacht zurükkehren könnte. Wie er ſchon dem Ufer ganz nahe war, entſtand plözlich ein ſehr heftiger Wind, welcher die Schiffe vom Anker los riß, und ſie in die weite See hinaustrieb. Unterdeſſen hielten ſich die in dem Boo-

*) Soll dies nicht Corunna in Gallizien ſeyn?

te, um ihrer Sicherheit willen, beſtändig an dem Ufer, und ſuchten einen bequemen Plaz, wo ſie einlaufen konnten. Da ſie aber keinen fanden, ſo waren ſie genöthiget, die ganze Nacht über unter dem freien Himmel, am Ufer zu bleiben, und ſich dem Regen, Winde und Donner, der noch immer fortdaurte, auszuſezzen. Am Tag darauf kamen die Schiff zurük, und glaubten, das Boot würde hinter ihnen geblieben ſeyn; die im Boote aber ruderten vorwärts an der Küſte, in der Meinung, daß die Schiſſe vor ihnen ſeyn müßten, und ſahen ſich in der See nach ihnen um. Es war aber an dieſem Morgen der Nebel ſo dicht, daß keines das andere erkennen konnte. So kreuzten ſie zwei oder drei Tage lang auf der See herum, und die auf dem Schiffe glaubten, daß das Boot von dem Sturme müßte verſchlagen worden ſeyn, und begaben ſich in möglichſter Eile auf die Rükreiſe nach England.

Baker und ſeine unglüklichen Mitgenoſſen hatten ſchon drei Tage nichts gegeſſen, und nachdem ſie einige Waaren gegen Wurzeln und andere Lebensmittel, die ſie bekommen konnten, vertauſcht hatten, begaben ſie ſich wieder in die See, um die Schiffe aufzuſuchen. Auf dieſe Art fuhren ſie zwölf Tage nacheinander längs dem Ufer hin. Sie ſahen daſelbſt nichts anders, als Wälder und Wüſteneien voll wilder Thiere, die ſich oft ſehen lieſſen, und des Morgens kamen groſſe Herden da-

von an die See gelaufen, wo ſie ſich niederlegten, oder im Sande ſpielten, oder ſich auch manchmal zur Abkühlung in das Waſſer untertauchten. Zu einer andern Zeit würde ſich dies mit Vergnügen haben ſehen laſſen, wie künſtlich der Elefant ſeinen Rüſſel mit Waſſer anfüllte, und dann die andern Thiere damit beſprüzte. Auſſer Hirſchen, Ebern und Antilopen, bemerkte Baker noch verſchiedene ſeltſame Geſchöpfe, die ihm ſonſt noch nie vor die Augen gekommen waren.

Bisweilen ſahen ſie ein oder zwei Menſchen an dem Ufer, welche, ſobald ſie das Boot erblikten, mit ihren Kähnen herbei kamen. Sie warfen jezt Anker, und boten den Schwarzen ihre Waaren gegen Fiſche, friſches Waſſer, und andere nach ihrer Art zubereitete Lebensmittel an. Man brachte ihnen groſſe Wurzeln und Beeren, die auf den Palmbäumen wachſen *). Dies ſind Eßwaren, welche die Schwarzen am meiſten lieben. Die Schwarzen gaben ihnen auch von ihrem Weine, der von einem gewiſſen Baume rinnt, und ſo weiß wie Milch iſt. Manchmal brachten ſie ihnen auch wilden Honig in Kuchen. Mit dergleichen Dingen, die ſie bekamen, ſtillten ſie ihren Hunger. Nichts aber konnte ihnen ihre Geſundheit wieder geben, die ſie durch Kummer, groſſe Beſchwerlichkeiten, und Mangel an Ruhe verloren hatten. Ihre Trau-

*) Palmnüſſe.

rigkeit, wenn ſie an ihre Lage dachten, war äuſſerſt groß!

Da ſie nun die Schiffe ſo lange vergebens aufgeſucht hatten, ſo entſchloſſen ſie ſich dieſe Bemühung aufzugeben, in der Meinung, ſie möchten untergegangen, oder wieder nach England zurük gekehrt ſeyn. Sie wußten nun nicht, wozu ſie ſich entſchlieſſen ſollten, denn in einem Boote wie dieſes, und bei dem Mangel aller Nothwendigkeiten, war es die gröſte Unmöglichkeit, nach Hauſe zu reiſen. Auf der andern Seite waren ſie in einem Lande, wo die Sitten und die Lebensart der Einwohner der ihrigen ganz entgegengeſezt war. Es war alſo auch hier kein Troſt für ſie. Durch Zufall erfuhren ſie, daß ſie bei der Malaghetta- oder Pfefferküſte vorbei waren, und ſich in der Gegend von Mina befänden. Es kamen daſelbſt Schwarze, die portugieſiſch ſprachen, mit Wagſchalen und Gewichte zu ihnen ins Boot, und erboten ſich, mit ihnen zu handeln, indem ſie nach ihren Schiffen fragten. Damit die Schwarzen ihnen beſſer begegnen ſollten, antworteten ſie ihnen, es wären zwei Schiffe in der See, welche ſich in einigen Tagen bei ihnen einfinden würden.

Dieſe Frage vermehrte aber ihre Betrübniß, und ſie überdachten jezt, wie ſie ſich ihr Unglük am beßten erleichtern könnten. So konnten ſie es unmöglich lange ausſtehen, wenn ſie ſich auch entſchloſſen hätten, in dem Boote zu bleiben, und

die Hizze bei Tage zu ertragen, welche ſie durch den beſtändigen Schweiß allmählig abzehrte. In der Nacht hingegen waren ſie den häufigen **Tornados** oder Wirbelwinden ausgeſezt, die mit Blizzen, Donner und Regen verbunden, ihnen alle Ruhe raubten. Sie brachten oft drei Tage zu, ohne einen Biſſen zu eſſen, und da ſie wirklich ſchon zwanzig Tage nach einander herumgefahren waren, und in dem engen Boote nicht herum gehen konnten, ſo mußten ſie endlich befürchten, daß ihre Füſſe aus Mangel an Mozion unbrauchbar werden würden. Die Gelenke waren ihnen vom Skorbut ſchon geſchwollen, ſo daß ſie kaum noch ſtehen konnten.

Baker ſprach ihnen alſo zu, es wäre bei ſolchen Umſtänden nicht länger möglich, in dem Boote zu bleiben, ſie müßten ſich alſo zu etwas Gewiſſem entſchlieſſen, und einen von dieſen dreien möglichen Wegen ergreifen. Der erſte wäre das Kaſtell **Mina** zu erreichen, welches nicht weit davon wäre, und ſich den Händen der Portugieſen zu übergeben, welche Kriſten ſeien, woſern ſie anders ihnen aus dieſer Urſache mehr trauen, oder von ihnen mehr Menſchenliebe erwarten dürften. Das Schlimmſte das ihnen begegnen könnte, wäre, auf dieſem Wege von ihrem Elende erlöst zu werden. Er ſezte hinzu, die Portugieſen würden vermuthlich um ihres eigenen Nuzzens willen Mitleiden mit ihnen haben, wenn ſie neun junge Leute zu ſe-

hen bekämen, die fähig ſeien, auf ihren Galeeren zu dienen. Wenn ſie gleich wohl Zeit ihres Lebens Sklaven ſeyn ſollten, ſo würden ſie doch genug zu eſſen bekommen, um im Stande zu ſeyn, das Ruder zu führen; da ſie hingegen hier rudern, und doch dabei Hunger leiden müßten.

Der andere Weg wäre, ſich der Gütigkeit der Schwarzen zu überlaſſen. Doch in dieſes Mittel konnten ſie nach Bakers Meinung kein Vertrauen ſezzen. Denn er könnte nicht einſehen, ſezte er hinzu, welche Freundſchaft ſie von einem ſo viehiſchen Volke zu hoffen hätten, deſſen Lebensart ärger als der Sklavenſtand wäre. Sie könnten vielleicht Kannibalen ſeyn, und auf dieſen Fall müßten ſie ſichs leicht gefallen laſſen, ohne Barmherzigkeit geſchlachtet und gefreſſen zu werden. Wenigſtens wären ihre Sitten den europäiſchen ſo ſehr entgegen, daß ſie ſich unmöglich mit ihnen würden vertragen können. Es wäre ferner nicht zu glauben, daß ſie, wie die Schwarzen, von Wurzeln und Kräutern würden leben können, und eben dieſelbe Nahrung mit dieſen wilden Thieren genieſſen, da ſie doch an Fleiſchſpeiſen gewöhnt wären. Er fuhr fort, ſie ſeien gewöhnt Kleider zu tragen, und viel zu ſchamhaft, als daß ſie diejenigen Theile des Körpers dem Geſichte blos ſtellen ſollten, welche ſie von Kindheit an bedekt trugen. Doch ſagte er ferner, daß wenn ſie auch ihre Schamhaftigkeit in dieſem Punkt überwinden könnten, ſo würden doch

ihre Körper, aus Mangel an ordentlicher Bedekkung von den Sonnenſtralen gemartert und ausgezehrt, und die Lebensgeiſter von der Hizze erſchöpft werden.

Der lezte Weg, den ſie zu ergreifen hätten, ſei im Boote zu bleiben, und elendiglich zu ſterben. Weil ſie aber ſelbſt Willens zu ſeyn ſchienen, eher ihr Glük am Lande zu ſuchen, als in dem engen Boote Tag und Nacht dem Ungeſtümm des Wetters, und dem Hunger ausgeſezt zu bleiben, ſo gab Herr **Baker** am Ende ſeiner Rede folgendes Gutachten von ſich: in Anſehung der andern beiden Wege, könnten ſie ein grösseres Vertrauen in die Portugieſen ſezzen, die getauft wären, als in die viehiſchen Schwarzen.

Als **Baker** ſeine Rede geendigt hatte, antworteten die andern: ſie wollten ſich lieber der Barmherzigkeit der Portugieſen überlaſſen. Sie ſpannten das Segel auf, und nahmen ohne Verzug ihren Weg nach dem Kaſtell, das nicht über zwanzig Meilen entfernt war. Sie gaben ſich den ganzen Tag über nicht ein bischen Ruhe, bis ſie endlich in der Nacht ein Licht am Ufer erblikten. Der Bootsmann ſchloß daraus, daß es ein Handelsplatz ſeyn müßte, und fragte, ob ſie nicht Anker werfen, und den nächſten Morgen verſuchen wollten, einige von ihren Waaren gegen Speiſen zu vertauſchen. Dieſes ward beſchloſſen, und als ſie am Morgen näher an das Ufer giengen, wurden

den ſie an der Stelle, wo ſie zuvor das Licht geſehen hatten, ein Wachhaus auf einem Felſen gewahr, und daneben ſtand ein groſſer, ſchwarzer, hölzerner Galgen. Bei dieſem Anblik wurden ſie zweifelhaft, was es für ein Ort ſeyn müßte, und als ſie ſich weiter umſahen, erblikten ſie ein Kaſtell, welches ſie noch mehr in Verwirrung ſezte. Ihre Zweifel aber wurden völlig gehoben, als ſie einen oder zwei Portugieſen kommen ſahen, deren einer eine weiſſe Fahne in der Hand hatte, und die ihnen winkten, an das Land zu kommen.

Ob es nun gleich eben die Portugieſen waren, die ſie aufſuchten, ſo entfiel ihnen doch bei ihrem Anblik der Muth, und ſie wendeten das Boot, um wieder vom Lande abzufahren. Als die auf dem Kaſtell dieſes ſahen, ſo feuerte unmittelbar darauf ein Schwarzer eine Muskete ab, und traf damit eine Segelſtange im Boote. Wenn ſie eines oder ein paar gute Schiffe bei ſich gehabt hätten, ſo würden ſie ſich aus ihren Kugeln nicht viel gemacht haben. So aber waren ſie zur Gegenwehr gänzlich unfähig. Sie ſchikten ſich in die Noth, und ruderten, ſo geſchwind ſie konnten, wieder ans Land, um ſich ihnen zu ergeben, und ihr Urtheil zu erwarten. Dieſes, glaubten ſie, würde denen auf dem Kaſtelle gefallen. Allein zu ihrer gröſſern Verwunderung feuerten die Portugieſen immer mehr auf ſie, je näher ſie an das Ufer kamen. Die Kugeln fielen ſehr häufig auf das Boot. Deſſenohngege=

achtet fuhren ſie immer fort, bis ſie endlich ſo nähe bei den Wällen des Kaſtells waren, daß ſie ſich vor den Kugeln auſſer Gefahr ſahen. Sie wollten nun landen; allein es fielen Steinregen von den Wällen des Kaſtells auf ſie herunter, und kurz hernach ſahen ſie die Schwarzen mit Schilden und Bogen gegen das Ufer kommen. Ihr Angriff war ſehr heftig, und wenn ſie ſich länger verweilten, ſo hatten ſie von den Steinen, die in das Boot fielen, eben ſo viel zu befürchten, als von den Pfeilen, die ihnen bei den Ohren vorbei fuhren, und Einige verwundeten. Sie wandten ſich alſo ganz verzweifelnd, ohne ihr künftiges Schikſal zu bedenken, von dem Ufer wieder in die See, und viere von ihnen mußten rudern. Doch hatten ſie keine Luſt, die Küſte zu verlaſſen, ohne den Einwohnern ihre Höflichkeit einigermaſſen zu vergelten. Sie fiengen demnach an, ihre Bogen und ihr Feuergewehr zu gebrauchen. Sie thaten dieſes zuerſt gegen die Schwarzen, von denen einige auf der Stelle zu Boden fielen. Darauf wendeten ſie ſich gegen die Portugieſen, die in langen weiſſen Hemden oder Rökken auf den Wällen des Forts ſtanden, welche durch die engliſchen Pfeile bald mit Blute gefärbt wurden. Auf ſolche Art blieben ſie eine gute Weile in der See ſtehen, und wehrten ſich in guter Ruhe. Sie achteten auch die Drohungen des Feindes nicht, weil ſie ſahen, daß keine Galeeren da waren, die man hätte nach ihnen ausſchikken können. Als ſie ſich an der Unfreundlichkeit der Einwohner genug

gerächt hatten, ruderten ſie fort, und ob ſie gleich ein neues Ungewitter von den Kugeln aus dem Kaſtell zu beſorgen hatten, ſo wagten ſie es doch getroſt, und entkamen, wie gemeiniglich Leute, die keine Gefahr fürchten, ohne allen Schaden.

Als ſie die offene See wieder erreicht hatten, ſahen ſie drei Negern, die ihnen nachruderten, und ſie auf ſehr gut portugieſiſch fragten, was ſie für Landsleute wären. Sie antworteten, Engländer. Sie hätten Waaren mitgebracht, um mit ihnen zu handeln, wenn man ihnen nicht ſo übel begegnet wäre. Die Schwarzen fragten hierauf nach ihrem Schiffe. Sie antworten, ſie hätten zwei wohl ausgerüſtete Schiffe in der See, welche bald ihren Weg längs der Küſte nehmen würden, um den Goldhandel zu treiben, und welche nur auf ihre Rükkunft warteten. Darauf bezeugten die Schwarzen, daß ihnen das Geſchehene leid wäre, und baten ſie den Tag über bei ihnen zu bleiben. Sie wollten ſie mit allem, was ſie nöthig hätten, verſorgen. Die Engländer ſezten aber kein Vertrauen in ihre Worte, und erkundigten ſich bloß, was das für ein Ort wäre. Sie bekamen zur Antwort, das portugieſiſche Kaſtell, an der weſtlichen Spizze des Kap's de tres Puntas (Dreiſpizzenkap). Hierauf ſpannten ſie, ohne weiter ein Wort zu ſagen, die Segel auf, und giengen in die See, um liebreichere Menſchen aufzuſuchen.

Sie hatten nun die Gütigkeit der Portugieſen

hinlänglich erfahren, und beſchloſſen ihre Hilfe nicht wieder bei ihnen zu ſuchen, ſondern ihr Glük bei den Schwarzen zu verſuchen. Sie ſegelten zu dem Ende 30 Meilen weiter zurük, und warfen Anker. Die Einwohner kamen gleich darauf an das Boot, und die Engländer gaben einem jeden einige Geſchenke, um ſie dadurch zu gewinnen. Die Ankunft ſolcher freigebigen Leute brachte des Königs Sohn an Bord. Sobald er kam, gab ihm Baker ihr Unglük ſehr beweglich zu verſtehen. Er ſtellte ſich ſehr wehmüthig, und gab durch Zeichen zu erkennen, daß ſie verunglükt, von ihren Schiffen getrennt, und faſt vor Hunger geſtorben wären. Er bot ihm alle Güter an, die ſie in dem Boote hatten, wenn er ſie in ſeinen Schuz nehmen, und ihnen in einer ſo groſſen Noth beiſtehen wollte.

Der Anführer der Schwarzen ward durch die Thränen bewegt, die allen häufig über die Bakken floſſen, weigerte ſich ihre Geſchenke anzunehmen, und befahl ihnen, getroſt zu ſeyn. Er gieng darauf an das Ufer, um ſeines Vaters Willen zu vernehmen, und kam bald hernach wieder, und hieß ſie an das Land ſteigen. Dieſes war ihnen ein erfreuliches Wort. Sie betrachteten ihren Wohlthäter als ein Glük, das ihnen der Himmel vorbehalten hätte. Kaum hatten ſie es gehört, als ſie die Ruder ergriffen, um ganz nahe an das Land zu kommen, wo ihnen auf 500 Schwarze

entgegen kamen. Indem ſie ganz nahe am Ufer waren, lief die See ſo hoch an, daß das Boot umſchlug. Sie wurden aber alle, durch die guten Negern, die ſogleich in die See ſprangen, gerettet. Sie erhielten auch das Boot, und alles was darin befindlich war. Einige ſchwammen nach den Rudern, andere tauchten nach den geſunkenen Sachen unter. Hernach zogen ſie das Boot an das Land, und überbrachten das kleinſte Stük, was den Engländern gehörte, ohne daß ſie etwas, aus Furcht vor ihrem Prinzen, anzurühren wagten, der ein herzhafter, und mit allen Vollkommenheiten begabter Mann war.

Das andere Liebeswerk, das ſie an ihnen thaten, war, daß ſie ihnen ſogleich Eßwaren brachten, ſo, wie ſie bei ihnen gebräuchlich ſind. Sie aſſen mit ſehr gutem Appetite davon, weil ſie, wie man ſich leicht einbilden kann, ganz ausgehungert waren. Unterdeſſen ſtellten ſich die Schwarzen um ſie herum, und ſahen ſie mit groſſem Erſtaunen an, ſo wie das gemeine Volk die ausländiſchen Geſchöpfe betrachtet. Ungeachtet dieſes Scheins von Menſchenliebe, waren die Engländer in nicht geringer Furcht, wenn ſie bedachten, daß ſie völlig in der Gewalt dieſer Schwarzen wären, deren jeder mit ſeinem Spieſe bewaffnet zu ihnen kam. Sie blieben die Nacht über auf der Erde liegen, doch ſchloſſen ſie nicht eine Minute die Augen zu, aus Furcht, ermordet zu werden. Es

ward ihnen aber kein Leid zugefügt, und ſie hatten zwei Tage lang gut zu eſſen.

Als aber die Schwarzen ſahen, daß nicht gleich, wie ſie ſichs vermuthet hatten, Schiffe ankamen, die ihre Landsleute mit ſich nehmen, und aus Dankbarkeit für ihre Bewirthung, eine Menge von Waaren unter ſie austheilen wollten, wurden ſie ihrer neuen Gäſte bald überdrüſſig. Sie vermin-derten ihre Freigebigkeit täglich, und lieſſen ſie endlich für ſich ſelbſt ſorgen. Sie waren in dieſer Noth gezwungen, in den Wäldern herum zu ſtrei-fen, Früchte und Wurzeln zu ſuchen, welche ſie aus Mangel an Werkzeugen, mit den Händen aus der Erde gruben. Der Hunger hatte ihnen die Zärtlichkeit des Gaums gänzlich abgewöhnt. Sie machten jezt keinen Unterſchied mehr unter den Speiſen. Eine jede eßbare Sache war für ſie ein Lekkerbiſſen. Die Noth machte ihnen auch bald die Gewohnheit, nakkend zu gehen, erträglich. Ihre Kleider waren von dem Schweiſſe verfault, und fielen ihnen nach und nach von dem Rükken, ſo daß endlich ein Jeder kaum noch einen Lappen übrig be-hielt, ſeine Scham zu bedekken. Sie mußten nicht allein für Speiſe, ſondern auch für Holz und Werk-zeuge zur Zubereitung derſelben ſorgen. Sie brann-ten ſich einen Topf von Thon an der Sonne, in welchem ſie ihre Wurzeln kochten. Die Beeren rö-ſteten ſie; und mit dieſen Speiſen wechſelten ſie alle Abende ab. In der Nacht ſchlieſen ſie auf der

bloſſen Erde, und machten ein groſſes Feuer um ſich herum, um die wilden Thiere abzuhalten. Sie wurden alſo dadurch zu ganz andern Leuten umgeſchaffen. Durch dieſe Veränderung der Lebensart, nebſt der Hizze und ungeſunden Himmelsgegend, verfielen ſie allmählich in Krankheiten, und aus Mangel dienlicher Nahrung, ſtarben ſie ſo geſchwind nach einander weg, daß ihre Geſellſchaft die aus neunen beſtand, bis auf drei ſchmolz. Da dieſe Unglüklichen ſchon alle Hofnung zur Befreiung aufgegeben hatten, kam ein franzöſiſches Schiff an die Küſte, welches ſie einnahm, und mit ſich nach Frankreich führte. Weil dieſes dazumal mit England im Kriege war, ſo wurden ſie als Gefangene zurükbehalten, und da verfertigte Baker ſeine poetiſche Erzählung.

VIII.

David Carlet's,

brittiſchen Schiffhauptmanns

Reiſe nach Guinea.

Im Jahre 1564.

Wir ſchlieſſen dieſen Abſchnitt der erſten Reiſen der Engländer mit dem ganz kurzen Tagebuch dieſer Reiſe, von welcher wir keins ausführliche Nachricht mehr beſizzen.

Die Schiffe, die zu dieſer Reiſe gebraucht wurden, waren: der Mignon, eines von der Königinn Schiffen, auf welchem David Carlet Hauptmann war, Johann der Täufer von London, und der Merlin, der dem Herrn Gonſon gehörte.

Die vornehmſten Theilhaber waren, Sir Willhelm Gerard, Sir Willhelm Chester, Sir Thomas Lodge, Anton Hikmann und Eduard Caſtelin. Dieſe kamen alle am 11ten Julius

1564 bei Sir **Willhelm Gerard** zuſammen, um ſich wegen der vorhabenden Reiſe zu berathſchlagen. Bei dieſer Zuſammenkunſt faßten ſie folgende Entſchlieſſungen: 1) **Franz** Aſchbie ſollte nach Deptford zu dem Herrn Gonſon geſendet werden, wegen ſeiner Briefe an **Peter Pet**, um den **Mignon** auf Koſten der Königinn auszurüſten. Ferner ſollte er ſich mit Gelde nach **Gillingham** begeben, um daſelbſt die Ausgaben der Theilhaber richtig zu machen. 2) Ein Jeder von den fünf Eigenthümern ſollte ſich zu der Ausrüſtung und Anſchaffung der Lebensmittel 29 Pfund, zehn Schillinge, und ſechs Stüber auf jedes hundert, von den Konſorten voraus bezahlen laſſen. 3) Sollte ein jeder von den fünf Eigenthümern, auf der Stelle 50 Pfund zu gleicher Abſicht niederlegen. 4) Wenn Herr **Gonſon** es zufrieden wäre, daß der **Merlin** von **Briſtol** nach **Hampton** gebracht würde, ſo ſollte man ſich erſt einen eigenhändigen Brief von ihm geben laſſen, ehe etwas weiteres veranſtaltet würde.

Hakluyt, welcher den vorſtehenden Vergleich aufbehalten, hat allen möglichen Fleiß angewandt, ein Tagebuch von einem, der ſich mit auf der Reiſe befunden, zu bekommen. Er hat aber ſeinen Wunſch nicht erfüllen können. Indeſſen hat er, in Ermanglung vollſtändiger Nachrichten, einen Auszug aus **Hawkins** (der nachher

in den Adelſtand erhoben worden) anderer Reiſe nach Weſtindien verfertiget, welche von dem Erfolg der gegenwärtigen nach Guinea, ein kleines Licht giebt. Wir wollen die hieher gehörige Stelle kurz mittheilen.

Johann Hawkins gieng mit dem Schiffe Jeſus aus Lübek, und drei andern Schiffe am 28 Oktober 1564 von Plymouth unter Segel. Er entfernte ſich an eben dieſem Tage auf zehn Meilen von dem Haven, und traf den **Mignon**, auf welchem David Carlet Hauptmann war, nebſt ſeinen Reiſegefährten, **Johann dem Täufer**, an. Nachdem ſie einander, dem Gebrauche nach, aus ihren Stükken begrüßt hatten, ſuchte der **Mignon** den **Merlin**, der weit zurük geblieben war, und trennte ſich vom **Johann dem Täufer**, um dem Schiffe **Jeſus** Geſellſchaft zu leiſten. Sie wurden aber durch einen Sturm von einander getrennt, welcher am 17 November entſtand. Am 25ten lief Hawkins zu Ferrol in Gallizien ein; und am nämlichen Tage langte der Mignon ebenfalls daſelbſt an. Das Schiffsvolk auf demſelben war wegen des Unglüks, das dem Merlin zugeſtoſſen war ſehr traurig. Denn zwei Tage, nachdem er ihn wieder angetroffen hatte, entzündete ſich das Pulver, durch Nachläſſigkeit des Konſtablers, und ſprengte das ganze Hintertheil des Schiffs, nebſt drei Mann, die ſich in demſelben befanden, in

die Luft. In eben dem Augenblik ſank das Schiff, und alles Volk würde ertrunken ſeyn, wenn nicht gleich zu gutem Glük die Brigantine bei der Hand geweſen wäre, in die ſie ſich hineinwarfen. Viele von dem Volke waren durch die Entzündung des Pulvers gefährlich verwundet. Am 3ten des folgenden Monats giengen beide Schiffe wieder in Geſ ́ aft unter Segel. Am 6ten Dezember bekamen ſie Teneriffa zu Geſichte. Der Mignon war drei bis vier Meilen vor dem Schiffe Jeſus voraus und landete an dieſer Inſel, und fuhr auch wieder in Geſellſchaft des Herrn Hawkins ab. Dieſer richtete ſeinen Lauf nach dem grünen Vorgebirge und Sierraleona, und wandte ſich hernach gegen Weſtindien, und kam in die Stadt Burboroato, an der Küſte von Terra Firma. Daſelbſt vernahm er den übeln Ausgang dieſer guineiſchen Reiſe. Denn es langte am 29 April 1565 ein franzöſiſches Schiff, der grüne Drache, in der Rhede an, deſſen Hauptmann Bontemps ihm berichtete, daß er den Mignon an der Küſte von Guinea angetroffen hätte. Sie wären beiderſeits von den portugieſiſchen Galeeren zurükgetrieben worden. Bei der erſten Landung des Mignons, wäre der Hauptmann Carlet, nebſt einem Kaufmann und zwölf Bootsleuten, von den Schwarzen an die Portugieſen verrathen, und zu Gefangenen gemacht worden. Die Schiffe hätten aus Mangel an friſchem Waſſer, und durch ande-

re Zufälle, ſo viel Leute verloren, daß die übrig=
gebliebene Mannſchaft ſie ſchwerlich würde nach
Hauſe bringen können.

Anhang.

Neueſter Bericht
von
dem gegenwärtigen Zuſtande
der franzöſiſchen Beſizzungen
in Senegambien,
und von ihrem Handel.

Aus dem Franzöſiſchen.

Herr Johann Adrian Queslin, Deputirter des Departement's am Kanal (de la Manche) hat im Namen des Kommitte der Kolonien, in der lezten Hälfte des Jahrs 1792 der zweiten franzöſiſchen Nazional-Verſammlung einen Bericht über die gegenwärtige Lage der franzöſiſchen Beſizzungen, und des franzöſiſchen Handels auf der Weſtküſte von Afrika abgeſtattet, und zugleich Vorſchläge zur künftigen Einrichtung derſelben gegeben *).

Dieſer Bericht iſt auf Befehl der Nazional-Verſammlung gedrukt worden. Er verdient in jeder Rükſicht die Aufmerkſamkeit der Geographen; doch iſt er nicht in den Buchhandel gekommen; das Exemplar, das ich davon beſizze, verdanke ich der Gütigkeit eines Freundes zu Paris. Ich habe an einem andern Orte **) eine gedrängte Ueberſezzung davon geliefert.

*) Der Titel iſt: Rapport et Projet de Decret, préſentés au nom du comité colonial, ſur l'organiſation des établiſſemens français aux Côtes d'Afrique, par M. Jean-Adrien Queslin, Député du Département de la Manche.

**) Im dritten Bändchen meiner Bibliothek der Länder- und Völkerkunde. S. 145. u. ff.

Hieher gehört, als Nachtrag, blos dasjenige aus dieſem merkwürdigen Aufſazze, was die franzöſiſchen Niederlaſſungen und Handlung in Senegambien betrifft. Da ich es nicht mehr zu dem zweiten Abſchnitte der erſten Abtheilung dieſes Werks benuzzen konnte, ſo gebe ich es hier als Anhang, wie es die beabſichtigte Vollſtändigkeit erfordert. Doch habe ich dieſes Hiehergehörige nach meiner Art geordnet und erläutert.

Ich glaube nicht, daß irgend Jemand dafür halten werde, dieſer Auszug ſtehe hier am unrechten Orte; im Gegentheil hoffe ich für die Einrükkung deſſelben Dank zu verdienen.

Das, was in dem erwähnten Berichte die franzöſiſchen Beſizzungen in Guinea betrifft, wird am gehörigen Orte zwekmäſſig benuzt werden.

I.

I.

Kurze Ueberſicht
des gegenwärtigen Zuſtandes der franzöſiſchen Beſizzungen in Senegambien.

Auf der Küſte, zwiſchen dem weiſſen Vorgebirge und Senegal, waren ehmals zwei Handelsplázze — **Arguin** und **Portendik** — des Gummihandels wegen errichtet; ohnerachtet dieſe Etabliſſements ſchon lange verlaſſen ſind, ſo müſſen ſie doch unter den Plázzen, welche zu den franzöſiſchen Niederlaſſungen in Senegambien gehören, genannt werden.

Arguin war ſeit dem 15 Jahrhunderte in den Händen der Portugieſen, und nachher kam es an die Holländer; endlich wurde es der franzöſiſchen Kompagnie, laut eines Vergleichs zu Haag am 13 Februar 1727 überlaſſen. Dieſes Komptoir, welches nur dreizehn (franz.) Meilen von dem weiſſen Vorgebirge liegt, trieb vormals einen beträchtlichen Handel mit dem Gummi, welcher an dem rechten Ufer des nahen St. Johannis-Fluſſes ſehr häufig wächst.

Die Kompagnie ließ in dem genanntem Jahre 1727 die Veſtungswerke dieſes Ortes niederreiſſen,

und zog die Mohren mit ihrem Gummihandel von dieſem Theile der Küſte an einen Ort, genannt die **Eskale der Wüſte**, der nicht weit von der Inſel St. Louis am Senegal entfernt iſt.

Portendik lag ungefähr 50 Meilen nordwärts vom Senegal, und war den 29 Julius 1717 von der ſenegaliſchen Kompagnie den Mohren abgehandelt worden, und dieſe Abtretung wurde durch einen neuen Vergleich den 6 März 1723 von **Ali-Schauder** und **Boraly**, den Oberhäuptern des Mohrenſtammes, welchem der Ort gehörte, beſtätigt. Es ward anfänglich ein Fort daſelbſt erbaut, welches aber auch, wie zu **Arguin** im Jahre 1727 zerſtört wurde, und man zog ebenfalls den Handel nach der **Eskale der Wüſte**.

Die Inſel **St. Louis** (in der Mündung des Senegal) iſt und wird immer der Hauptort dieſer Niederlaſſungen bleiben; ſie liegt in dem Fluſſe Senegals, zwiſchen dem weiſſen und dem grünen Vorgebirge, unter dem 16 Grade N. B.

Sie hat ohngefähr eine halbe Meile Oberfläche, erſtrekt ſich von Norden gegen Süden, und bildet eine Art von Sandbank, welche ſich längs der ſchmalen Küſte hinſtrekt, die den Fluß von dem Meere ſcheidet.

Der Boden iſt eben, nur wenig höher als der Fluß, und durchaus dürre; weder Bäume, Gras, noch Pflanzen wachſen darauf; bloß in der Re-

genzeit iſt es mit auſſerordentlicher Mühe möglich, einiges Gemüſe da zu ziehen.

Das Klima iſt ſehr ungeſund, doch weniger nachtheilig in der niedrigen Jahrszeit, die im November anfängt, und ſich im Mai endiget; man nennt dieſe Jahrszeit deßwegen die niedrige, weil das Waſſer des Fluſſes da niedrig iſt. In dieſer ganzen Zeit ſind die Krankheiten ſehr häufig. In dem übrigen Theile des Jahres, der wegen der Ueberſchwemmungen die hohe Jahrszeit genannt wird, beſchränken ſich die Krankheiten dieſes Landes gewöhnlich auf zwei, die Ruhr und bösartige Fieber.

Die gedachte Inſel hat beinahe die Hälfte des Jahrs durchaus Mangel an ſüſſem Waſſer, denn es gibt da weder Brunnen noch Quellen; man nimmt ſeine Zuflucht zu Gruben, die man in den Sand macht, wo man ein Salzwaſſer findet, das man mit einem kanariſchen Stein filtrirt, um es trinkbar zu machen.

Ohnerachtet dieſer vielfältigen Unannehmlichkeiten, hat doch der hier aufgeſchlagene Hauptſitz, die gute Lage des Handels, und der Regierung eine zahlreiche Menge Bewohner dahin gezogen, welche ſich zwei Dörfer bei dem Fort angebaut haben. Der größte Theil ihrer Einwohner bekennt ſich zu der katholiſchen Religion, aber mit einem ſonderbaren Gemiſche von Mahometismus und Abgötterei.

Viele gehen noch nach der Meſſe zum Salam, oder in die Betſtunde ihrer Landsleute, und rufen mit gleicher Inbrunſt Chriſtum und Muhammed an. Ihre Sitten ſind einfach; ſie haben keine Kenntniſſe von Künſten und Wiſſenſchaften, aber in ihrem zwölften Jahre haben ſie ſchon einen richtigen Begriff von der Geſchichte ihres Landes, ſo wie auch von den bürgerlichen und politiſchen Vortheilen der Geſellſchaft, in welcher ſie leben.

Sie haben kein geſchriebenes Geſezbuch; aber einem jeden ſind von Kindheit an die herkommlichen Gebräuche bekannt, welche auf der Inſel herrſchen, und welche das Band der Geſellſchaft bilden. Ein öffentlicher Beamter, unter dem Namen eines Maire*), richtet und entſcheidet alle Streitigkeiten nach jenen Gebräuchen.

Sie haben keine Kriminal-Geſezze nöthig; denn man hat nie in dieſer Gegend, die wir wild nennen, das Blut eines Einwohners flieſſen ſehen, und

---

*) Der Bürger, der ſeit langer Zeit dieſe Stelle verſieht, heiſt Karl Kormer; er iſt ſowol von den Weiſſen als Schwarzen gleich geſchäzt; er hat eine in dieſem Lande ſeltene Erziehung genoſſen; er beſizt ungemein viel Artigkeit und Rechtſchaffenheit. So zeugen einſtimmig alle, die ſich auf dieſer Inſel aufgehalten haben. Es gibt alſo Länder, wo die Farbe des Nezhäutchens keinen Einfluß auf die Hochachtung hat! Denn Karl Kormer iſt ein Neger! Anm. des Originals.

das Auge des Philoſophen, das in Europa, wo man mit Menſchenliebe prahlt, ſo oft durch Gräuel- und Mordthaten beleidigt wird, kann ohne Furcht in den ausgebrannten Sandwüſten am Senegal ſich wieder erholen.

Er wird da ein ſanftes, menſchliches, gaſtfreies Volk finden, das von Ehrfurcht für ſeine Götter, für ſeine Oberen, für ſeine Aeltern glüht; er wird da ein Volk ſehen, das ſich mit nichts beſchäftigt, als mit der Ernährung ſeiner Familie, und zu dem Ende die europäiſchen Schiffe mit ihren Waaren von Haven zu Haven auf dem Fluſſe hinführt.

Der Inſel St. Louis gegenüber, liegt die Inſel Sor, welche fruchtbar, und zum Tabak- Baumwollen-, und ſogar zum Weizenbau tauglich ſeyn ſoll; ſie iſt unbewohnt *). Die Einwohner der Senegal-Inſel benuzzen ſie zur Viehweide; aber ſie gehört ihnen nicht ganz eigen; der König Brak, Beherrſcher eines Theils des benachbarten Ufers, hat Anſprüche auf die Hälfte derſelben.

Das Ufer des Fluſſes an der Küſte des veſten Landes von der Barre, bis auf eine gewiſſe Entfernung von der Inſel St. Louis, gehöret dem König Damel, oder Fürſten, die ihm zinsbar ſind; dieſer Negermonarch behauptet, daß alle Schiffsladungen, die an die Küſte gehen, ihm zugehören,

*) Adanſon, welcher dieſe Inſel mehrmals beſuchte, verſicherte, ſie ſei bewohnt. (S. im VI. B. meiner Geſchichte der Reiſen, S. 171. u. ff.)

und er will ſie nicht eher herausgeben, als bis ſie losgekauft werden. Sein Geiz iſt an dieſen Bedrük-kungen Schuld, denn er will den Alleinhandel haben, und ergreift daher Maaßregeln, die den Rechten der Menſchheit ſo ſehr zuwider ſind. —

Man hat die Inſel St. **Louis** darum zum vornehmſten Etabliſſement in dieſer Gegend gemacht, weil ſie ſehr leicht vertheidigt werden kann, und ſo vortheilhaft an der Mündung des Fluſſes liegt. Dieſe Mündung iſt durch eine **Barre** (Wellenbruch, heftige Brandung) verſchloſſen, welche ſo ſtark iſt, daß ſie es jedem groſſen Schiffe unmöglich macht, in die Mündung einzulaufen; ſogar kleinen Schiffen iſt ſie gefährlich. Eine einzige Schanze auf dem veſten Lande gegen die Barre gerichtet kann den Eingang in den Fluß gegen die ſtärkſte Macht vertheidigen; daher iſt alles, was innerhalb iſt, ganz ſicher. Die Küſte, welche den Fluß von dem Meere trennt, iſt auch wegen der immerwährenden Wellenbewegung, und der kleinen Felſen, die ſich einer Landung widerſezzen, ſchwer zu erſteigen. Auch kann man mit leichter Mühe dieſe Küſte, entweder aus dem Fort, oder mittelſt einer Schanze, die auf dem vortheilhafteſten Plaz errichtet würde, vertheidigen.

Alle dieſe Vortheile ſind indeſſen mit vielen Beſchwerlichkeiten verknüpft; denn das Meer geht bei dem Eingange in die Barre immer ſehr hoch, und dieſe iſt gewöhnlich 8 oder 10 Fuß tief. Star-

ke Brandungen von Nordnordoſt her kommen oft noch dazu, und beunruhigen die Schiffe gar ſehr, ohnerachtet der Ankergrund gut iſt. Die kleinen zum Umladen beſtimmten Schiffe ſind oft in Gefahr, an den Schiffen, denen ſie ſich nähern müſſen, zerſchmettert zu werden, und es geht oft ſehr viele Zeit verloren, ehe ſie in den Fluß kommen, und die Schwierigkeit des Ausladens verurſacht bisweilen groſſen Verluſt.

Sechzig (franzöſiſche, oder vierzig deutſche) Meilen weiter den Fluß hinaufwärts liegt eine ſehr groſſe Inſel, **Morfil**= oder **Elfeininſel** genannt, auf deren Spizze die franzöſiſche Kompagnie im Jahre 1743 ein Fort, welches den Namen **Podor** führt, hat erbauen laſſen. Auf dieſer auſſerordentlich fruchtbaren Inſel gibt es eine Menge Honig, und ſehr viele Thiere, auch wächst daſelbſt Baumwolle und Indigo wild.

Die Abſicht der Kompagnie bei Erbauung des Forts **Podor**, war, die Verprovіantirung der Bewohner der Senegalinſel beſſer zu verſichern, und die Gemeinſchaft mit den oberen Gegenden des Fluſſes zu begünſtigen. Das Land gehört einem von den drei Königen, die den Titel **Brak** führen. Er ſteht unter dem Schuzze der Mohren, welche hier die Oberhand haben. Das Komptoir bezahlt ihm auch einen Tribut.

Den Fluß weiter hinauf, ohngefähr 140 oder 150 (franz. oder 80 bis 90 deutſche) Meilen iſt

ein anderes Etabliſſement, das die franzöſiſche Kompagnie in dem Lande Galam errichtet hat. Das Land von dem Fort Podor bis zum Fort Galam macht die zwei Königreiche — — *) aus, zwiſchen welchen ſich eine unabhängige Nazion findet, die — — **) genannt; dieſes Land iſt ſehr fruchtbar, und wegen der Güte des Tabaks berühmt, der, wenn er gut behandelt wird, den beßten, wie man ſagt, amerikaniſchen und europäiſchen übertrift.

Die Franzoſen hatten in Galam an einem Ufer der Fluſſes das Fort St. Joſeph erbauet; im Jahre 1755 rüſteten ſie ſich, es wegen der ungeſunden Luft, und wegen der Verwüſtungen, die das Austreten des Fluſſes verurſachte, zu verlaſſen, und ihre Abſicht war, es nach Sugalu zu verlegen, welches ein Dorf an der Mündung des Fluſſes Faleme ***) iſt, der ſich 8 (franz.) Meilen weiter unten in den Senegal ergießt. Dies würde ohne Zweifel der ſchiklichſte Ort geweſen ſeyn. Man fährt mit Schiffen, die ein Verdek haben,

*) Hier iſt eine Lükke in dem Original. Nach den beßten Karten und Nachrichten liegt nur das Land der Fulier zwiſchen Podor und Galam.

**) Wieder eine Lükke. Was für ein Volk hier gemeint iſt, errathe ich nicht.

***) Im Originale ſteht irrig Femele. Ueberhaupt ſind die eigenen Namen daſelbſt falſch angegeben.

hinauf; das Erdreich iſt ſehr fruchtbar, und es giebt eine groſſe Menge Honig daſelbſt.

Die beiden Komptoirs zu **Podor** und zu **Galam**, hatten zum Zwek, Erleichterung und Erweiterung des Handels. Denn erſtlich hatten ſie den Vortheil, Wachs, Elfenbein und Ochſenhäute, leicht zu bekommen, zweitens konnten ſie Nuzzen aus den Goldminen zu **Natakon** und **Relimani** *) ziehen, die nur 40 bis 50 (franz. oder 25 bis 30 deutſche) Meilen davon liegen. Das Land wird von zwei Negernazionen den **Sarakolets**, und den **Raſſonen** bewohnt, welche ſchon ſeit langer Zeit Krieg mit einander führen, und welche gegenſeitig ihre Kaufleute plündern oder brandſchazzen.

Die Inſel **Goree**, deren ſich die Engländer bei der Eroberung des Senegals bemächtigt, iſt wieder nebſt dem Senegal an Frankreich zurükgegeben worden.

Dieſe Inſel liegt an der Spizze des grünen Vorgebirges, ohngefähr 30 Meilen ſüdwärts von der Mündung des Senegals; ſie iſt 270 Toiſen lang, und 132 breit, und iſt von 1763 bis 1779 der einzige Ort geweſen, den wir an der Küſte von Afrika beſaſſen.

Obgleich der Handel von **Goree** ſehr eng begränzt iſt, ſo iſt dieſe Inſel doch für Frankreich von

*) Im Lande Bambuk.

groſſem Werthe. Sie hat eine ſichere Rhede und iſt als Proviant=Magazin ſehr wichtig. Sie iſt auf der ganzen Küſte der einzige Ort, wo man am beßten Vorrathshäuſer für die Schiffe anlegen könnte.

Die Schiffe, die auf Unternehmungen ausgiengen, würden daſelbſt Maſte, Takelwerk, Schiffsgeräthe finden; ſie würden ſich mit wenigen Koſten mit friſchen Speiſen verſehen können; ſie könnten an dem veſten Lande Waſſer und Holz einnehmen; mit einem Worte dieſer unfruchtbare Felſen iſt für die Schiffe des Staats und für die Fahrzeuge der Kaufleute von dem größten Vortheile.

Die Bewohner dieſer Inſel ſind ziemlich zahlreich, und nähren ſich von der Handleiſtung beim Handel.

Unter der Niederlaſſung zu **Goree** ſtehen die (bis auf das lezte) alle auf veſtem Lande gelegenen franzöſiſchen Komptoire von **Ruſisko, Portudal, Joal, Albreda** und **Biſſao.**

Die drei erſtern liegen am Rand der Küſte, und erleichtern den Einkauf der nöthigen Lebensmittel, für die Bewohner von Goree, und für die Verproviantirung unſerer Schiffe.

Das vierte liegt nahe an der Mündung des Gambia=Fluſſes; es iſt in dem Friedensſchluſſe von 1783. den Franzoſen geblieben, welche ſich daher die Erlaubniß ausbedingten, bei dem engli=

ſchen Plazze Jilfrey Waſſer zu holen. Die Engländer beſizzen die übrigen Plåzze an dem Fluſſe. In dieſem und dem Komptoir zu Biſſao handeln die Franzöſen Elfenbein, Wachs, Häute und Goldſtaub ein.

II.

Ueber den Handel

der Franzoſen in Senegambien und über die Ausſichten zur Verbeſſerung und Erweiterung derſelben *).

Der Gummihandel allein, den wir (die Franzoſen — ſo ſpricht Herr Queslin) in Senegambien beſizzen, iſt ſchon von der gröſsten Wichtigkeit, wenn er gut verwaltet und von der Regierung beſchüzt und aufgemuntert wird. Der Gummi, dieſe ſchleimige Subſtanz, iſt den Manufakturen weſentlich nüzlich, hauptſächlich denjenigen, in welchen wollene und ſeidene Zeuge, Taffete, und Bänder

*) Die erſte Nazionalverſammlung hat durch ein Dekret vom 18 Januar 1791 die franzöſiſch-afrikaniſche privilegirte Handels-Kompagnie aufgehoben, und den Handel nach Senegambien allen Franzoſen frei gegegeben. Der Sklavenhandel iſt auch abgeſchafft worden.

gemacht werden; die Ausländer ſind gezwungen, ihn von uns zu ziehen.

Der Handel damit iſt ſehr vortheilhaft für uns; denn wir erhalten dieſen Artikel um einen ſehr geringen Preiß, und wir verkaufen ihn ſehr theuer; zugleich ſezzen wir dadurch eine Menge in Frankreich fabrizirter Waaren ab, deren Verkauf die Manufakturen in einen blühenden Zuſtand ſezt, den Geldumlauf vermehrt, und den Ueberfluß unterhält.

Die Engländer, die man in allem was den Handel betrift, zum Muſter nehmen kann, ſezten einen hohen Werth auf den Beſiz des Senegals, und ſo lange ſie Meiſter davon waren, unterlieſſen ſie nichts, dieſe ſo wichtige Kolonie in einen blühenden Stand zu ſezzen. Als ſie durch den Friedensſchluß genöthigt wurden, dieſe Beſizzung wieder an Frankreich abzutreten, ſo waren ſie ſorgfältig darauf bedacht, ſich das Recht vorzubehalten, zu **Arguin** und **Portendik** Gummi einzuhandeln. Sie kannten die Nachläſſigkeit der Agenten unſrer alten Regierung, und da ſie immer bereit waren, aus unſern Fehlern Nuzzen zu ziehen, ſo ſchmiedeten ſie das Projekt, die Mohren zu gewöhnen, ihre Waaren nicht mehr nach der Eskale der Wüſte zu bringen, ſondern dieſelben ihnen an die beiden Plázze, die ſie ſich vorbehalten hatten, zuzuführen. Es iſt nun unſre Sache, die Wirkung dieſer Liſt

zu verhindern; dies kann aber nicht anders, als durch die vorſichtigſten Maaßregeln geſchehen. Man muß den Mohren die gebräuchlichen Abgaben und Geſchenke ſorgfältig entrichten; man muß bei dem Waarentauſch ehrlich mit ihnen zu Werke gehen, ſich in den Tauſchwaaren nach ihren Bedürfniſſen richten, mit den Häuptern der Völker an den Ufern des Fluſſes in guter Einigkeit leben, die immer zwiſchen benachbarten Nazionen Statt finden ſollte. Man muß endlich in den Flüſſen oder an den afrikaniſchen Küſten oft Kriegsſchiffe erſcheinen laſſen. Die anderen Nazionen, die in dieſen Gegenden Beſitzungen haben, ſind ſehr darauf bedacht, ſich dieſes Mittels zu bedienen. Aber unſre Kapitaine müſſen nicht ſo ſchnell dieſe Gegenden vorbei ſegeln, wie es in den Jahren 1787 *) und 1788 **) geſchehen iſt. Es wäre

*) Damals wollte die Regierung die biſſagotiſchen Inſeln, und die benachbarten Küſten unterſuchen laſſen; ſie ſchikte eine Fregatte zu dem Ende dahin ab, welche wieder zurükkam, ohne das geringſte geleiſtet zu haben. A. d. O.

**) Zu dieſer Zeit wurde eine Karavelle in dieſe Gegenden geſchikt, die mit vollen Segeln bei den Inſeln vorbei fuhr, ohne zu landen, und ohne mit Jemanden zu ſprechen; ohnerachtet es portugieſiſche Schiffe ſahe, und der König von Kasnabak den Befehlshaber einlud, ihn zu beſuchen. A. d. O.

nöthig, daß ein Schiff unterhalten würde, das beſtändig daſelbſt kreuzte; die Regierung aber müßte ein wachſames Auge über deſſen Verrichtungen haben.

Der Handel mit Elfenbein, Wachs und rohen Häuten, iſt auch ein Gegenſtand von der größten Wichtigkeit, der nicht weniger dazu beiträgt, unſre Manufakturen blühen zu machen. Aber ein Gegenſtand, der beſonders die Aufmerkſamkeit der franzöſiſchen Regierung feſſeln ſollte, ſind die Goldminen, welche ſich in dem Innern von Afrika befinden.

Gleich bei der erſten Beſiznehmung des Senegals hatte man ſich geſchmeichelt, ſie zu entdekken. Aber entweder fand die privilegirte Handelsgeſellſchaft zu groſſe Hinderniſſe bei ihren Nachforſchungen, oder ſie iſt aus andern Urſachen davon zurükgetreten; genug erſt im Jahr 1730 *) ſchien es der franzöſiſchen Kompagnie Ernſt zu ſeyn, ſich mit dieſem Gegenſtande zu beſchäftigen. Damals

*) Dies iſt wol ein Irrthum, denn ſchon im Anfang dieſes Jahrhunderts bemühte ſich Brue der franzöſiſche Generaldirektor, am Senegal das goldreiche Bambuk zu finden, und ſchon im Jahr 1716 reiste Compagnon dahin. (Man ſehe meine Geſch. der merkw. Reiſen, III. B. auch im VI. B. Die Zuſäzze.)

wurde ſie durch verſchiedene Nachrichten, die ſie von ihren Beamten bekommen hatten, von den reichhaltigen Minen in **Bambuk**, **Bondu** und Galam unterrichtet, ſie ſchikte einen Künſtler, ſie zu unterſuchen, dahin, der bei ſeiner Rükkunft in Frankreich die genugthuendſten Aufklärungen darüber gab. Derſelbe wurde neuerdings mit dem Karakter eines Kommandanten, und mit einer Vollmacht nach Galam abgeſchikt, die er gegen die Eingebohrnen des Landes mißbrauchte; er wurde darauf in dem Fort St. Joseph mit aller ſeiner Mannſchaft umgebracht; und die Kompagnie, die der verlornen Koſten wegen von neuen Unternehmungen zurükgeſchrökt wurde, ſtand von ihrem Vorhaben ab.

Im Jahr 1741, als der Generaldirektor von Senegal, Herr **David**, nach Frankreich kam, brachte er einige Stükke Erde aus dem Lande mit, um die Kompagnie zu überzeugen, wie unrecht ſie thäte, daß ſie ihr erſtes Vorhaben auf die Minen zu Galam nicht fortgeſezt hatte.

Nachdem man dieſe Erde hatte waſchen und unterſuchen laſſen, beſchloſſen die Direkteurs, noch ein zweitesmal einen Verſuch zu Entdekung der Gold-Bergwerke zu wagen.

David bekam ſelbſt den Auftrag, dieſelben aufzuſuchen, und ihre Bearbeitung vorzubereiten. Er errich-

errichtete wirklich in dieſer Abſicht einige Komptoirs, und nachdem er ſich völlig von den Reichthümern der Minen überzeugt hatte, kehrte er an den Hauptort zurük, um von da aus den Plan, den er ſich gemacht hatte, auszuführen *).

Es kam aber im J. 1744 der Krieg dazwiſchen; Hr. David mußte nach Jle de France; und Hr. v. Brue trat in die Stelle eines Generaldirektors von Senegal; dieſes und andere Umſtände nöthigten die Kompagnie, das Vorhaben mit den Minen bis nach dem Frieden zu verſchieben. Jnzwiſchen wurde nicht alles eingeſtellt; die von dem Herrn David errichteten Komptoirs an den Gränzen von Bambuk und Bondu wurden immerfort unterhalten. Hr. Auſſenac, Kommandant des Forts St. Joſeph in Galam, begab ſich im J. 1756 nach Kelimani und Natakon, wo man neue Minen entdekt hatte. Er unterſuchte die Reichhaltigkeit und Ergiebigkeit derſelben, und ſchikte den Direktoren der Kompagnie zu Paris Stufen, die ſehr reichhaltig von reinem Golde befunden wurden. Auſſenac bemerkte in einem ſeiner Berichte, daß je tiefer man in die Erde grübe, deſto beſſer die Minen würden; und er verſicherte, daß nach den Verſuchen, die er gemacht, indem er einige hatte ſchmelzen laſſen, ſie

*) De la Roque erzählt dieſe Unternehmung ganz anders; er war dabei. (Man ſehe ſeine Reiſe im III. B. dieſes Werks.)

nach Abzug aller Koſten 40 bis 50 Prozent reinen Gewinns gaben. Die Kompagnie, die nun mehr als jemals von der Einträglichkeit dieſer Minen überzeugt war, machte ernſtliche Anſtalten, um dieſes Unternehmen zu beſchleunigen, als die Wegnehmung des Senegals im J. 1758 alle ihre Hoffnungen vereitelte. Man weiß nicht, ob die Engländer während des Beſizzes dieſes Landes ſich mit dieſem wichtigen Geſchäfte abgegeben haben; man hat blos erfahren, daß ſie im Jahr 1759 einen Künſtler dahin abgeſchikt haben, der zu Galam geſtorben iſt.

Bambuk und **Bondu** ſind die Negerländer, wo man die reichſten Minen antrift; es ſind Freiſtaaten, die von Negern bewohnt werden, die man **Mandingoer** nennt; ſie werden von unabhängigen Oberhäuptern regiert, unter welchen der von Bondu am meiſten gefürchtet und geehrt wird. Die zwei vornehmſten Goldbergwerke *ſind zu* **Natakon** und **Kelimani**, die in der Gegend eines Fluſſes liegen, welcher den Namen Sannon oder Goldfluß führt, und nahe bei dem Dorfe **Tambaura** entſpringt; er fällt 12 bis 15 franzöſiſche Meilen von dem Fort **St. Joſeph** in den Faleme. Der Weg zu Lande dahin iſt ſehr beſchwerlich, wegen der hohen Berge und der dikken Wälder, womit dieſe Gegenden bedekt ſind. Die Negern, welche dieſes Land bewohnen, ſind ſehr faul, fühllos und ohne den geringſten Ehrgeiz; ſie ſam=

meln die Reichthümer, auf welchen ſie täglich mit Füſſen herum treten, nur zu den dringendſten Nothwendigkeiten und ihrem Lebensunterhalt ein.

Frankreich ſollte ſolche ergiebige Quellen nicht aus den Geſichte verlieren; die Regierung ſollte eine Summe ausſezzen, und alles nur mögliche beitragen, um dieſe reichen Kanäle zu öffnen, ergiebig zu machen, und in ſeinen Schoos zu leiten. Wenn auch jezt ſchon die Gefahren, welche die neugebohrne Freiheit umlagern, der Nazion nicht erlauben, alle ihre unerſchöpflichen Hülfsmitteln in dieſer Lage dazu anzuwenden, ſo iſt dies doch auch kein Bewegungsgrund, ſie gänzlich zu vernachläſſigen.

So weit der Bericht des Herrn Queslin. Er ſagt uns noch, daß die franzöſiſchen Beſizzungen in Senegambien in zwei Theile (die Departements von Senegal und von Goree) abgetheilt und als Statthalterſchaften verwaltet, der Regierung ehmals gegen 500,000 Livres jährlich koſteten. Davon laſſen ſich aber zwei Fünftel erſparen, wenn man dieſe Niederlaſſungen als bloſſe Komptoire einrichtet, und das Departement von Goree dem von Senegal unterordnet.

Seine weiteren Vorſchläge zu einer verbeſſerten

Einrichtung dieſer ſenegambiſchen Beſizzungen gehören nicht hieher, da ſie zur Zeit nur noch bloſſe Projekte ſind.

Wir müſſen erwarten, bis ſie in ruhigeren Zeiten realiſirt werden!

Ende des ſiebenden Bandes.

Sd (b

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ehrmann, Theophil Friedrich, 1762-1811

Geschichte der merkwürdigsten Reisen welche seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind

Bd.: 7

Frankfurt am Main (1793)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Sd (b) 223-7
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11347131-9
VD18 80339050